

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy

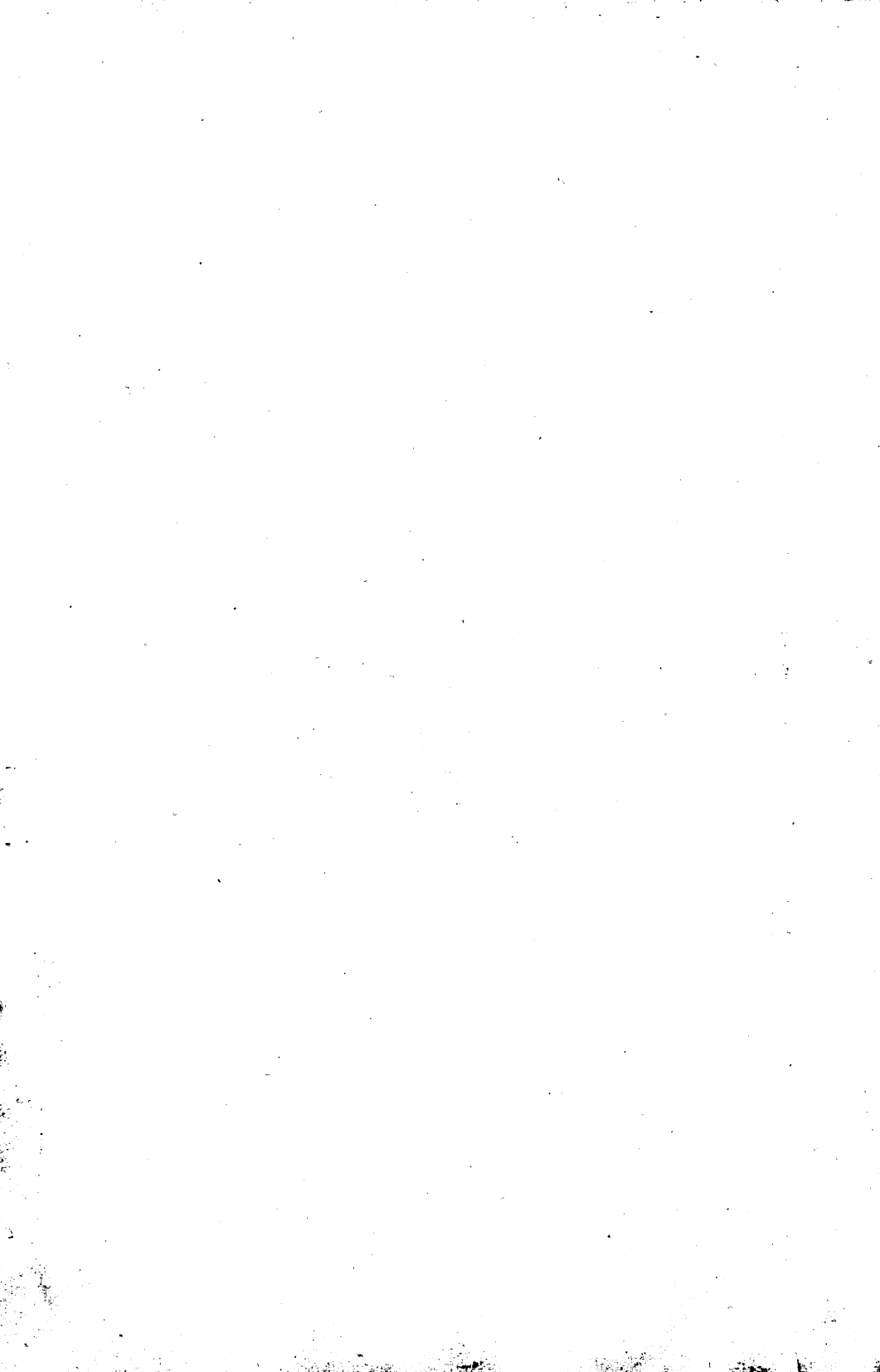
53769
E 2256 I

12. 8. 1932.

1-5 Ed 1274







1 9 9 7

Mitteilungen
des Vereins für die Geschichte
von Ost- und Westpreußen

Inhaltsverzeichnis

von Jahrgang I bis V

*

1932.997

Inhaltsverzeichnis von Jahrgang I bis V

(Die erste Ziffer bezieht sich auf den Jahrgang, die zweite die Seite.)

A0313



42858

53769

~~5031~~

2163

Nachrufe

Karl Springer † (C. Krollmann)	III,	1
Paul Karge † (C. Krollmann)	III,	17
Hans Bruß † (C. Krollmann)	III,	52
Arthur Warda † (C. Krollmann)	IV,	35
Otto Krauske † (C. Krollmann)	V,	17
Gottlieb Krause † (R. Fischer)	V,	49

Aufsätze

Anderson, Eduard: Wie es in Königsberg um die bildende Kunst am Ende des vergangenen Jahrhunderts stand	II,	10
— Wie es um die Kunst in Königsberg von der Jahrhundertwende bis zum Ausbruch des Weltkrieges stand	II,	41
— Das Aneiphöfische Rathhaus ein stadtgeschichtliches Museum	V,	4
Clemen, Otto: Eine Streitschrift des preußischen Kanzlers Michael Spielberger	V,	41
Crome, Hans: Die Burgen der alten Preußen	III,	34
Forstreuter, Kurt: Zacharias Werner und seine Mutter	III,	12
— Neues über Gregorovius	III,	57
— Die Erlebnisse eines preußischen Kriegsgefangenen bei den Russen, Tataren und Türken	V,	28
Franz, Walther: Die Beguinen in Königsberg	I,	52
Gause, Fritz: General Kennenkampf und sein Stab	I,	10
— Neuere Literatur über Neustpreußen	IV,	25
Goldschmidt, Günther: Alte Stammbuchverse	II,	20
Gollub, Hermann: Die Proßter Grenzäule	III,	23
— Die Verlegung der Wehlauer Franziskaner	IV,	14
— Das Stadtprivileg von Löben	V,	55
Grieser, Rudolf: Friedrich Wilhelm I. auf der Reise in Preußen	III,	62
— Ein Stadtprivileg Johannisburgs aus der Ordenszeit	V,	9
Güttler, Hermann: Sind während des Siebenjährigen Krieges kriegsgefangene Österreicher in Königsberg untergebracht gewesen?	II,	1
Guttzeit, Emil Johannes: Der Neuschenhof bei Heiligenbeil	II,	47
— Von der „Nacht“ und dem „Nachtgeld“	IV,	1

Hein, Mag: Die Jungfrau von Orleans und der deutsche Ritterorden	I, 55
— Der Beginn der Gegenreformation in Heiligelinde	I, 58
— Ein Beitrag aus dem schwedischen Reichsarchiv zur Haltung der preußischen Stände im 1. Nordischen Krieg	II, 68
— Eine Archivbenutzung aus dem Jahre 1770	V, 51
Knapke, Werner: Königsberger Münzmeister	III, 41
Königsegg, Abda v.: Die Einrichtung der königlichen Gemächer im Schloß zu Königsberg in den Jahren 1806/09	IV, 17
Krause, Gottlieb: Der Bericht eines ostpreußischen Mitkämpfers über die Schlacht bei Belle-Alliance	I, 42
— Zur Vorgeschichte der Schlacht an der Rahbach	III, 2
Krauske, Otto: Zur Geschichte des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen	I, 2
Krollmann, Christian: Neues von Johannes Poliander	I, 20
— Ein Geburtstagsbrief 1813	I, 61
— Wer war der Verfasser der Epitome gestorum Prussiae?	II, 51
— Die älteste Rolle der Königsberger Stadtmusikanten	III, 53
— Der Maler Michael Willmann und seine Vaterstadt Königsberg Pr.	V, 20
Loch, Eduard: Von den ältesten Königsberger Studentenvereinen vor 100 Jahren	II, 4
Maschke, Erich: Das mittelalterliche Memel im baltisch-preußischen Raume	II, 53
— Mittelalterliche Fremdenpolizei in Preußen	IV, 12
Menz, Arthur: Der Bernstein und die Sudauer	IV, 61
Meyer, William: Zwei Königsberger Urkunden in Reval	II, 17
— Zur Lebensgeschichte des Chronisten Johannes Beler	IV, 43
DeLsnik, A. B. E. von der: Das Deutschordenskreuz als Nationalabzeichen in der Ostmark	I, 34
— Das Alter der Gewölbebeschlußsteine in der Kirche zu Wargen	V, 14
Schmid, Bernhard: Ein Urkundensfund in der Marienburg	II, 66
— Der Neue Turm in Marienburg	IV, 23
— Die Stadtfreiheit von Marienburg	V, 34
Schulz, Karl: Die alte Amtsmühle Kalthof	III, 30
— Das Haus Bülowstraße 32 und die letzten Königsberger Scharfrichter	V, 43
Seydel, Willy: Tiersymbolik in der Plastik des Deutschordenslandes	IV, 5; IV, 54
Siehr, Karl: Kant und das freie Wort	I, 37
Springer, C. G.: Das Ballhaus zu Königsberg	II, 33
— Berichtigung zu Franz, die Beguinen in Königsberg	II, 32
Stolze, Wilhelm: Zur Kritik der Überlieferung von dem Samländischen Bauernaufstand des Jahres 1525	IV, 37
Warda, Arthur: Eine „altmodische“ Plauderei von Karl Rosenkranz	I, 17
— Zwei Bilder aus Alt-Königsberg	I, 57
— Eine ostpreußische Liste verbotener Bücher des achtzehnten Jahrhunderts	II, 27
— Königsberger Adreßbücher	III, 25
— Kleinigkeiten von großen Männern	III, 54
Wermke, Ernst: Zeugnisse ostpreußischer Musikgeschichte	V, 1

Bücherbesprechungen

Marie von Olfers: Briefe und Tagebücher, 1826—69. Berlin 1928. (Arthur Warda)	II, 71
Walther Franz: Königsberger Willküren. Königsberg 1928. (Fritz Gauße)	III, 48
Max Lehnerdt: Aus Johannes Voigts ersten Königsberger Jahren. Königsberg 1929. (Erich Maschke)	IV, 16
C. Krollmann: Geschichte der Stadtbibliothek zu Königsberg. Königsberg 1929. (Fritz Gauße)	IV, 33
Paul Nelson: Die Geschichte des St. Georgen-Hospitals zu Königsberg. Königsberg 1929. (Erich Maschke)	IV, 34
Hermann Kaufhning: Zehn Jahre polnischer Politik. Die Entdeutschung Westpreußens und Posen. Berlin 1930. (Max Hein)	IV, 68
Die Einwirkungen der Gebietsabtretungen auf die deutsche Wirtschaft. Berlin 1930. (Max Hein)	V, 16
Bernhard Schweizer: Antiken in ostpreußischem Privatbesitz. Halle 1929. (Arthur Menck)	V, 48
Walther Ziesemer: Die Prophetenüberetzung des Claus Cranc. Halle 1930. (C. Krollmann)	V, 63
Plattdeutsche Volksmärchen aus Ostpreußen. Königsberg 1931. (Fritz Gauße)	V, 64

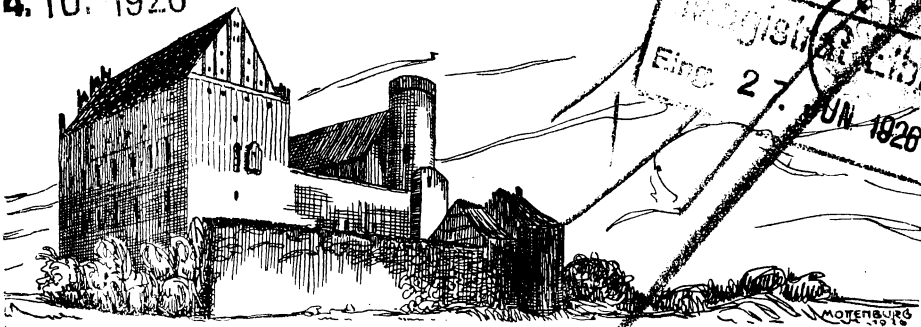
Aus dem Verein

Jahresberichte für 1927	II, 49
Jahresberichte für 1928	III, 49
Jahresberichte für 1929	IV, 51
Jahresberichte für 1930	V, 57
Bisherige Publikationen des Vereins	I, 8
Vereinsnachrichten I, 16; I, 33; I, 51; II, 1; II, 33; II, 50; III, 1; III, 51; IV, 1; IV, 17; IV, 53; IV, 35; V, 1; V, 19; V, 33;	III, 33 V, 59
Verzeichnis der Mitglieder	V, 59

Verzeichnis der Abbildungen

Königsberg Br., Holzbrücke (um 1840)	I, 56/57
— Holzgasse (1840)	I, 56/57
— Kleists Wohnhaus	II, 24/25
Heilsberg, Bischofschloß, Remter, Südostdecke, Südwestdecke	IV, 8/9
Wargen, Kirche, Gewölbefußstein; Heilsberg, Bischofschloß, Remterplastik	IV, 58/59
Michael Willmann	V, 24/25

4.10. 1926



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 1

1. Juli 1926

Nummer 1

Inhalt:

Vorwort Seite 1. — Krauske, Zur Geschichte des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen S. 2. — Bisherige Publikationen des Vereins S. 8. — Gause, General Kennenkampf und sein Stab S. 10. — Vereinsnachrichten S. 16.

Vorwort

Unser Verein hat sich entschlossen, seinen Mitgliedern fortan außer den alle ein bis zwei Jahre erscheinenden größeren wissenschaftlichen Veröffentlichungen eine kleine Vierteljahrszeitschrift zu bieten in der Erwägung, daß nur etwa die Hälfte der Mitglieder in Königsberg ansässig ist, und daß von diesen auch nur einem Teil die Muße bleibt, den monatlichen Sitzungen einigermaßen regelmäßig beizuwohnen. Es wird angestrebt, in jedem Heft der „Mitteilungen“ zwei bis drei Aufsätze verschiedensten Inhalts zu bringen. Auch sollen hier die Jahresberichte und andere geschäftliche Angelegenheiten bekanntgegeben werden. Die „Jahresberichte“ werden daher fortan nicht mehr als Sonderdrucke erscheinen.

Der Vorstand



Die Geschichte des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen.

Von Otto Krauske.

Die Zeit, wo die Romantik die Geister beherrschte, ist vorüber und wird wohl kaum in alter Stärke wiederkehren. Denn von dem, was die Romantik ihren Verehrern versprochen hatte, ist nichts erfüllt worden. Die Welt wurde nicht umgestaltet. Die Romantik wandte sich schließlich sogar gegen sich selbst. Ihre Ironie war im Grunde nur Spott über das eigene Unvermögen.

Und doch, wer wollte wagen, über die Romantik den Stab zu brechen. Nicht nur, daß sie unsterbliche Gedichte der Welt geschenkt hat. Ihr Hauptverdienst besteht in dem Kampfe gegen die platte Aufklärung, die sich im 18. Jahrhundert so breit machte. Die Zeitgenossen Ludwigs XIV. und Friedrichs des Großen rühmten ihre eigenen Tage als unübertrefflich, als die Erfüllung aller Vergangenheit. Mit welcher Verachtung schauten diese Menschen auf das Mittelalter: Eine Zeit, wo Bosheit oder Dummheit das Zepter geführt hatten. Die erhabenen Gebäude des romanischen und gotischen Voralters wurden als Überbleibsel des Ungeschmackes behandelt. Ein Glück, wenn sie nur durch Krokobauten angeblich verschönt wurden. Aber wie viele wurden abgebrochen, um mit ihren Steinen moderne Häuser herzustellen. Und ganz ähnlich erging es den Urkundenschatzen. Was könnte man aus diesen „paperasses“ einer zurückgebliebenen Zeit lernen?

Hier hat die Romantik gründlichen Wandel geschaffen; freilich nach ihrer Art der Übertreibung Übertreibung entgegensetzend. Das vorher verachtete Mittelalter wurde nun Trumpf. Die eigene Zeit wurde auf Kosten der Vergangenheit herabgesetzt. Aber der Umschwung enthielt einen echten, unvergänglichen Kern. Das achtzehnte Jahrhundert hatte nur die Geschichte der Herrscher gekannt. Jetzt aber wurde das Volk entdeckt. Die Nation, die nationalen Gedanken traten in den Mittelpunkt. Das ganze Volk wurde der Gegenstand der Forschung. Neue Zweige der historischen Anschauung entsprossen in üppiger Fülle.

Wer vermöchte zu sagen, wie weit die Historiker aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wirklich Romantiker gewesen sind. Indessen es gibt Ideen, die so mächtig sind, daß jedermann sich unbewußt ihnen beugt. So ward die Romantik doch für alle, die damals Geschichte trieben, die Lebensluft.

In diesem Sinne können wir auch den Bahnbrecher der modernen Geschichtsforschung, Barthold Niebuhr, zu den Romantikern zählen. Bis auf seine Zeit waren die Griechen und Römer entweder in unnahbarer Herrlichkeit dargestellt oder zum Gegenstand erbaulicher und philosophischer Betrachtungen gemacht. Von einer wirklichen Kritik war kaum die Rede. Niebuhr jedoch fand in seiner Dithmarsischen Heimat, wo der Friesenstolz lebte, die Abbilder der alten Römer. Die Schemen, als die man bis dahin die Völker des

klassischen Altertums gesehen hatte, wandelten sich durch ihn in wirkliche Menschen mit den Tugenden und Fehlern der eigenen Zeit.

Und wie hatte erst den Brüdern Grimm die Liebe zum eigenen Volk die Augen geöffnet. Die unermüdlige Beachtung des täglichen Lebens, die so oft mit Unrecht bespottete Andacht zum Unbedeutenden verließ ihren Forschungen unbergänglichen Reiz. Als Jakob Grimm 1814 durch das Elsaß gereist war, schrieb er: „Die Elsässer sind ein gesunder, handfester Schlag Menschen. Seit sie von Kaiser und Reich im Stich gelassen, haben sie sich selbst beigestanden, Sprache, Sitten und Trachten aufrecht erhalten, was nicht geschildert, sondern nur mit Augen geschaut werden kann, weil es bis in die Mienen, Redensarten, Hausgerät und Einrichtung der Stuben geht. Mit dem wahren deutschen Sinn und der rechten Vaterlandsliebe insgemein ist es so beschaffen, daß sie von selbst und verborgen in der Brust wächst. Die Elsässer sind und gehören uns von Gott und Rechts wegen, darum sollen wir nicht gegen unser eigenes Fleisch sprechen, sondern warten, bis ein gutes Schicksal uns mit Ehren zu ihnen und sie ohne Sünde zu uns führt“.

Die Zeit war reif geworden, um der Lehre des größten Historikers, Leopold Ranke, das nötige Verständnis zu schenken. In seinem ersten Buche kämpfte Ranke noch mit der Form; er glaubte seine Darstellung zu schmücken, wenn er den Stil der großen lateinischen Historiker nachahmte. Aber was er brachte war doch sein Ureigenstes. Schon in der Einleitung zu diesem Werke gab er die Richtschnur für sein gesamtes Wollen. Es sind Worte, so einfach, daß sie selbstverständlich erscheinen und doch von einer Tiefe, daß nur ungewöhnliche Menschen wirklich danach handeln können. „Man hat“, so schreibt Ranke, „der Historie das Amt begemessen, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren. So hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht, er will bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen ist. Es gibt für die Geschichte ein erhabenes Ideal, das ist die Begebenheit selbst in ihrer menschlichen Sachlichkeit, ihrer Einheit, ihrer Fülle“.

Aber noch lähmte die politische Lage Deutschlands den Aufschwung. Wo war die Einigkeit und Einheit der Deutschen, von denen die Dichter der Freiheitskriege so begeistert gesungen hatten, die auch im Frankfurter Parlament vergeblich gesucht wurde.

Erst die Tage Wilhelms I. und Bismarcks gaben, was so lange ersehnt war. Ein neues deutsches Reich entstand. Die Samenkörner, die schon vertrocknet schienen, gingen auf und trugen auf allen Gebieten die reichsten Früchte. Eine Fülle bedeutender Historiker trat mit ihren Werken ans Licht. Die Geschichte wurde jetzt wirklich das Gut des gesamten Volks. Nicht nur die zunftmäßigen Historiker, nein, jeder suchte auf seine Weise, auf seinem Felde der Geschichte zu dienen. Fast überall bildeten sich Gesellschaften, um die Vergangenheit der eigenen Stadt, der eigenen Landschaft zu erforschen.

In dieser Zeit ist auch der Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen entstanden. Johannes Voigt hat allerdings nicht mehr die Gründung des Vereins erlebt. Aber wir erfüllen nur eine

Pflicht der Gerechtigkeit, wenn wir ihn als unseren geistigen Stifter ehren und seinen Manen Dank darbringen. Der geborene Thüringer hat nach seiner Übersiedelung in unsere Provinz sich mit inniger Hingebung der Ordensgeschichte gewidmet und — eine erstaunliche Leistung — in nur 14 Jahren die neun starken Bände herausgegeben, in denen er die Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Ritterordens in unserer Provinz geschildert hat. Zum ersten Male wurde diese Entwicklung in ihrem ganzen Verlaufe nach den ursprünglichen Quellen dargestellt.

Es ist Voigt wie so vielen Forschern ergangen: diejenigen, die nach ihm auf dem neuerschlossenen Gebiete arbeiteten, haben ihn am härtesten gescholten. Seine Kritik sei unzureichend, das von ihm bearbeitete Material unvollständig und lückenhaft, seine Auffassung einseitig beschränkt. Gewiß, in diesen Vorwürfen steckt viel richtiges; in den fast hundert Jahren, die seitdem vergangen sind, haben wir viel zugelehrt und verstehen jetzt besser zwischen echten und falschen Berichten zu unterscheiden. Jeder, der sich mit der Ordensgeschichte ernst beschäftigt, wird auf Urkunden stoßen, die Voigt noch nicht gekannt hat. Das Urteil über die Ereignisse wird dadurch beeinflusst werden. Indessen hat das Voigt noch selbst vorausgesehen. Dieser bescheidene Gelehrte wäre der Letzte gewesen, sein Werk als unfehlbar hinzustellen. Er erklärt selbst: „Es muß und wird eine Zeit kommen, in welcher Männer es sich zur Aufgabe ihres Lebens stellen werden, das Gesammelte zu sichten, zu prüfen und die Ergebnisse ihres Sichtens und Prüfens in ausführlichen Landes- und Volksgeschichten zusammenfassen.“ Noch ist das nicht geschehen. Wir haben vortreffliche Übersichten der preußischen Geschichte, ausgezeichnete Einzeluntersuchungen, aber der neue „Voigt“ fehlt noch.

Es bleibt doch an dem: die am meisten über Voigt schelten, benutzen ihn am eifrigsten. Ein Kritiker des Gelehrten äußert: „Und sollte es einst dazu kommen, daß kein einziges der Voigtschen Resultate mehr angetastet dasünde, so wird man doch noch immer mit unbeschränkter Verehrung zu Voigt hinausblicken.“

Johannes Voigt hat dem preußischen Stamme nicht nur die erste Provinzialgeschichte auf wissenschaftlicher Grundlage geschenkt. Nein, viel größer und weiter führend sind die Verdienste, die er sich als Lehrer der Albertina erworben hat. Voigt hat die jungen Herzen mit jener Begeisterung erfüllt, deren die Geschichte bedarf, um weiter zu kommen. Er hat sie angeleitet, selbständig die Begebenheiten der Vergangenheit zu prüfen und über seine Ergebnisse hinaus zu gelangen. Die meisten, die sich dann in dem Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen zusammenfanden, sind Voigts Schüler gewesen; ganz gleichgültig, welchem Berufe sie nachgingen, haben sie in seinem Sinne zu wirken gesucht. Es beruht auf Voigtschem Einflusse, wenn der neue Verein sich nicht auf die Geschichte der Stadt Königsberg oder Ostpreußens beschränkte, sondern von vorne herein das ganze Gebiet zum Studienobjekte nahm, jenes Gebiet, das der deutsche Orden in unerreichter Schaffenskraft zu deutschem Kolonialland umgestaltet und, so Gott will, dauernd dem Deutschtum gewonnen hat.

Unsere Kenntnis über die Entstehung des Vereins ist außerordentlich lückenhaft. Von denen, die von Anfang an eifrig mitgewirkt haben, ist niemand mehr am Leben. Unser Wissen über die Geschichte des Vereins beruht im Wesentlichen auf den gedruckten Satzungen, den Mitgliederverzeichnissen und den herausgegebenen Büchern. Aber wir glauben uns doch nicht zu täuschen, wenn wir hier drei Männer nennen, die in der vordersten Reihe gestanden und das meiste zur Begründung und Befestigung des Vereins getan haben, den Direktor Max Töppen, den Professor Karl Lohmeyer und den Bibliothekar Max Perlbach.

Es war ein wohl verdientes Loben, wenn in dem nach fünfzig Jahren erneuerten Doktordiplom Töppen „der zweite Begründer und Vater der preussischen Geschichte“ genannt wurde, und seine wissenschaftliche Arbeit mit den Worten charakterisiert wurde, „immer Bahn brechend, fruchtbar und anregend“. Töppen hatte in vielen Beziehungen Ähnlichkeit mit den Brüdern Grimm. Auch ihm war nichts zu unbedeutend, aus allem wußte er Erkenntnis für die preussische Geschichte zu ziehen. Ein Mann von ungewöhnlicher Arbeitskraft, der den Wert jeder Minute zu schätzen wußte. Trotz der Mühen, die sein Beruf mitbrachte — er hat erst das Proghmnasium in Hohenstein zu einem Gymnasium umgewandelt, dann die Gymnasien von Marienwerder und Ebing geleitet — trotz aller dieser Arbeiten fand Töppen doch noch Zeit, sich eingehend der Geschichte seiner geliebten Provinz zu widmen. Das Verzeichnis seiner gesammelten Schriften umfaßt neun eng bedruckte Oktavseiten. Wer irgend eine Forschung über preussische Geschichte unternimmt, wird unfehlbar irgendwo auf Spuren Töppens stoßen, denn es gibt keine Periode in der Entwicklung unserer Lande, der er nicht seine Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Und bei dieser erstaunlichen Fruchtbarkeit war Töppen auch von musterhafter Gründlichkeit.

Unter dem Einflusse Voigts wandte sich Töppen zunächst der preussischen Historiographie zu. Er wurde der tätigste Mitarbeiter bei der Herausgabe der *Scriptores rerum Prussicarum*.

Voigt hatte die preussischen Landtage verhältnismäßig nur kurz behandelt. Hier hat Töppen das Versäumnis seines Lehrers mit großem Erfolge zu bessern verstanden. Im Auftrage unseres Vereins gab er in fünf starken Bänden die Akten der preussischen Landtage bis 1525 heraus. Er hat nicht nur alles, was über die Versammlungen bekannt ist, aus gedruckten und handschriftlichen Nachrichten zusammengetragen, sondern auch durch umfassende Register die Benutzung ungewöhnlich erleichtert. Es ist zu beklagen, daß die Historiker den reichen Stoff, den ihnen Töppen so bequem hingelegt hat, noch immer nicht ganz ausgenutzt haben. Eine Fülle neuer Ansichten sind durch diese Publikation zum Gemeingut geworden. Heinrich von Blauen, dessen Bild vorher noch von Sagen umflossen war, steht jetzt plastisch vor unseren Blicken da. Und welche neuen Aufschlüsse haben wir für die Verbindung der preussischen Aufständischen mit Polen, für das systematische Vorgehen der

polnischen Politik gewonnen. Auch die modernen Politiker könnten manches daraus lernen.

Noch eine Arbeit des Gelehrten soll hier erwähnt werden, seine „Historisch-komparative Geographie von Preußen“. Das Werk ist sofort nach seinem Erscheinen heftig angegriffen worden. Und un-
leugbar, vor der heutigen Forschung kann es auch nicht bestehen. Aber wir dürfen doch niemals vergessen, daß sich Töppen, ähnlich wie Voigt, auf Land wagte, das noch gar nicht fest war. Man kann wohl sagen, Töppen hat erst den Boden geschaffen, auf dem die Kritiker dann ihre Geschütze aufstellten. Seine Arbeit war notwendig, sie zeigte, was und wie auf diesen Gebiete vorgegangen werden mußte; sie sollte zu weiteren Forschungen anregen. Töppen war sich selbst der Unzulänglichkeit des von ihm Gebrachten bewußt. In seinem Nachlasse befanden sich zahlreiche Ergänzungen und Berichtigungen seiner Geographie.

Als Töppen 1893 starb, wurde sein Tod in allen Kreisen, die sich wissenschaftlich betätigten, nicht nur in Preußen, sondern in der ganzen Welt beklagt. Er ist der bedeutendste und fruchtbarste Mitarbeiter unseres Vereins gewesen.

Während Töppen mit Feuereifer vorwärts drang, beschritten die beiden anderen, die ich schon nannte, mehr betretene Bahnen.

Es verdient ehrliche Bewunderung, wie Karl Lohmeyer das schwere Geschick, das ihm auferlegt war, überwunden hat. Denn ohne Arme geboren, aus mittelloser Familie, schien er wahrlich nicht geeignet zur wissenschaftlichen Laufbahn. Man erzählte sogar, die Eltern hätten den König um die Erlaubnis gebeten, das Kind töten zu dürfen, weil es doch niemals sein Brot verdienen könnte. Wahr an dieser Geschichte ist nur, daß Friedrich Wilhelm IV. die Kosten der Erziehung übernahm. Und es war kein fortgeworfenes Geld. Lohmeyer, der in seiner Jugend als unbrauchbarer Krüppel galt, ist als Professor an der Universität Königsberg 1909 gestorben. Die „Geschichte von Ost- und Westpreußen“ ist sein bekanntestes Werk. Wer aber den wahren Lohmeyer kennen und schätzen lernen will, der muß die kleinen Abhandlungen des Gelehrten zur Hand nehmen. Hier war Lohmeyer ganz auf seinem eigensten Gebiete. Er verstand es, neue Forschungen mit alten zu anziehenden Bildern zu verbinden. Bei der Herausgabe des Haushaltungsbuches, das Kammerrat von Kostitz über das Vermögen der beiden ersten preussischen Herzöge führte, folgte Lohmeyer mit Glück dem Beispiele Töppens: Durch die sorgfältige Erklärung schuf er ein Werk, das für die behandelte Zeit dauernd seinen Wert behalten wird.

Und nun der dritte, Max Perlbach. Zu den beiden Ostpreußen Töppen und Lohmeyer gesellte sich der Westpreuße, der Danziger. Schon in den zwanziger Jahren seines Lebens wurde er als Bibliothekar nach dem Westen des preussischen Reiches berufen. Aber sein Herz gehörte immer der alten Heimat, er ist ihr noch über seinen Tod hinaus treu geblieben. In seinem Testamente hat er den Verein für westpreussische Geschichte und unseren Verein zu Erben:

eingesetzt. Perlbach war der geborene Bibliothekar, auch wo er darstellt, ist das unverkennbar. Diese Eigenschaft machte ihn zum ausgezeichneten Urkundensammler und Herausgeber. Alles, was Perlbach veröffentlicht hat, zeugt von größtem Scharfsinn und von einer gewissenhaften Sorgsamkeit, die kaum übertraffbar ist.

So stand der neugegründete Verein unter glücklichen Sternen. Die verschiedenen Richtungen der Geschichtswissenschaft hatten hier vortreffliche Vertreter gefunden. An uns muß es jetzt sein, diese Traditionen nicht nur zu ehren, sondern ihnen auch zu folgen.

Es ist dem Vereine wiederholt zum Vorwurf gemacht worden, daß er nicht bestimmt abgegrenzte Gebiete der historischen Edition und Forschung bebaut hat. Wie konnte er das bei solchen Vorbildern? Und in einer Gesellschaft, in der sich Fachgelehrte mit Laien vereinigt haben, wollen doch beide Teile auf ihre Kosten kommen, da darf nicht bloß die schwere Gelehrsamkeit, die in Urkundensammlungen und Editionen alter Schriftsteller vorliegt, gegeben werden. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Von den 42 Bänden, die er herausgegeben hat, umfassen 14 die ältere Geschichte bis 1525, 2 die Zeit der selbständigen Herzöge, 3 das siebzehnte, 2 das achtzehnte und 11 das neunzehnte Jahrhundert. Und dazu kommen noch 10 Bände mit allgemeinen Darstellungen, Matrifeln der Studenten, Übersichten über die historische Literatur. Der strenge Gelehrte findet in unseren Veröffentlichungen Urkunden- und Quellensammlungen, der Freund der Familiengeschichte Memoiren, der Jurist eine Geschichte der preußischen Obergerichte, der Staatswissenschaftler Bücher über Ansiedlungen, Kreise und Städte, der Liebhaber der neuen Historie reichen Stoff in den Publikationen, die Rühl und Czjgan übernommen hatten. Die Scheffner-Korrespondenz ist das letzte Werk, das der Verein begonnen, aber trotz der zehn Jahre, die seit der Ausgabe des ersten Halbbandes vergangen sind, noch nicht vollendet hat. Der große Krieg, die Inflation, die unser Vermögen ganz verzehrt hat, und die Verteuerung des Druckes haben es leider ins Stocken gebracht. In diesem Jahre wird der zweite Band vollendet herauskommen. Aber wir können versprechen, daß die beiden noch ausstehenden Bände bald erscheinen werden, weil die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft uns gütigst ihre Hilfe zugesagt und bereits Geld zum Schlußheft des zweiten Bandes gestiftet hat. Die ärgsten Nöte sind überwunden; der Verein kann wieder auf ein frisches Gedeihen und Forschen hoffen.

Wenn der größte Teil von Westpreußen auch zu Polen gekommen, Danzig vom Deutschen Reiche getrennt ist, das Memelland in den Händen der Litauer sich befindet, für unseren Verein gehören auch diese Gebiete noch weiter zum Arbeitsgebiet. Die Nationalität kann wohl unterdrückt, aber nicht erdrückt werden. So soll denn die Abhandlung mit den Worten Fichtes schließen: „Deutschland liegt jetzt in schweren Träumen, es sieht aus, als ob es untergehen soll, aber die Zeit wird doch kommen, wo die Zukunft dem deutschen Wesen gehören wird.“

Bisherige Publikationen des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen.

Acten der Ständetage Preußens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens, herausgegeben von M. Töppen.

Bd. I. 1233—1435. 1878. XXIII, 786 S.

Bd. II. 1436—46. 1880. III, 823 S.

Bd. III. Januar 1447—Juli 1453. 1882. 774 S.

Bd. IV. August 1453—Sept. 1457. 1884. 602 S.

Bd. V. 1458—1525. 1888. X, 867 S.

Die Preussischen Geschichtsschreiber des XVI. und XVII. Jahrhunderts:

1. Simon Grunau's Preussische Chronik.

Bd. I. Tractat I—XIV, herausgegeben von M. Perlbach, 1875. VIII, 755 S.

Bd. II. Tractat XV—XXII, herausgegeben von M. Perlbach, R. Philippi und P. Wagner. 1889. X, 786 S.

Bd. III. Tractat XXIII—XXIV u. Register, herausgegeben von P. Wagner, 1896. 440 S.

2. Christoph Falk's Elbingisch-Preussische Chronik, Lobspruch der Stadt Elbing und Fragmente, herausgegeben von M. Töppen. 1879. II, 223 S.

3. Peter Himmelreich's und Michael Friedwald's, des Löwentödters, Elbingisch-Preussische Geschichten, herausgegeben von M. Töppen. 1881. 434 S.

4. Israel Hoppe's, Burggrafen zu Elbing, Geschichte des ersten schwedisch-polnischen Krieges in Preußen nebst Anhang, herausgegeben von M. Töppen. 1887. 785 S.

Geometria Culmensis. Ein agronomischer Tractat aus der Zeit des Hochmeisters Conrad von Jungingen (1393—1407), herausgegeben von G. Mendthal. 1886. 76 S.

Handelsrechnungen des Deutschen Ordens, herausgegeben von C. Sattler. 1887. XLVI, 627 S.

Rechnungen über Heinrich von Derbys Preußenfahrten 1390—91 und 1392, herausgegeben von G. Prutz 1893. CIV, 226 S.

Kaspars von Kostitz' Haushaltungsbuch des Herzogtums Preußen 1578. Ein Beitrag zur politischen und Wirtschaftsgeschichte Ostpreußens, herausgegeben von R. Lohmeyer. 1893. LXXX, 480 Seiten.

Neues Preussisches Urkundenbuch. Ostpreussischer Teil. II. Abteilung: Urkunden der Bistümer, Kirchen und Klöster. Band II. Urkundenbuch des Bistums Samland, herausgegeben von C. D. Woelfh und G. Mendthal. Heft I, 1243—1318, 1889. Heft II, 1313—1344, 1898. Heft III, 1344—1387, 1905.

Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und R. Lehms nebst Tagebuchnotizen, herausgegeben von Arthur Ludwig. I. 1802 bis 1849, II. 1850—1878. XII, 1049 S. 1894.

- Briefwechsel des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön mit G. S. Perz und J. G. Droyfen, mit Anlagen herausgegeben von Franz Kühl 1896. XXVII, 252 S.
- Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlaß von J. M. von Stagemann, herausgegeben von Franz Kühl. I, 1899, LXVII, 424 S. — II, 1900. LVI, 424 S. — III, 1902. LX, 668 S.
- Materialien und Forschungen zur Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte von Ost- und Westpreußen. I. Die Finanzverwaltung des Herzogtums Preußen von 1640—1646. Von Dr. Julius Triebel. 1897. VIII, 156 S.
- II. Geschichte des Kreises Strassburg i. Westpr., von Dr. Hans Plehn. 1900. XIV, 369 S.
- Ost- und Westpreußen. Ein Wegweiser durch die Zeitschriftenliteratur. Von Dr. O. Rautenberg. 1897. II, 161 S.
- Altpreussische Bibliographie für die Jahre 1896—1906. Heft I (1898), II (1899), III (1900), IV (1901) von Walter Meyer, Heft V (1903), VI (1904), VII (1906), VIII (1909) von Wilhelm Rindfleisch.
- Die Preußen auf der Universität Wittenberg und die nichtpreussischen Schüler Wittenbergs in Preußen von 1502—1602. Eine Festgabe zur 400jähr. Gedächtnisfeier der Gründung der Universität Wittenberg von Lic. S. Freitag. 1903. 134 S.
- Niederländische Ansiedlungen im Herzogtum Preußen zur Zeit Herzog Albrechts (1525—1568) von Bruno Schumacher. 1903. XII, 203.
- Aus der Franzosenzeit. Ergänzungen zu den Briefen und Aktenstücken zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., herausgegeben von Franz Kühl. 1904. XXVI, 326 S.
- Geschichte der Pest in Ostpreußen, von Wilhelm Sahm. 1905. VIII, 184 Seiten.
- Inhaltsverzeichnis zu Band 1—40 der Altpreussischen Monatschrift, herausgegeben von M. Perlbach. 1905. 154 S.
- Die Selbstbiographie des Burggrafen Fabian zu Dohna (1550 bis 1621) nebst Aktenstücken zur Sukzession der Kurfürsten von Brandenburg in Preußen aus dem fürstlich Dohnaischen Hausarchive zu Schlobitten, herausgegeben von C. Krollmann. 1905. LXVIII, 204 S.
- Geschichte der Königsberger Obergerichte. Von Georg Conrad. (Mit neun Lichtdrucken.) 1907. XII, 521 S.
- Zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege. Von Paul Czjgan. I, 1911. XV, 462 S. — II, 1. 1909. XV, 384 S. — II, 2. 1910. XV, 475 S.
- Die Matrikel der Universität Königsberg. Von Georg Erler I, 1908 und 1910. CLI, 551 S. 1544—1656. II, 1911 und 1912. 772 S. 1657—1829. Register von Clara Lehmann und Erich Joachim 1917. 684 S.

Die Städte und Freiheiten Königsberg i. Pr. im Jahre 1806. (Einwohner, Handel, Gewerbe und Repräsentation.) Herausgegeben von Dr. S. Gehrman. 1916. 123 S.

Briefe an und von Johann George Scheffner. Herausgegeben von W. Warda. I. 1916 und 1918. 528 S. II. 1920, 1922, 1924. 320 S. Letzte Lieferung des 2. Bandes erscheint 1926.

Sitzungsberichte des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen. I (1893), II (1896), III (1897), IV (1900), von W. Lesdorp; V (1903), VI (1906), VII (1909), VIII (1912), IX (1915), X (1917) und XI (1919) von Eduard Loch, 390 S.

M. H.

General Rennenkampf und sein Stab.

Von Dr. Fritz Gause.

Bei Ausbruch des Weltkrieges stand General Rennenkampf in der russischen Armee im Rufe eines entschlußkräftigen und wagemutigen Führers. Er hatte sich bereits im Borerkrieg bei den Chinesen den Beinamen eines Tigers erworben und galt im russisch-japanischen Kriege, in dem er eine Kosakendivision und später ein selbständiges Armeekorps führte, als einer der hervorragendsten russischen Generale. Über seinen Charakter gingen allerdings die Meinungen stark auseinander, und sein sittlicher Ruf war nicht der beste. Kurz vor dem Kriege wurde Rennenkampf Befehlshaber des an Ostpreußen grenzenden Wilnaer Militärbezirks, wo er bis dahin das 3. Armeekorps geführt hatte. Seine Ernennung wurde von den einen wegen seines sittlichen Rufes benörgelt, von den anderen wegen seiner militärischen Tüchtigkeit begrüßt. Als Führer der 1. Armee, einer der drei gegen Ostpreußen angelegten Armeen der russischen Nordwestfront, ist er dann im Weltkriege allgemein bekannt geworden. Er versäumte es, in die Schlacht bei Tannenberg einzugreifen und wurde durch die Schlacht an den masurischen Seen aus Ostpreußen herausgedrängt, wobei er sich so schnell nach Romno begab, daß er keine Möglichkeit hatte, den Rückzug seiner Korps selbst zu leiten. Schon damals wollte der Höchstkommandierende ihn und General Schilinski, den Oberbefehlshaber der Nordwestfront, vom Amte entheben, doch Rennenkampf hielt sich durch den Einfluß seiner Freunde am Hofe, während Schilinski durch General Ruzki ersetzt wurde. Als er aber dann bei Kämpfen in Nordpolen weitere Fehler machte, wurde ihm im November 1914 das Kommando der Armee genommen, was damals in Rußland und weit darüber hinaus das größte Aufsehen erregte. Rennenkampf selbst war über seine Absetzung höchst überrascht, und von vielen wurde sein Fortgang bedauert¹⁾.

¹⁾ Zu dem Obigen vgl. Jurij Daniloff, Rußland im Weltkriege 1914 bis 1915, übersetzt von Rudolf Freiherr von Campenhausen, Jena 1925,

Schon während seiner Tätigkeit in Ostpreußen waren an der Front und in der Etappe bis nach Wilna hin Gerüchte im Umlauf gewesen über die unerlaubte Ausfuhr von Privateigentum aus Ostpreußen. Man sprach von Waggons mit Silbersachen oder gar Millionen in Gold. Nach seiner Absetzung wurde Rennenkampf seiner deutschen Abstammung wegen des Verrats beschuldigt, obgleich er gegen 40 Jahre in der russischen Armee gedient hatte und seiner Gesinnung nach durchaus Russe war. Waren diese Verleumdungen auch völlig haltlos, so verbreiteten sich doch die Gerüchte in ganz Rußland und liefen Anzeigen ein, daß Rennenkampf und seine Offiziere Pferde, Pelzwerk, Silbersachen und andere Werte aus dem besetzten Ostpreußen als „persönliche Kriegsbeute“ nach Rußland geschafft hätten. Schon im Dezember 1914 wurde der Obermilitärstaatsanwalt, Generalleutnant Ignatowitsch, vom Kriegsminister zur allseitigen und sorgfältigen Nachprüfung der dem Minister zugegangenen Mitteilungen über vorschriftswidrige Handlungen Rennenkampfs bestellt. Ungefähr gleichzeitig wurde von der Verwaltung der Staatseisenbahnen durch einen besonderen Beauftragten der Bahnhof Wilna kontrolliert. Festgestellt wurde zwar nichts, wohl aber wurde die Möglichkeit der Verschickung von geraubtem Privatgut zugegeben, da in der ersten Zeit des Krieges alles drunter und drüber gegangen war und eine Kontrolle kaum stattgefunden hätte und auch später Güter ohne Prüfung durchgelassen worden waren, wenn der Befehl vom Armeeführer oder in dessen Namen von seinem Adjutanten ausgegangen war. Außerdem war der Transport mit Wagen oder Autos gar nicht kontrolliert worden.

1915 wurde dann der Generaladjutant Baranow zur Front gesandt zu einer eingehenden Untersuchung. Dieser vernahm gründlich und zum Teil mehrmals alle in Betracht kommenden Personen, Offiziere des Stabes, der Eisenbahn und der Gendarmerie, und legte dem Kaiser einen ausführlichen Bericht vor, der mit Anlagen und Zeugenausagen mehrere Bände umfaßte. Dieser „Alleruntertänigste Bericht des Generaladjutanten Baranow über sein Kommando zur Front zur Untersuchung der Tätigkeit des früheren Führers der 1. Armee, des Generaladjutanten Rennenkampf, 1915“ wurde dem deutschen Generalstab im Somme 1918 bekannt. Der größte Teil des Berichts befaßt sich mit militärischen Dingen. Dem Verfasser dieses Aufsatzes hat nur eine Übersetzung derjenigen Teile vorgelegen, in denen die mißbräuchliche Inanspruchnahme deutschen Privateigentums aus Ostpreußen erwähnt ist. Dieses Aktenstück, das bisher in der Literatur noch nicht verwertet worden ist, gibt ein fesselndes Bild von den Personen und Zuständen beim Stabe des russischen Heerführers und ist deshalb besonders wertvoll, weil es als amtliche russische Untersuchung die beste Quelle darstellt, die man sich zur Kenntnis dieser Dinge überhaupt denken kann.

©. 279; Waffili Gurko, Rußland 1914—1917, übersetzt von Freiherr von Tettau, Berlin 1921, S. 19 und 65 f.; Freiherr von Tettau, der böse Deutsche, eine Auseinandersetzung mit General Gurkos Kriegswerk, Berlin 1921, S. 33, 40.

Kennenkampfs Stab war sehr umfangreich. An Stelle der festgesetzten Anzahl von 82—84 Achsen hatte er in Olita allein 40 Personenwagen, dazu kamen die Güterwagen für Pferde und Begleitung. Der ganze Stab mußte in fünf Staffeln transportiert werden. Innerhalb des Stabes bestanden große Gegensätze und infolgedessen verschiedene Gruppen, die sich scharf voneinander absonderten, z. B. jeden gesellschaftlichen Verkehr miteinander mieden. Da war Kennenkampf mit seinen persönlichen Adjutanten und Ordonnanzoffizieren, dann der Stab der Armee und schließlich die Operationsabteilung.

Chef des Generalstabes war General Mileant, ein ehrlicher und unbestechlicher Charakter, aber leicht gereizt, heftig und schroff bis zur Unverträglichkeit. Ohne Zurückhaltung in seinem Urteil scheute er sich nicht, abfällig über die Handlungsweise seines Vorgesetzten zu urteilen. Das führte zu dauernden Reibereien mit Kennenkampf und dessen persönlichen Adjutanten, zu öffentlichen erregten Auseinandersetzungen von Person zu Person. Mileant hielt sich für den einzigen, der es wage, dem General die Wahrheit zu sagen, und fühlte sich als Märtyrer, der infolge seiner Ehrlichkeit leiden müsse. In Insterburg stellten er und die zu ihm haltenden Offiziere sogar den Besuch der gemeinsamen Messe ein. Der Generalstabschef zeigte sich selten außerhalb seines Quartiers, und er wie sein Stellvertreter und Nachfolger, General Bajow, verkehrten mit ihrem Armeeführer nur, wenn sie ihm Meldungen machten oder dieser die Operationsabteilung besuchte. Beliebt war Mileant wegen seines Wesens nicht, und als er schließlich seiner Stellung enthoben wurde, atmeten seine Untergebenen auf. Seine sehr scharfen Aussagen in dem Baranow-Bericht sind durch seine Feindschaft gegen Kennenkampf wohl insofern beeinflusst, als er Kleinigkeiten aufbauscht, aber doch im ganzen zuverlässig.

Eine andere Gruppe bildete der dem Stabe zugeteilte Generalmajor im Gefolge Seiner Majestät Fürst Bjelosselski-Bjeloserksi, der persönlich mit Kennenkampf befreundet war und im Zuge in demselben Wagen, in Insterburg in demselben Hause wie Kennenkampf wohnte, die Generale Graf Schumalow und Jermolinski, Oberstleutnant Mentšukow, Stabsoffizier für besondere Aufträge, Stabsrittmeister Oliv und Leutnant Fürst Wassiltschikow, alles Männer von aufrechtem Charakter und unbezweifelbarer Ehrlichkeit.

Anderer Art waren schon zwei Ordonnanzoffiziere Kennenkampfs, Stabsrittmeister Samarski und Leutnant Gerbel, ein merkwürdiges Freundespaar, beide etwa 50 Jahre alt, aber der erste ein schlauer und zielbewußter Chniker, dabei derb und plump, im Benehmen und Ausdrucksweise, von orientalischem Typ und südländischem Akzent; der zweite ein Lebemann, der in den Kreisen der Halbwelt oder der oberen Zehntausend zu verkehren pflegte und infolge langjährigen Aufenthalts in Paris fließend französisch sprach, dabei unbeliebt, da er wenig Dienst tat und die anderen Ordonnanz-

offiziere gönnerhaft behandelte. Beide standen Rennenkampf am nächsten. Samarski war sein langjähriger Duzfreund, und auch Gerbel hatte mit dem Armeeführer Brüderschaft getrunken. Samarski traute man schon eine unredliche Handlungsweise zu, doch hielt man ihn für viel zu schlau, als daß er sich jemals etwas würde nachweisen lassen, so daß bestimmte Beschuldigungen gegen ihn nicht erhoben wurden.

War das Verhältnis dieser beiden Offiziere zu den oben erwähnten Gruppen schon ein sehr kühles, so bestand zwischen den Offizieren des Stabes und einer Clique aus der näheren Umgebung Rennenkampf's, zu der vor allem seine beiden Adjutanten, Oberstleutnant Gren und Stabsrittmeister Washejewski, gehörten, überhaupt kein Verkehr. Gren war düster, Washejewski mehr Komiker und Schmeichler. Beide prahlten gern mit ihrem persönlichen Mut, und beide waren entschlossen, sich im Kriege zu bereichern. Sie galten nach dem einstimmigen Urteil aller dem Gefolge Rennenkampf's angehörigen Personen „als Leute mit unsauberen Fingern, die ihre Adjutantenstellung ausnützten und soviel sie nur konnten, für sich nahmen und fortzuschafften“. Sie „requirierten“ und „beschlagnahmen“ viel und verdienten gut dabei. Gren stahl z. B. alte Waffen aus Insterburger Privathäusern in sehr weitherziger Auslegung des Befehls auf Ablieferung der Waffen. In seinem Zimmer in Wirballen befanden sich Teppiche, Vasen und andere Gegenstände aus Endtuhnen. Washejewski stahl aus der Offiziermesse des Feldartillerie-Regiments 37 in Insterburg viel gutes Glas, Gedecke, Küchengeräth, Tischwäsche u. a. m. Er ließ alles in fünf oder sechs Kisten verpacken, angeblich für die Messe des Armeeführers. Doch traf hier kein Gerät ein, sondern es ging in Autos über die Grenze. Das silberne Tafelgerät der 12. Ulanen, das bei der gewaltigen Öffnung der Tresors in einer Insterburger Bank gefunden wurde, schlug Washejewski vor, einem russischen Regiment zu überlassen. Wer weiß, ob das Silber da den richtigen Weg gefunden hätte! Doch als Rennenkampf hörte, daß es nicht Staatseigentum, sondern Privateigentum der Offiziere sei, zog er die Genehmigung, die er zunächst gegeben hatte, zurück und befahl, das Silber der Insterburger Stadtverwaltung zu übergeben, was auch geschah. Für Washejewski charakteristisch ist folgende Szene, die Gerbel in seiner Aussage schildert: „Leutnant Gerbel fand eines Tages, als er in den Speisewagen hineingehen wollte, die Türen verschlossen. Als man ihm auf energisches Klopfen den Wagen öffnete, fand er dort auf dem Fußboden sitzend Stabsrittmeister Washejewski, der ein ziemlich schabiges Kristall-Service einpackte. W. kam augenscheinlich durch das Erscheinen von Leutnant Gerbel in Verlegenheit, errötete tief und begann ziemlich zusammenhanglos zu erklären, daß Rennenkampf ihm befohlen hätte, für die gemeinsame Messe ein Service zu kaufen, daß er, W., aber wegen des häufigen Ortswechsels und aus Furcht, daß diese Herrlichkeit zer schlagen werden könne, das Service lieber einpacken und fortschicken wolle.“ Gerbel konnte fest-

stellen, daß das alles gelogen war. Washejewski besaß auch die Geschmacklosigkeit, sich auf einem mit allen möglichen Sachen hochbepackten Kraftwagen photographieren zu lassen. Wenn er zu seiner Verteidigung behauptete, der Wagen habe nur deutsche Gewehre, Helme und andere Ausrüstungsgegenstände enthalten, die er in Wilna an Damen habe verschenken wollen, so ist das unglaublich und wäre auch dann, wenn es wahr wäre, merkwürdig genug. Diese und andere Räubereien gingen dabei keineswegs im geheimen vor sich. Die beiden sauberen Brüder pflegten sich sogar gegenseitig mit ihren „Geschäften“ zu necken, und der ganze Stab sprach davon. Als schließlich auch Rennenkampf davon hörte, ließ er die beiden zu sich kommen, fuhr sie heftig an und drohte mit einer Untersuchung. Doch mag er ihren Unschuldsbeteuerungen geglaubt haben. Erfolgt ist jedenfalls nichts. Erst später wurde Gren wegen häufiger unerlaubter Reisen nach Warschau zur Truppe versetzt. Sein Nachfolger wurde Sjarowski.

Stark belastet ist auch der Kommandant des Stabes, Oberstleutnant Sjergetjew, der alle Befehle Rennenkampfs bei Untersuchungen und Requisitionen auszuführen hatte. Er schickte 10 junge Träföhner Pferde als seine Kriegsbeute nach Wilna und ließ sie in dem zum Hause Rennenkampfs gehörigen Stall unterstellen, zuerst von Soldaten, dann von Wilnaer Feuerwehrleuten pflegen und schließlich auf das Gut eines Herrn bringen, der als Reserveoffizier dem Stabe der Armee zugeteilt war.

Ein Schieber und Abenteuerer schlimmster Sorte war ein gewisser Boguslawski, der sich als Kriegsberichterstatter und Mitarbeiter der „Nowoje Wremja“ ausgab und von Rennenkampf geduldet wurde, obwohl Berichterstatter an der Front nicht zugelassen waren. Ein mit allen Tugenden gehehrt Mensch, unsympathisch und aufdringlich, der dauernd mäkelte, im Wilnaer Hotel die Dienstboten beschimpfte und schlug und immer Geld aus dunklen Quellen hatte. Er brachte in einem Lazarettzuge mehrere Körbe mit allen möglichen Sachen, Gemeinen, Teppichen, Waffen u. a. m. nach Wilna. Im ganzen waren es acht Fuhrer, die mit Hilfe eines gerissenen russischen Juden namens Tscherny glücklich durch die Bahnhofskontrolle gebracht und dann weiter nach Moskau geschafft wurden.

Zum Armeestabe gehörte schließlich noch ein ganzer Schwarm von Praportschicks (eine Art Offiziersrang unter dem Leutnant) und Einjährigen. Diese hatten in der russischen Armee eine etwas andere Stellung als in der deutschen. Sie waren persönliche Ordnonnazen, also eine Art Leibdiener, des Armeeführers und der höheren Offiziere. Unter diesen und dem großen Personal befand sich noch mancher Gauner, und Erpressungen und Durchstechereien kamen vor, z. B. bei der Verwaltung der Messe.

Wie stand nun Rennenkampf selbst inmitten dieses aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Stabes? Auch die peinlichste Untersuchung hat nichts ergeben, was den Verdacht gerechtfertigt hätte, als habe er sich im Kriege bereichern wollen. Er

hielt auch auf straffe Disziplin und bestrafte Plünderungen sehr streng, z. B. ließ er einmal sieben Soldaten wegen Plünderns ohne gerichtliche Untersuchung erschießen. Bezeichnend für seine Art ist es auch, daß er deutschen Kutschen, die er etwa unter den Wagen der Bagage vorfand, die Räder zererschlagen, einmal sogar eine Equipage auf den Kopf stellen ließ, in der sich Aerzte befanden, die seinem Befehle, den Wagen zu verlassen, nicht sofort gefolgt waren. Andererseits hatte Kennenkampf aber eine gewisse Schwäche für „Kriegsandenken“ und „freute sich gewöhnlich wie ein Kind“, wenn ihm derartige Geschenke gemacht wurden. Er nahm wohl auch selbst alte Waffen, ein seltenes Geweih, die Fahne des Billkallener Kriegervereins und das Stammbuch eines Insterburger Regiments mit handschriftlichen Eintragungen berühmter Persönlichkeiten als Kriegserinnerung an sich, ein Verfahren, das nach unseren Anschauungen bereits die Grenze des Erlaubten überschreitet. Vollends erstaunlich bei einem Heerführer ist aber seine Unfähigkeit in der Beurteilung und Auswahl der ihm umgebenden Personen, seine moralische Gleichgültigkeit gegenüber den Verfehlungen seiner Adjutanten, die doch durch ihr Verhalten das meiste zu den ihn entehrenden Gerüchten beitrugen, seine Vertrauensseligkeit und seine Schwäche, wo es doch gegolten hätte, seinen auseinanderfallenden Stab von unsaubereren Elementen zu reinigen und durch die Bedeutung seiner Persönlichkeit zu einer Einheit zu verbinden. Der General mochte ein guter Soldat sein, er war aber nicht ein wirklicher Führer.

Es ist nicht ohne weiteres angängig, die Zustände im Stabe Kennenkampfs etwa mit den Verhältnissen zu vergleichen, wie sie in Hindenburgs Stab gewesen sind, auch sollen die ersteren keineswegs als typisch für russische Verhältnisse hingestellt werden, aber das kann wohl gesagt werden, in einem deutschen Stabe hätten solche Existenzen, wie wir sie in der Umgebung Kennenkampfs finden, keinen Raum gehabt. Ohne Pharisäerhochmut können wir behaupten, daß wir unsere Siege über die Russen nicht nur der überlegenen Kriegskunst unserer Führung zu verdanken haben, sondern auch der stärkeren sittlichen Kraft, die das deutsche Heer vom Feldmarschall bis zum Musketier befeelte und vereinte.

Vereinsnachrichten.

Im Jahre 1926 fanden bisher folgende Veranstaltungen statt:

Am 11. Januar sprach Herr Geheimrat Dr. Krauske über die Geschichte der Königsberger Universität; am 8. Februar Herr Privatdozent Dr. Müller-Blattau über Hauptprobleme der ostpreussischen Musikgeschichte (der Vortrag ist seinem wesentlichen Inhalt nach gedruckt in den Ostpreussischen Forschungen, 3. Jahrgang., 1. Heft 1926). Am Sonntag, den 7. März fand anlässlich der vor 700 Jahren erfolgten Begründung des Ordensstaates durch Kaiser Friedrich II. eine Festsetzung in der Aula der Königin-Luise-Schule statt, bei der Herr Bibliotheksdirektor Dr. Krollmann die Festrede hielt über das Thema: Politik des Ordensstaates in der Zeit seines Aufstiegs. In der Sitzung am 12. April sprach Herr Bibliotheksdirektor Dr. Krollmann über die Geschichte der Königsberger Stadtbibliothek und am 10. Mai sprach Herr Studienrat Dr. Franz über die Königsberger Willkür von 1394.

Berichte über die Vorträge erscheinen in den Königsberger Zeitungen und können von Vereinsmitgliedern auch durch den Schriftführer, Staatsarchivrat Dr. Hein (Staatsarchiv im Schloß), bezogen werden.

Am 5. Juni wurde ein Ausflug mit Damen nach Neuhausen zum Besuch des Schlosses und der Kirche unternommen. Die Führung im Schloß übernahm der Schloßherr, Herr v. Massow, selbst. Weitere reiche Belehrung verdankten die Teilnehmer den Herren Krollmann und Anderson. M. H.

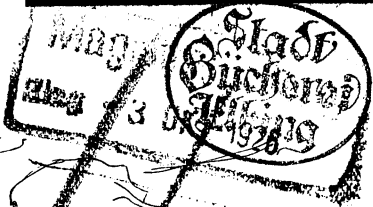
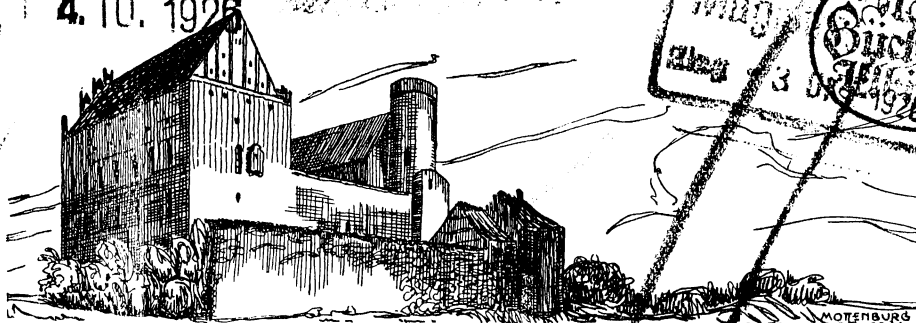
Königsberg i. Pr.

Kommissions-Verlag von Bruno Meyer & Co.

1926

Druck: Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.
Königsberg i. Pr.

4. 10. 1926



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 1

1. Oktober 1926

Nummer 2

Inhalt:

A. Warda, Eine „altmodische“ Blauderei von Karl Rosenkranz Seite 17. —
C. Krollmann, Neues von Johannes Poliander Seite 20.

Eine „altmodische“ Blauderei von Karl Rosenkranz

Mitgeteilt von Arthur Warda

Karl Rosenkranz, seit 1833 in länger als 45jähriger Wirksamkeit Lehrer der Philosophie an unserer Albertina auf dem Lehrstuhl Kants als Nachfolger Herbarts, hat noch immer nicht eine Darstellung seines einfachen Lebens und vielfachen Schaffens erfahren, obwohl nach wenigen Jahren ein halbes Jahrhundert seit seinem Tode verflossen sein wird. Und doch hätte gerade er dies verdient, denn, wie es in einem Gedekwort zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages heißt: „eine vielseitigere, edlere, dankbarere, liebenswertere Persönlichkeit als Karl Rosenkranz hat Königsberg in seiner Chronik schwerlich zu verzeichnen.“ Acht Jahre nach seiner Geburt (1805) die Völkerschlacht bei Leipzig, die Errichtung des Deutschen Kaiserreiches acht Jahre vor seinem Tode (1879), welche eine bedeutende Zeit deutscher Geschichte hat Rosenkranz da durchlebt. Wie mancherlei Eindrücke hat da sein für jede Anregung empfänglicher Geist in sich zu verarbeiten gehabt! Konnte nicht auch er von sich sagen: Es ist eine Lust zu leben, wenn er eine neue Zeit sich gestalten sah, die durch Erfindungen aller Art, den Aufschwung der Technik usw. nicht allein, sondern auch durch politische Konsolidierung weite und erfreuliche Ausblicke in die Zukunft Deutschlands gewährte. Zu den Männern, die durch ihre Vielseitigkeit Rosenkranz manche Anregung gaben, gehörte Varnhagen von Ense. Der jetzt (Königsberg 1926) erschienene „Briefwechsel zwischen Karl Rosenkranz und Varnhagen von Ense“ läßt dies erkennen und zeigt auch, welche ungemaine Wert-



schätzung Warnhagen und sein Kreis Rosenkranz entgegenbrachte, ihm, der nach Warnhagens Worten auch bei der schärfsten Polemik „in seiner edlen und milden Haltung“ blieb. Diese freundschaftliche Gesinnung gegen Rosenkranz hegte auch Warnhagens Nichte und Hausgenossin und Verwalterin seines literarischen Nachlasses, Ludmilla Uffing, mit welcher Rosenkranz noch Jahre lang nach Warnhagens Tode in gelegentlichem Briefwechsel stand. Aus diesem Briefwechsel sei eine Äußerung von Rosenkranz über die Zeitverhältnisse hier mitgeteilt, die eines allgemeinen Interesses nicht entbehren dürfte. Sie findet sich in einem Briefe vom 20. April 1861, in welchem sich Rosenkranz für die Übersendung des von Ludmilla Uffing herausgegebenen „Briefwechsels zwischen Rahel (Warnhagen) und David Veit“ (2 Teile, Leipzig 1861) bedankte, der ungefähr gleichzeitig mit den „Briefen des jungen Börne an Henriette Herz“ (Leipzig 1861) erschienen war. Rosenkranz schreibt:

„Es ist sehr merkwürdig, ein gewisses gemeinschaftliches Element der Auffassung, der Äußerungsweise, des Bildungsbestrebens, bei Börne, Rahel und Veit zu beobachten. Die ganze damalige Epoche erschließt in diesen Briefen ihre geheimsten Neigungen mit einer unvergleichlichen Naivetät, deren Schärfe, Wit, Reife, Beobachtungstreffer, Tragikomik so nur dem Jüdischen, zugleich durch Humanität über sich selbst hinausgehobenen Naturell möglich war.

Was mir bei diesen Briefen wieder als sehr charakteristisch für die damalige Zeit entgegengetreten ist, das ist die ungeheure Stärke dieser Individualitäten, die mitten in einem so großen politischen Zeretzungsprozeß, als sich damals vollzog, doch vor Allem auf die Empfindungen des eigenen Herzens lauschen und mit der Arbeit an der eigenen Bildung, mit dem persönlichen Verkehr beschäftigt sind.

Bei uns wird die Individualität immer mehr verflüchtigt. Das Erste, was wir am Morgen verlangen, ist sogar nicht schon der Kaffee, sondern die Zeitung. Bevor die Zeitung nicht da ist, mag man gar nicht Kaffee trinken. Polen, Ungarn, Italien, Schleswig, das sind die Hauptthemata; dazwischen etwas China und Japan, etwas Sklavenstaaten und Unionsstaaten; dann Nationalverein u. s. w., das sind die Themata unseres Tagesgesprächs. Genug, wir werden die Politik von Morgen bis Abend nicht los. Unsere Dampfschiffe und Eisenbahnen rasen mit solcher Geschwindigkeit dahin, daß wir von den grüblerischen Postwagengedanken der älteren Menschheit noch selbst die Erfahrung gemacht haben müssen, um eine Vorstellung davon zu haben. Unsere Telegraphen heben alle Vertiefung der Affecte auf. Nehmen Sie, verehrtes Fräulein, zwei heutige Liebende. Der Bräutigam muß von Königsberg nach Berlin reisen. Wie lange mußte seine Braut sonst hier auf Nachricht warten! Wie entwickelte sich ihre Sehnsucht, ihre Hoffnung auf einen Brief! Jetzt kann sie fast in demselben Augenblick, wo ihr Bräutigam den Boden Berlins betritt, das Telegramm seiner Ankunft empfangen. Sehen wir nun den Fall, der Bräutigam wäre krank geworden, dann stütheten die Empfindungen erst recht heftig, denn man war ja so weit, so weit.

Man brauchte ja Tage, ja unter Umständen Wochen, von hier nach Berlin zu gelangen. War es gerade Eisgang, so sperrte die Weichsel oft den Übergang und selbst Alexander von Humboldt, als er nach Asien reiste, mußte mehrere Tage auf dem westlichen Ufer bei Dirschau verbringen. Jetzt ist man von hier nach Berlin in längstens 58 Stunden. Phantasie und Gefühl verlieren ganz die Intensität, welche durch Zeitlänge und Raumferne in der Seele gereift wurde.

Wenn man sich sonst einen Brief schrieb, so schrieb man auf Quartpapier und benutzte sorgfältig jeden Winkel. Jetzt, wo das Porto so wohlfeil, wo man mit dem Porto sogleich auch die Couverte kauft; jetzt wo ein Brief über 1 Loth doppelt Porto kostet; jetzt, wo man so rasch Antwort haben kann, schreibt man nicht mehr so lange, so ausführliche, so gründliche Briefe, wie Rachel und Veit, sondern kurzathmige auf Octav. Unser Briefstyl ist zum Billetstyl geworden, wie unsere Kunstkritik zum Feuilletongelauder.

Doch ich merke, daß ich selber mit diesem Brief altmodisch zu werden anfangе . . .“

Hören wir nun noch, was Ludmilla Assing auf diese Plauderei erwidert. Sie schreibt unter dem 5. Mai 1861:

„. . . Wie fein und treffend bezeichnen Sie den Rachel-Veit'schen Briefwechsel, und die ganze Zeit, in welcher solche Briefe geschrieben wurden. Es ist allerdings interessant wie aus jener Vergangenheit gleichzeitig verschiedene solche Zeugnisse an die Öffentlichkeit treten; auch ich habe die Briefe des jungen Börne mit großem Interesse gelesen; diese frische Leidenschaft des Siebzehnjährigen hat etwas Hinreißendes, und nimmt sich um so merkwürdiger aus, da der Witz und die Eigenthümlichkeit des späteren Börne schon deutlich darin zu erkennen sind. — Ich lese darum stets Briefe so besonders gern, weil sie die klarsten Fenster sind, durch welche man in die innerste Seele des Schreibers hineinblicken kann, ja, ich behaupte, Briefe sind so ehrliche Leute, daß selbst wenn der Schreiber sich verstellen will, ihm dies, wenn man nur eine Folge seiner Briefe beisammen hat, dies nicht leicht gelingt: wenn er sich noch so bemühte, zu lügen, seine Briefe drücken doch die Wahrheit aus. Da ist es denn freilich schade, daß unsere Gegenwart solche Dokumente der Seelenkunde in weit geringerer Anzahl aufzuweisen haben wird.“

Was würde heute, nach 65 Jahren, Rosenfranz sagen, da man von Königsberg nach Berlin mit der Bahn in einem Sechstel der Zeit gelangt, die die Bahn nach ihrer Eröffnung im Jahre 1857 dazu brauchte, heute wo Luftschiff, Telephon, Radio usw. den Begriff der Zeit fast aufzuheben scheinen. Wir müssen gestehen, das Zeitalter des Briefes ist dahin, der Brief als Kulturdokument ist durch die Zivilisation verdrängt. Eine für den Geschichtsschreiber schwierige Epoche ist angebrochen, für ihn, der nicht nur aus Urkunden und Aktenstücken seine Geschichte schreiben will, der auch zwischen den Zeilen lesen und die Fäden erkennen will, welche hinter den Kulissen des offiziellen Schriftstücks die die Geschichte darstellenden Gedanken und Handlungen lenken; ihm wird jetzt mehr und mehr das Mittel

dazu, der von Person zu Person gehende Brief, entzogen. Mehr denn je wird man daher diese wichtigen, immer seltneren Hilfsmittel der Geschichtsschreibung bewahren und sammeln müssen; und es scheint die Zeit gekommen, da man, in Deutschland, wenigstens daran gehen sollte, diese Art von Quellen für die Zwecke wissenschaftlicher Arbeit planmäßig zu verzeichnen, durch die Schaffung einer Centralstelle des deutschen Briefarchivs.

Neues von Johannes Poliander

Von C. Krollmann

So lange die Stadtbibliothek besteht, hat man in Königsberg stets gern und dankbar des Mannes gedacht, der seiner Zeit zu ihr den Grundstein gelegt hat, indem er dem Räte der Altstadt Königsberg 1541 seine wertvolle und umfangreiche Büchersammlung vermachte. Aber nicht immer ist dieser kostbaren Erbschaft die Sorgfalt und Pflege zuteil geworden, die sie verdient hätte. Durch den Mangel eines geeigneten Aufbewahrungsortes ist ein großer Teil der Polianderschen Bibliothek bereits im 16. Jahrhundert verloren gegangen. Nach einer Quittung des altstädtischen Rats von 1541 bestand sie laut einem von Johannes Briesemann, dem kneiphöfischen Kollegen Polianders, angefertigten Register aus 398 gebundenen Büchern (vielfach Sammelbänden, die mehrere Werke enthielten), 598 ungebundenen Büchern und 15 kosmographischen Tafeln, im ganzen 1011 Nummern. Handschriftliche Kollektaneen sind nicht gezählt. Ein 1560 von Heinrich Zell, dem Bibliothekar des Herzogs Albrecht, sehr sorgfältig angefertigter Katalog enthält noch 945 Nummern. Da aber die Anzahl der gebundenen Bücher darin auf 430 gestiegen ist, darf man annehmen, daß ein Minus an ungebundenen Schriften (437) durch das Zusammenbinden mehrerer Werke in Sammelbänden entstanden ist. Dagegen weist ein 1619 auf Veranlassung des altstädtischen Rates sauber geschriebener Katalog nur noch 382 Bände auf, nebst 57 Fehlanzeigen in der nach Zell durchnummerierten Reihe. Unter den noch vorhandenen Bänden waren 14 neu gebunden. Von ungebundenen ist keine Rede mehr. Der Verlust war also bereits ganz erheblich. In der Hauptsache dürfte er dadurch entstanden sein, daß die Bücher in der Altstädtischen Kirche, wo sie lange Zeit sehr schlecht untergebracht waren, verfaulten oder vom Wurm zerfressen, vielfach aber auch gestohlen wurden. Weitere Einbußen erlitt der Bücherschatz Polianders im 18. Jahrhundert durch unzumutbare Maßnahmen der Bibliothekare, namentlich der beiden Lilienthal, Vater und Sohn, die willkürlich ganze Gruppen von Werken als veraltet oder sonst ungeeignet abstießen. Manche von den der Stadtbibliothek so verloren gegangenen Werken sind allerdings in der Provinz geblieben und zum Teil mit der Hippelschen Bibliothek im 19. Jahrhundert in den Besitz der Stadtbibliothek zurückgeführt.

Nun ist es außerordentlich schwierig, festzustellen, was noch von Büchern Polanders vorhanden ist. Die beiden erhaltenen Kataloge von 1560 und 1619 sind Standortskataloge. Der im 18. Jahrhundert angelegte alphabetische Katalog ist unzuverlässig, enthält namentlich nicht die in den Sammelbänden befindlichen Einzelschriften vollständig. Eine Übersicht über den Inhalt der Sammelbände existiert überhaupt nicht. Auch der großzügig angelegte Sachkatalog ist noch nicht fertig. So ist es denn kein Wunder, daß Paul Tschackert in seinem Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen mehrfach feststellen mußte, daß den Polander betreffende Stücke, die in dem Verzeichnis von Zell oder in der älteren Literatur genannt waren, in der Stadtbibliothek nicht mehr auffindbar seien. Der Zellsche Katalog, welcher mehrere tausend Nummern von Druckwerken, die mit wenigen Ausnahmen zu Lebenszeiten Polanders (1486—1541) erschienen sind, umfaßt, bildet aber eine sehr wertvolle Quelle zur Geistesgeschichte des Reformationszeitalters und verdiente als solche veröffentlicht zu werden. Als Vorarbeit dazu mußte allerdings erst festgestellt werden, was von den Büchern Polanders noch vorhanden ist. Eine solche, allerdings zeitraubende und mühselige Arbeit würde auch für die Lebensgeschichte dieses hervorragenden und lebenswürdigen Theologen und Schulmannes wertvolle neue Beiträge liefern. Wie viele seiner gelehrten Zeitgenossen hatte Polander die Gewohnheit, in den von ihm durchgearbeiteten Druckwerken zahlreiche schriftliche Randbemerkungen zu machen. Ja er hat manchmal ganze Aufsätze hineingeschrieben, auch über solche Dinge, die mit dem Inhalt des Buches an sich kaum etwas zu tun haben. So fanden sich z. B. bei meinen Vorarbeiten zur Feststellung seiner noch vorhandenen Bücher in einem Sammelbande Aristotelischer Schriften ganz ausführliche Angaben aus dem eigenen Leben Polanders, die zum Teil noch unbekannt sind, darunter namentlich eine ausführliche Beschreibung seiner in Leipzig bestandenen Examina. Da es sich bei den letzteren in der Hauptsache um schwierige Fragen aus dem Gebiete der aristotelischen Philosophie handelt, die damals zu Leipzig in dem Preußen Gregor Breitkopf einen ganz hervorragenden Vertreter hatte, kann hier nicht näher darauf eingegangen werden. Doch mögen wenigstens einige bisher unbekannte oder falsch überlieferte Personaldaten mitgeteilt werden. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen ist Polander am 26. Dezember 1486 in Neustadt (an der Elbe, nicht, wie behauptet wurde, in Bayern) geboren. Sein Vater, Konrad Graumann, war ein Schneider und stammte aus Zeuln am Main (westlich Lichtenfels), seine Mutter, Katharina, war aus Dörfenfurt gebürtig. Er war also fränkischer, nicht bayrischer Herkunft. Sechszehnjährig wurde er 1503 zur Ostermesse nach Leipzig geschickt, aber erst im folgenden Jahre immatrikuliert. Von da ab stimmen alle seine Angaben über seine Studienjahre, philosophisches Bakkalureat und Magisterpromotion, und das theologische Bakkalureat genau mit den gedruckt vorliegenden Leipziger Matrikeln überein. Sicher hätte er bei Gelegenheit dieser Niederschrift es auch erwähnt, wenn er den Grad

eines Doktors der Theologie erworben hätte. Von den weiteren handschriftlichen Mittheilungen aus seinem Leben ist noch bemerkenswert, daß er während seines Aufenthaltes in Nürnberg, wo er vom März bis Ende Mai 1525 weilte, seine Frau heimführte, vier Wochen vor seiner Abreise nach Preußen, wohin ihn Herzog Albrecht schon lange vorher berufen hatte.

Der Name Poliander glänzt mit Recht in dem Dreigestirn der großen theologischen Reformatoren Preußens neben Brismann und Speratus, seine nicht minder bedeutsame Tätigkeit als humanistischer Schulmann in Leipzig und Königsberg hat noch nicht die rechte Würdigung gefunden. Wahrscheinlich kann auch dazu seine Bibliothek noch neue Beiträge liefern. Es war schon bekannt, daß er literarische Beziehungen zu Erasmus von Rotterdam und zu dem Leipziger Humanisten Petrus Mosellanus hatte. Eine Schrift des bekannten, zeitweilig auch in Preußen tätigen Dichters Gobanus Hesus: *In Evangelici Doctoris Martini Lutheri laudem elegiae quatuor* (Erfurt 1521), die sich aus Polianders Nachlaß in der Stadtbibliothek befindet, enthält eine autographische Widmung des Verfassers an Poliander, aus der auf alte freundschaftliche Beziehungen zu schließen ist. Poliander selbst galt bei seinen Zeitgenossen als Meister in der Beherrschung der lateinischen und der deutschen Sprache und zählt noch heute unter die evangelischen Kirchenliederdichter. Leider ist nur ein einziges Kirchenlied überliefert, das ihm mit Bestimmtheit zugeschrieben werden kann (Nun lobe, meine Seele, den Herrn; nach Psalm 103). Um so interessanter ist, daß sich bei den Nachforschungen nach Polianders Büchern in der Stadtbibliothek kürzlich ein Werk gefunden hat (in einem Sammelbande Bb 52 4^o, der die heterogensten Schriften aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts enthält), worin sich zahlreiche deutsche Reimverse befinden, die nach einer eigenhändigen Bemerkung Polianders auf dem Titelblatte: „Rithmos vernaculos Jo. Graumann concinnavit Lypsie dum cantorem ageret,“ aus seiner Feder stammen. Das Werk führt den Titel:

Bone valetudinis cura seu regimen sanitatis Salernitanum Britannie olim regi dicatum a praestantissimo viro Arnaldo de Noua villa peritissime ac utilissime ex solida probatissimorum medicorum traditione texto commentariolo explanatum . . . Nunc etiam vernaculis sententiis (non vulgariter) ut antehac in rhythmos redactis illustratum.

Gedruckt ist es von Jakob Thanner aus Würzburg zu Leipzig im Jahre 1513. Das Regimen sanitatis, welches unter dem Namen des Arnold von Villedieu († 1310) ging, war ein sehr volkstümliches medizinisches Werk von einer den modernen Menschen höchst merkwürdig anmutenden Form. Die eigentlichen Gesundheitsregeln waren nämlich in lateinischen Gedächtnisversen (leoninischen Hexametern) abgefaßt, die medizinische Gelehrsamkeit aber in dazu gehörigen ausführlichen Prosa-Anmerkungen aufgespeichert. Das war eine Art, die auch dem Geschmack der damaligen Leipziger

Humanisten schon nicht mehr entsprach. Es ist daher kaum anzunehmen, daß die Herausgabe von Poliander selbst ausgegangen sei, vielmehr dürfte der geschäftstüchtige Drucker sie von sich aus unter- nommen und um auch äußerlich zu zeigen, daß es sich nicht um eine humanistisch-gelehrte, sondern um eine durchaus volkstümliche Sache handle, den lateinischen noch deutsche Gedächtnisverse hinzugefügt haben, mit deren Anfertigung er wohl den jungen Pädagogen beauftragt hatte. Deshalb ist dessen Name auch weder im Titel noch im Vorwort des Buches genannt. Wenn es sich demnach auch wohl nur um Gelegenheitsverse Polianders handelt, so sind doch auch solche, von Humanisten ausgehend, zu damaliger Zeit so selten, daß es sich wohl verlohnt, eine Auswahl davon hier zum Abdruck zu bringen, ganz abgesehen davon, daß sie unzweifelhaft zur besseren Kenntniss Polianders als literarischer Persönlichkeit beitragen werden. Um sprachliche Besonderheiten voll zum Ausdruck zu bringen, wird der Text buchstabengetreu wiedergegeben, zur Erleichterung des Lesens nur eine moderne Interpunktion hinzugefügt. Dazu können auch die lateinischen Überschriften der einzelnen Stücke dienen, die auch im Urdrucke nicht übersezt sind.

De remediis generalibus.
Anglorum regi scripsit schola tota salerni.

* * *

Dem König von Engelandt ist geschriben:
Laß dhr sorg vnd zorn nicht liben,
Halt messig malkeit, sitz nicht lang,
Fleug mittagschlaff, er macht dhr pang,
Den harm¹⁾ vnd Stull nicht vbergehe,
Du thust sust deiner gunttheit wee.

* * *

Gebrechen dhr erzt', nym an die drey:
Freud', messig malkeit, rw²⁾ darbey.

De confortatione cerebri.

Augen vnd hend' wasch früe gar reyn,
Mit gehen beweg deyn leib vnd peyn,
Nem deyn har, deyn' zen' auch rehb;
Dyß sterckt das hynn vnd ganzen leyb.
Nach'm bad bis warm, nach tißch geh, stehe,
Sitzsam laß dein' hitz' vorgehe.

De somno meridiano.

Meyde ader kurze den mittagschlaff,
Das feber vnd vnlust volgt hm nach,
Wetag des heupts, die schnup darzu;
Diß brengt dhr alles: dy mittags rw.

¹⁾ So statt harm. ²⁾ Ruhe.

De lotionē manuum.

Wasch dein' hend' vnd laß seyn nicht;
Du reinigst dich, vnd scherffst dein gesicht.

De vento retento in corpore.

Die wassersucht, krampff, des leybes grimmen
Vnd schwindel machen vorhaltne wind.

De cena.

Der abend praß beschwert den magen.
Waß wenig, kanstu leichter tragen.

De dispositione ante cibi sumptionem.

Nym nicht newe schnabelweid,
Du hast den vor die alten gedewt³⁾;
Das wirstu merken selbst an dyr
Auß dünner speychel vnd essens b'gr.

De potu aque.

Trinckst du wasser yn dein fragen
Ob dich, es felt dyr deynen magen.

De lacte.

Schwachen vnd vorzerten⁴⁾ leutten
Wil ich zu der geßmilch deutten;
Camel- vnd eßmilch nerth fast,
Von kien vnd schaffen aller bast,
Dem kalten⁵⁾ vnd des heuptes we
Wil die milch ganz wyderstehe.

De butiro.

Dem kalten ist die butter wider,
Sy feucht lagirt vnd lindet die glider.
Das molken kutreibt vnd macht subtil.
Durch bringt vnd wesch vnd reinigt vil.

De caseo.

Der keß, der stopfft, ist kalt vnd grop.
Keß vnd brot hat grosses lob.
Es ist dem gunden offt gar gut;
Den keß der frand wol wechhin⁶⁾ thut.

Man mehnt, der keß bring nichs wen schaden,
Her thut den magen offte genade
Du solt yn nach⁷⁾ der malkeit nagen,
Her deckt die speiß vnd schleust den magen.

³⁾ verbaut. ⁴⁾ abgezehrten. ⁵⁾ ergänze Fieber. ⁶⁾ hinweg. ⁷⁾ „nach“ von
Poliander handschriftlich ergänzt.

De pisis.

Die erbes mit den hülsen bleib⁸⁾
An⁹⁾ haut yn hochem lobe schwebt.

De modo comedendi et bibendi.

Die zech du¹⁰⁾ zwischen malen lan,
Das nachmal sahe mit trinden an.

Drinck offt vnd wenig ober tisch;
Iß feyn eh, den weich vnd frisch.

Nüß vff fisch, vff eyn eh ein trunck,
Nach fleisch ist dir der keße gsunt.
Es sein drey nüß, dy ein ist gudt,
Die ander schat, die drit der todt. /

[Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est.]

De Musto.

Der most den harm vorhindert sehr,
Den mastdarm macht er loß und lehr;
Er thut dem mülz vnd leber schaden
Vnd dich mit dem steyn beladen.

De Musto.

Etlich most reißt an den harm,
Eröffent vnd bleiß auff den darm.

De cerevisia.

Das bhr gibt grober feuchte vil,
Sterckt blut vnd mert fleisch an' zil,
Es lert die blasen vnd weicht den bauch,
Es kült eyn wenig vnd bleiß auch auff,
Gibt schwer geblüt vnd sehrt den hagern;
Der menlich sam von essig schwint
Das geeder¹¹⁾ legt, die feißt benimpt¹²⁾.

De Piris.

Uff die birn thu ein trunck;
Nüß sein wider giffst gsunt;
Birn an' wein seint giffte vol,
Nocht man sie, es vorgeht yn wol;
Noe beschweren sie den magen.
Nach opfeln thu den bauch entladen.

De cerasis et prunis.

Der kerschen schaln den magen segt,
Der kern des steynes wetag legt,

⁸⁾ bläht. ⁹⁾ ohne. ¹⁰⁾ lies: tu. ¹¹⁾ Geäder. ¹²⁾ ergänze: der Essig.

Der safft macht dir eyn gut geplüet,
(Die dreh gehn auß der kirschē güet.)
Die pflaumen machen weich h̄m leib
Vnd küln, als man von h̄n schreibt.

Psirßen, so man sie ist mit most,
Wehnber vnd nüß seint gute kost.
Zu husten und milch Rosin sein boeß
Vnd machen die nirn von vnflat loß.

De Ficubus.

Des kropffs, der schmulst vnd hehdruß¹³⁾ groß,
Macht dich von sehgen ein pflaster loß;
Ist gestossen man^{13a)} darben
Gebrochen gepehn ein erkeneh.
Leuß vnd vnkeusch macht die sehg,
Es ist zu widerstehen leicht.

[Scrofa, tumor, glandes ficus carthaplasmate cedit
Junge papaver ei contracta foris tenet ossa
Pediculos veneremque facit, sed cuilibet obstat.]

De esculis.

Es stopft den leib, macht bloßen Ier
Hart mispel sehr, die weich vil mehr.

De rapa.

Die rüben sinth dem magen leicht
Darvon der wint h̄m leib entweicht,
Der harm darzu, die hen falen auß.
Sindt's vbelg'kocht, kömpt grymmen drauß.

Contra venenum.

Rüeß vnd knoblach,
Kaut' vnd Rettich,
Thriac vnd h̄rn,
Der giffit erwerenn.

Aer.

Die luft, darynn du wonst, sey licht,
Reyn, vnvorgiffit und stinckē nicht.

De temporibus anni.

Im Ientzen iß mit messigkeit,
Im summer würt d̄hr schlemmen leid,
Des herbstes frucht wünsch nicht vmb lust,
Im Winter iß nach allem lust.

¹³⁾ Hegebrüße-Geschwür. ^{13a)} Mohh.

De nausca.

Das mehr dhr keinen graven brengt,
So du eß vorbringst mit wehn gemengt.

De saporibus.

Der schmag hat yn sich neun gestalt;
Die ersten drey hehß: die andern kalt,
Die leßten drey das mittel haben,
Die neun thun vnser tungen laben.

[Hi fervore vigent tres: salsus, amarus, acutus
Alget accertosus, sic stipans ponticus atque
Vnctus et insipidus dulcis dant temperamentum.]

De assueta dieta.

Was vnd wy du essen pflegst,
Vorander nicht vnd wiß dar negst,
Das die vorandrung frangheit brengt;
Doch wird der nott oft nach gehengt.

De administratione medicine.

Ein arzt sehe auf der franden spehß
Was her yn geh, vnd welcher weiß
Wie viel, wie oft, zu welcher zeyt
Vnd wo, daran nicht wenig leith.

De cibis vitandis.

Pfirschen, byrn, milch, öpfel, keeß,
Von ochsen vnd als gesalzen fleisch
Von hhrßen, hasen vnd von hgen
Söln die franden lassen hgen.

De cibis bene nurrientibus.

Noter wehn vnd eher frhsch
Stüinden wol auf dehnem tisch,
Zeiste suppen vnd semmeln clar
Sindt ser gsunt, sag ich furwar.

Mylch, marck, frischer keß vnd nhrnn,
Süßwehn, wehß, schwehnfleisch vnd hhrnn,
Luftspehß, lautter eher vnd sehgen,
Wehnbeer wil ich nicht vorschweigen,
Machen feist und futtern wol
Ist du yr vil, dein hauth wird voll.

De meliori vino.

Der beste wehn dem lehb wol nützt,
Der schwarzfarbwehn behmpt den lust;
Trindt messig alten subtiln wehn,
Gemischt, clar springend sal er sehn.

De cerevisia.

Das bhr, dem malz ader farb gepricht,
Das effig ader jungt ist, trincke nicht.

De malo potu corrigendo.

Salb¹⁴⁾ vnd rauth macht sichern trangf;
Die roß' darbey die lieb bezwangf.

[Salvia cum ruta faciunt tibi pocula tuta
Adde rose florem minuit vehementer amorem.]

De conditionibus boni vini.

Von ruch, gsmack, sterck, selbt, farb vnd schein
Wirt gelobt eyn gutter wehn.

[Vina probantur odore, sapore, nitore, colore
Si bona vina cupis, hec quinque probentur in illis
Fortia, formosa, fragrantia, frigida, frigida.]

De vino dulci albo et rubeo.

Clar, süßwein legt zu dem leib
Des roten weins soltu nicht schreib
Wil an deyn zech, den lehp er stopfft
Wenympt auch dhr die stym gar offt.

De nimia potatione vini.

Wirstu truncken nechten spat
Trinck frü herwider, ist mein rath.

De generali condimento.

Salb, saltz, knoblach vnd pfeffer,
Wehn, pettersilg machen eyn salzen¹⁵⁾ here.

De pane.

Dein brot sey weder warm noch alt,
Geseurt vnd leicht, nicht gar an' saltz,
Von guten getreide wol gebacken;
Die rynd thut schwarz geblüte machen.

De carnibus porcinis.

Eyn gutter schweynen brath mit wehn
Wirt dhr sehn eyn ergehen,
Domit das schweyn den schöps oberwint;
Schweynen gekrös die besten synt.

De carnibus vitulinis et avibus.

Kalbfleisch füttert wol den leib,
Darzu die g'nannten vogel schreib.

¹⁴⁾ Salbei. ¹⁵⁾ Sauce.

De piscibus.

Große vnd weiche fiſch voracht,
Ob harten vnd fleyn der ſchlemmer lacht.
[Lucius et parca saxatilis albica tenca
Sornus plagicia cum carpa gabio truta.]

Die g'nanten fiſch, die ſindt g'sundt
Gut der natur vnd auch dem mundt.

De anguilla.

Der ael ehn vngesunter fiſch,
Thut der ſthm beuor vordriß.
Ezu feß vnd eln¹⁶⁾ ſchmhr wol die feln,
Gut drungt vnd vil es haben wil.

De semine feniculi.

Des fenichel ſamen treibt vnd hagt
Die genge des hinderteils mit macht.

De Aniso.

Das geſicht vnd magen der Anihß ſterckt,
So ſueſſer ho beſſern nuß her wirckt.

De spodio.

Helfenbein geprant vorſtelt
Das blut, das des feyn tropff mehr felt.

De Sale.

Das Saltzfaß ſtets zu tiſche trag,
Es dempfft die gift, gibt gutten gſchmack;
Den augen ſchat vorſalzen ding,
Den ſamen ſchwecht vnd mehrt den grindt.

De Vippa.

Die hen ehn weinsup reynigen ſoll,
Sie ſcherffet die augen vnd dewet wol.

De Caule.

Der ſott des kraut den leiß erweicht,
Das kraut zu hertten hülffe reicht;
Nükkeſt du es aber behdß zu hauff,
So weichtß vnd macht den maſtdarm auff.

De malua.

Der pappeln nam, der heigt das an,
Das ſh den leiß erweichen kan;
So hr wurzel iſt geſchelt,

¹⁶⁾ Valen. ✓

Ist sy zu stueln außertwelt,
Vnd brengt der weiber fluß zu recht
Vnd macht das selbige leid wol schlecht.

De menta.

Gerechte kraußmynß bald vortreibt
Die wörm hym magen vnd hym leib.

De Saluia.

Wüchs eyn kreutgen für den todt,
Es wer furwar die salb an' spot;
Sy sterckt die adern, das zittern legt,
Das scharffe fiber zu fliegen bewegt.
Die salb vnd andere stück genant
Thun dem gichtbruch hülfß zuhant,
Die salb kan hülfß vnd radt gegeben,
Sie kan gesterck vnd leng das leben.

De Ruta.

Die raut die augen scherfft vnd lerht,
Der menner begird der weiber merht
Sy gibet list vnd wer sy seut¹⁷⁾,
Den flöhen damit sein hauß vorbeut.

De Sinapi.

Der hitzige senff macht augen rhnen,
Macht reyn das heupt, thut gifft bezwingen.

De cepa.

Von zuöbeln schreiben die erzt nicht gleich,
Sagt ehner, sy bring den colericis feuch
Vnd sey der feuchten complex gesunt,
Den magen beuor, ferbt wangen vnd mundt.
Mit zuibelsafft reib dein kalebleß¹⁸⁾,
Er kann dir sy wol mit har besetz.

De Vrtica.

Die nessel gibt den krankden schlaff,
Der sich bricht, yr wol bedarff,
Den alten hufst, des leybes grymm
Die felt der lungen vnd schuulst¹⁹⁾ benthmpt;
Des leybes vnd allen g'lenken darbey
Ist die nessel eyn ergheney.

De Viola.

Die veel benthmpt die trunckenheit
Den wetag des heuptes vnd vallendt leidt²⁰⁾.

¹⁷⁾ feiget. ¹⁸⁾ Rahlkopf. ¹⁹⁾ geschwulst. ²⁰⁾ Fallende Sucht.

De Isopo.

Der yfop reinigt die lung vnd brust
Vnd gibt dem angeſicht farb nach luſt.

De Cerifolio.

Dem krebß die ſtopfgarb hülffe tut
Mit honig vnd wein, iſt juſt auch gut
Für wetag des leibß, furß vndauen auch,
Vnd machet dir hart den weichen hauch.

De Campana.

Der Allant iſt der brust gefunt;
Vnd ſo ſehn ſaß zur rautten kömpt,
Iſt den zubrochnen heilßam ſehr
Nach der erzt gemehner ler.

De Pulegio.

Polen getruncken vortreibt mit weyn
Daß vorbrant gebüt vnd cipperlehn.

De impedimento auditus.

Waldt ſchlafen nach eſſen ader hart Bewegung
Vnd trundenheit hindern ſcharffe hörung.

De tinnitu aurium.

Forch, felt, hunger, vntawung²¹⁾, vberich²²⁾ trincken,
Vorlegung des heuptß macht orenn klingen.

De nocumentis visus.

Wein, bad, wint, vnkeuſch, pfeffer, lauch,
Knoblach vnd zwibeln, weinen vnd rauch,
Senff, linſen vnd bonn, ſonn, ſewr vnd arbeit
Haben viln yr augen vorterbet;
Vorlegung, ſtaup vnd ſcharffe ſpeßß,
Wachen kuuorn hat auch die weiß.

De confortationibus visus.

Von Fenichel, eyßenkraut, roſen vnd rautten,
Vnd ſchelfkraut macht man die augen lautter.

Contra dolorem dentium.

Wiltu dein hen in güit behafft,
Nym ſamen des laugs vnd pylſenſafft,
Vorborn²³⁾ eß vnd ſahe den rauch darvon
Vnd lengt yn an den bößen zan.

²¹⁾ Verdauungsbeſchwerden. ²²⁾ übermäßigeß. ²³⁾ Verbrenne.

Contra reuma.

Wiltu sein der schnuppen loß,
So fast vnd mach, tu arbeit groß,
Brauch warme lofft vnd warme speiß,
Den atum halt vnd trind auch leiß,
Der fluß auch andere namen hatt,
Nach dem er geht an dreierlei statt.

De numero ossium et nervorum in homine.

Der mensch hat an hm groß vnd kleyn
Zweihundert vnd noch neunzen gebeyn
Und hat der hēn wol hwen vnd dreißig
Der adern dreihundert vnd funff vnd sechzig.

De quatuor humoribus corporis.

Die vier Complex hm menschen findt
Der erden gleich, feur, wasser, windt.

De fleubotomia.

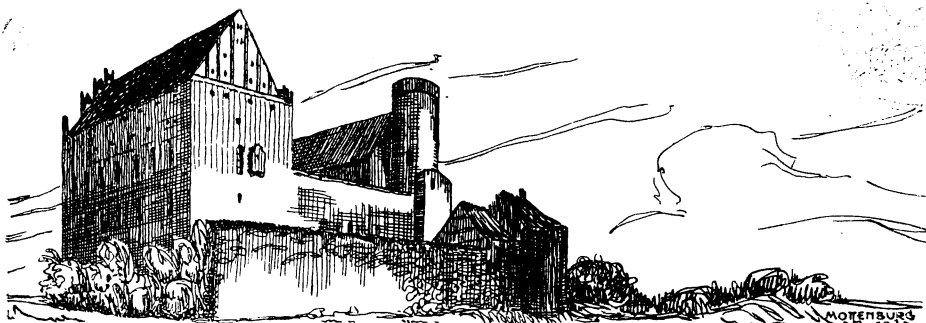
Vor sybenzen iarn nicht adern laß,
Die lebendig krafft entgeht durch das,
Die doch der weyn bald widerbringt,
Mit weicher speiß dir auch gelingt.
Das aderlassen ist den augen nicht argt,
Scherfft hirn vnd mut vnd wermt das margt,
Es hilft die derm vnd schleust den magen,
Den leip darzu, thut vnlust iagen,
Macht süßen schlaff vnd reyne hirn,
Hilfft orn vnd kreff, gibt gutte sthm.

Königsberg i. Pr.

Kommissions-Verlag von Bruno Meyer & Co.

1926

Druck: Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.
Königsberg i. Pr.



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 1

1. Januar 1927

Nummer 3

Inhalt: Vereinsnachrichten, Seite 33. — A. B. C. von der Delsnik, Das Deutschordenskreuz als Nationalabzeichen in der Ostmark, S. 34. — Dr. Karl Siehr, Kant und das freie Wort, S. 37. — G. Krause, Der Bericht eines ostpreußischen Mitkämpfers über die Schlacht bei Belle-Alliance, S. 42.

Vereinsnachrichten.

Herr Geh. Regierungsrat Professor Dr. Krauske hat sich seines Gesundheitszustandes wegen leider entschließen müssen, das Amt des Vorsitzenden niederzulegen. Er wurde im Oktober 1912 an Stelle des aus Gesundheitsrücksichten ausscheidenden Herrn Geheimrats Krause zum stellvertretenden Vorsitzenden und im März 1923 nach dem Tode des Herrn Geheimrats Joachim zum Vorsitzenden. In der kurzen Zeit, in der Herr Geheimrat Krauske dies Amt bekleidete, hat er sich namentlich das Verdienst erworben, die Ausgabe der Scheffnerbriefe in wesentlich rascheren Gang gebracht zu haben, indem es ihm gelang, die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft dafür zu interessieren. Die letzte von ihm geleitete Vorstandssitzung vom 14. Dezember 1926 beschloß, im Jahre 1927 den dritten Band der Scheffnerbriefe ganz herauszugeben, obgleich dieser seine beiden Vorgänger an Umfang übertreffen wird. Der großen Mühe der Ausgabe wird sich wieder Herr Amtsgerichtsrat Dr. phil. h. c. Warda unterziehen.

Zum Nachfolger Herrn Geheimrat Krauskes hat der Vorstand einstimmig den um die Erforschung unserer Heimatgeschichte und um den Verein hochverdienten Direktor der Königsberger Stadtbibliothek und des Stadtarchivs, Herrn Dr. Krollmann gewählt.

In den letzten Monaten fanden folgende Vorträge statt:

Am 11. Oktober: Herr Dr. William Meyer: Drei Königsberger Bürgermeister;

am 8. November: Herr Oberst a. D. Graf v. Brockdorff: Ost- und Westpreußen im Weltkriege;

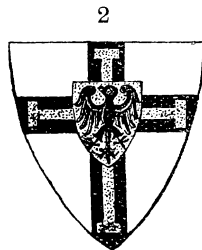
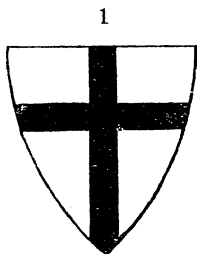
am 13. Dezember: Herr Studienrat Dr. Miška: Sprache und Geschichte auf der Danziger Höhe.

Die Mitgliederzahl ist in erfreulichem Wachsen. Sie hob sich im Laufe des Jahres von 210 Mitgliedern auf 226. Der Jahresbeitrag beläuft sich auch weiterhin auf 6 Mk. für Einzelmitglieder und auf 15 Mk. für körperschaftliche Mitglieder. Es wird gebeten, ihn möglichst bald auf das Postcheckkonto des Vereins, Königsberg 4194, oder direkt an den Schatzmeister Herrn Paul Berding in Firma Berding und Kühn, Königsberg, Wassergasse, abzuführen.

Wissenschaftliche Beiträge zu den „Mitteilungen des Geschichtsvereins“ und sonstige Zuschriften werden zur Vermeidung postalischer Schwierigkeiten am besten gerichtet an „den Verein für Geschichte von Ost- und Westpreußen, Königsberg, Staatsarchiv Schloß.“ M. H.

Das Deutschordenskreuz als Nationalabzeichen in der Ostmark.

Von A. B. C. v. d. Oelsnitz.



Seit der durch das Diktat von Versailles für weite Gebiete des vormaligen Königreichs Preußen im engeren Sinne, des alten Deutschordenslandes, angeordneten Abstimmung von 1920 ist es hier zu Lande üblich geworden, den Schild der früheren deutschen Beherrscher desselben mit Vorliebe als Zeichen vaterländischer Gesinnung zu verwenden.

Der Gedanke dazu lag nahe. Was hätte man sonst wohl dafür wählen sollen? Den alten Königsadler hatten die Stürme des Jahres 1918/19 beseitigt. Das neue Hoheitszeichen des preußischen Gesamtstaates und der Provinz, welche ihm den Namen gegeben hat, ist aber unter absichtlicher Nichtbeachtung der für den Entwurf solcher Sinnbilder althergebrachten Regeln in einer Gestalt gezeichnet worden, daß selbst die rückhaltlosen Anhänger unserer heutigen politischen Zustände zum großen Teile keine rechte Freude daran haben. Wer nicht verpflichtet ist, den neuen Adler von Amts wegen zu führen oder zu tragen, vermeidet es daher lieber. Es ist wahr, daß der alte Adler infolge seiner Belastung mit allerlei Majestätsbeizeichen dem

Geiste guter Wappenkunst nicht mehr entsprach. Man hätte sich aber wohl damit begnügen können, dieses, ohnehin durch die Ereignisse der Umsturzzeit überflüssig gewordene, Beiwerk zu beseitigen. Der Einwand, daß der preußische Adler dann von dem des Reiches zu wenig unterschieden gewesen sein würde, ist schon deshalb abzulehnen, weil ein Wappenbild — und darum handelt es sich doch unzweifelhaft — erst in Farben gesetzt vollständig ist. Dazu kommt die geschichtliche Tatsache, daß der Adler des ersten Herzogs in Preußen, der spätere Königsadler, vermutlich an und für sich nur der in den Farben¹⁾ veränderte Reichsadler aus dem Schilde der Hochmeister war. Wollte man, wie es den Anschein hat, möglichst viel von dem Überlieferten hinwegtun, so hätte man auch die goldenen Waffen (Schnabel und Fänge) des Adlers und vielleicht diesen überhaupt nicht beibehalten dürfen. Statt dessen hat man augenscheinlich die Münz- usw. Adler aus der Zeit heraldischen Tiefstandes als Muster gewählt und seine Form noch überdies unter Nichtachtung der dem Wappenkünstler sonst gewährten Freiheit durch genaue Bestimmungen in unabänderlicher Starrheit festgelegt.

Als der Deutsche Orden 1525 in Preußen zu bestehen aufhörte, hat ihm hier niemand nachgetrauert, und seine Hoheitszeichen verschwanden überall schnell und spurlos. Über die Gründe des Unterganges dieser in ihren Leistungen und Erfolgen einzigartigen Körperschaft ist im Laufe der Zeit viel geschrieben worden, Gelehrtes und Ungelehrtes, Wahres und Falsches. Ich glaube aber, daß es solcher Untersuchungen kaum bedarf, wenn man sich das überall gleiche, unabänderlich gerechte Walten des Schicksals in der Geschichte vor Augen hält. Der Orden hatte seine Aufgabe erfüllt, seine Einrichtungen waren unzeitgemäß geworden; damit verlor er seine Daseinsberechtigung und ging unter.

Während der vier Jahrhunderte, in welchen Preußen dann unter dem Zeichen des schwarzen Adlers, trotz aller gelegentlichen Rückschläge, einen Aufstieg ohnegleichen genommen hat, dachte kaum noch jemand in der großen Masse der Bevölkerung Ostpreußens an den Orden und sein Wirken. Auch die nach den Befreiungskriegen seit dem Beginn der Wiederherstellung der Marienburg erwachende Begeisterung für die Kulturtaten der Deutschherren, erfaßte wohl nur mehr die gebildeten Kreise und veranlaßte namhafte Gelehrte sich in die Geschichte der Eroberung und Besiedelung des Preußenlandes zu vertiefen.

Dann kam der Weltkrieg und, nach mehr als vier Jahren heißen, von unvergänglichem Ruhme umstrahlten Ringens um das Dasein unseres Volkes, der traurige Zusammenbruch. Weil man auf der Seite unserer Gegner früher immer von einem Frieden ohne Gebietsabtretungen gesprochen hatte, so mußte jetzt der neue Gedanke vom Selbstbestimmungsrechte der Völker als heuchlerischer Vorwand dazu dienen, dem am meisten gehaßten, weil gefürchteten, Preußenstaate große Stücke abzureißen. In weiteren Gebieten sollte

1) Ob in Anlehnung an die schwarzweißen Ordensfarben ist zweifelhaft.

die Bevölkerung durch Stimmabgabe über ihre künftige Staatszugehörigkeit entscheiden. Das betraf auch größere Teile des alten Ordenslandes. Sie sind dann erfreulicherweise auf Grund der erdrückenden Mehrzahl deutschgebornener Stimmen dem alten Mutterlande erhalten geblieben.

In dieser Zeit besann man sich wieder darauf, wem das Land in erster Linie Deutschtum und Volksbildung verdankt, und kam auf den Gedanken, den Schild dieser ritterlichen Mönche als Merkzeichen treuen Festhaltens am deutschen Volkstum zu wählen. Der Umstand, daß der Orden bei der Staatengründung an der Ostsee neben dem idealen Ziele der Ausbreitung des Christentums unzweifelhaft auch seine eigenen Belange im Auge gehabt hat, ist der großen Menge freilich unbekannt. Aber auch bei den Wissenden wird dieser Sachverhalt das dankbare Gedenken nicht mindern, welches denen gebührt, die unsere geliebte Heimat zu einem Lande mit deutscher Sitte und Bildung gemacht haben.

So wird nun seitdem bis heute in der Ostmark vielfach der Ordens- und gelegentlich auch der Hochmeisterschild als Schmuckstück getragen oder als Vereinsabzeichen verwendet, und es wird sich dagegen wohl Erhebliches nicht einwenden lassen. Wenn diese Zeichen aber im weitesten Umfange auch für geschäftliche Anpreisungen benutzt werden, so ist das weniger erfreulich, und als geschmackvoll kann es doch sicher nicht bezeichnet werden, daß Ordens- und Hochmeisterschild nicht nur für größere Unternehmungen, wie Kraftwagen- und Maschinenwerke, sondern auch für Käse-, Seifen-, Zuckerwerk-, Streichhölzer- usw. Fabriken als Handelsmarke eingetragen worden sind. Der Umstand, daß die Ordenszeichen hierbei an vielen Stellen aus Unwissenheit, Gleichgültigkeit oder Willkür unrichtig wiedergegeben werden, bessert daran nichts.

Die beiden Schilde, welche hier oben abgebildet sind, führen unsern Lesern die richtige Gestalt vor. Sie sind nach Siegeln aus der Blütezeit des Ordens im 14. Jahrhundert entworfen. Nr. 1 ist der Schild des Ordens in seiner Gesamtheit, sowie derjenige der einzelnen Ritterbrüder. Er zeigt ein schmales schwarzes Balkenkreuz im weißen (nicht silbernen) Felde. Der Hochmeister trug, eine besondere Eigenart des Deutschen Ordens, die Abzeichen nicht²⁾ überall in der gleichen Form wie die anderen Mitglieder der Genossenschaft. Seinen Schild stellt Nr. 2 dar. Hierbei sind das Auflegekreuz und der Herzschild golden zu geben, Schnabel, Fänge und Zunge des schwarzen einköpfigen Reichsadlers rot.

Dazu ist noch zu bemerken, daß diese Schilde nicht immer in der hier erscheinenden Dreiecksgestalt gezeichnet werden müssen. Für das 15. Jahrhundert wäre der unten abgerundete Schild mit gleichlaufenden Seitenrändern zu wählen. Beim Hochmeisterwappen ist dann

²⁾ Der Hochmeister führte das hier abgebildete Kreuz in seinem kleinen Amtssiegel (Sekret) und trug es auf dem Wappenrock, später auf dem Brustharnisch, dem Schilde und der Fahne. Sein Ordensmantel hatte dagegen, wie derjenige aller Ritterbrüder, nur ein ziemlich großes, sehr schlankes, lateinisches schwarzes Kreuz auf der linken Seite.

diese Form auch für das aufgelegte Adlerschildchen maßgebend, und der Adler ist in dem reicheren Stil der späteren Zeit auszuführen. Unrichtig ist es dagegen, wenn:

1. das Kreuz im Schilde schwebt, d. h. seine Arme die Ränder nicht erreichen;
2. die Arme des Kreuzes in der Mitte schlanker gezeichnet sind als an den Enden;
3. diese Enden in mehrere Spitzen auslaufen (wie z. B. beim Kreuz des Johanniterordens);
4. das Kreuz eine schmale weiße oder gelbe Einfassung hat;
5. dem Schilde außer der eigentlichen Umfassungslinie noch ein mehr oder minder breiter Rand von weißer, schwarzer oder anderer Farbe gegeben wird.

Kant und das freie Wort.

Von Dr. Karl Siehr.

Kants Maßregelung, sein oft erörterter, in der Vorrede zum Streit der Fakultäten vom Weisen selbst veröffentlichte Schriftenwechsel mit dem Könige, ist bei Rosenkranz in Band II und im Jahre 1924 vom juristischen Professor Dr. Spiegel aus Prag aus der Distanz der verflossenen Zeit hinaus klar und für die Wissenschaft im Wesentlichen abschließend behandelt. Das Ergebnis ist die absolute Gewißheit, daß an Kants blankem Ehrenschilde auch der einzige Fleck nicht haftet, den Tadler, die nicht genau hinschauen, erblicken zu können geglaubt haben.

Wer ein Vorbild aller, auch der Helden, sein soll, muß selbst ein vorbildlicher Charakter, ein Held, sein. Kant war ein Held. Wer Kant für charakterschwach oder für unaufrichtig hält, hat seines Geistes Hauch nie verspürt. Er blieb sich selbst treu als der Priester der Gerechtigkeit und der Freiheit. Die Wissenschaft ist sich längst darüber klar und seine Zeitgenossen wußten es, die Jungen und die Alten damals, die ihn zu Lebzeiten und bei seinem Ableben aufs höchste ehrten. Kants Haltung erklärt sich vollkommen aus seiner unbegrenzten Ehrfurcht vor dem Rechte. Kant ist der Kosmopolit *κατ' ἔξοχην*. Er lebte für die Menschheit. Aber nicht weltfremd in Träumen. Er war, wie Vorländer, Komarow, Harnack, Meißinger und andere bewiesen haben, wie sein Leben selbst es beweist, ein guter Sohn seiner Heimat, in der er fest wurzelte, ein guter Deutscher und Preuße, Kosmopolit und Patriot. Er selbst hat die schönste Definition des Begriffs Patriotismus gegeben, dieses Rechts der Freiheit, das dem Gliede des gemeinen Wesens als Mensch zukommt, eines Patriotismus, wie ihn — kantisch — auch Gandhi empfindet, der am 16. 3. 21 schreibt: „Ich bin Patriot, insofern ich Mensch bin und

menschlich empfinde. Ich werde nicht ein anderes Land . . . beleidigen, um Indien einen Dienst zu erweisen. Der Patriotismus eines Menschen ist um so geringer, je lauer dessen Menschlichkeit ist.“ Die Herder-Rühnemann'sche Maxime ist kantisch, wenn sie spricht: „Die einzelne Volkspersönlichkeit der notwendige Durchgang, aber doch — der Durchgang zur Menschheit.“ Autonomie ist das Wort, das die kantische Pflichtenlehre umfassend und überstrahlend voll beherrscht. Kraft der Autonomie des Willens ist der Wille frei, „ihm selbst ein Gesetz“. Autonomie ist der Grund der Würde der menschlichen und jeder vernünftigen Natur, „Autonomie ist „das alleinige Prinzip der Moral,“ ein kategorischer Imperativ.

Kants Patriotismus beruht auf seinem Pflichtbegriffe, auf seiner Moral der mit Freiheit verknüpften Pflicht, auf seiner Gesetzmäßigkeit. Das „Edelste in der Wirkung“ nennt er „die Ehre einer freien Nation, die da handelt“ und des freien Menschen Würde gilt ihm für unantastbar. Größtes Gewicht legt er auf die Freiheit der Feder, die er als das einzige Palladium der Volksrechte bezeichnet. — Freilich in den Schranken der Hochtachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt. Er verachtet Unterwürfigkeit. „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!“ ist sein Grundsatz. Aber gerade infolge der Pflicht zur Abwehr des Unrechts willens besteht die Pflicht zur Achtung des Staats und seiner Gesetze. So kommt Kant bei aller fortschrittlichen Reformfreudigkeit zu strengster Gesetzmäßigkeit, zur Heilighaltung des Staats und seiner Gesetze, die er so weit durchgeführt hat, daß es ihm von freien Geistern stark verdacht ist, so weit, daß er sich sogar fügte, als der bekannte Eingriff in seine Lehrfreiheit erfolgte. Er sagte Befolgung des stofflich begrenzten Verbots zu und hielt als Mann von Wort seine Zusage — aus Patriotismus, aus der Pflicht heraus, sich dem gemeinen Besten unterzuordnen; offenbar nicht im Zweifel darüber, daß er damit unpopulär handelte; aber aus Pflicht zur Unterordnung unter die gesetzliche Macht, entsagte er; in den damals üblichen Formen, deren Anwendung ganz, wie bei Goethe, nicht von Mangel an Selbstbewußtsein zeugte; nur, wie er schreibt, um „sich klüglich in die Zeit zu schicken, da Staats- und Religionsmaterien jetzt einer gewissen Handelsperre unterworfen sind,“ und man „diesen Wetterwechsel noch eine Zeitlang beobachten muß,“ bis „das Meteor sich verteile oder für das, was es ist, erkläre“; in Ausübung der trotz Nachteils um ihrer selbst willen geübten Pflicht konsequent gewissenhaft und — gerade dadurch frei. Wie Goethe, als ihm der Herzog das Theater nahm, „verstärkte er seine stumme Macht, indem er schwieg und blieb, schweigend siegte“ (Ludwig). Rechtzeitig sprach er später. Er entsagte mit Stolz, vorübergehend, sicher der Unsterblichkeit der Freiheit und der Wissenschaft. Er dachte, wie Lagore: „Vermag Gewalt etwas gegen die Wahrheit?“

Wie hätte Kant „die Würde der Menschheit in der eigenen Person,“ die „Pflicht gegen sich selbst,“ die eigene „Würde“ verletzt, die er hoch hielt und streng bewahrte, wie die seiner Fakultät und der

reinen philosophischen Theologie auch. Vergleiche seine Eingabe an die theologische Fakultät vom August 1792.

Ihm ging es gerade so, wie es einer gefnebelten Presse in manchen Ländern und Zeiten geht. Auch der freimütigste Journalist kann zeitweise wehrlos sein. Auf die Dauer läßt Freiheit sich nicht knechten.

Kundig auch der Lücke war Kant, die ihm das damalige Staatsrecht offen ließ und durch die hindurch er im Interesse der Lehrfreiheit seine vermeintlich pflichtgebotene Selbstbeschränkung zu einer zeitlich begrenzten machte: er verpflichtete sich nur für die Regierungszeit des damaligen Königs. Kant erklärt dazu: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Überzeugung ist niederträchtig und kann niemandem zugemutet werden; aber Schweigen in einem Falle, wie dem gegenwärtigen, ist Untertanenpflicht und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen. Auch habe ich jener Schrift nie ein Wort zugesetzt oder abgenommen. Auch ist in meiner Verteidigung der Ausdruck, daß ich als Ihrer Majestät treuester Untertan von der biblischen Religion niemals öffentlich sprechen wolle, mit Fleiß so bestimmt worden, damit beim etwaigen Ableben des Monarchen vor meinem, da ich alsdann der Untertan des Folgenden sein würde, ich wiederum in meine Freiheit zu denken eintreten könnte.“

Freiheit verlangt auch, ja sie ist selbst sogar Selbstbeherrschung nach Kants Tugendlehre. Mit Freiheit daher für den Deutschen wohl vereinbare patriotische Unterordnung unter die Staatsmacht und unter das aus ihr resultierende — sei es auch schlechte — Recht veranlaßte ihn zu der schwersten, recht verstandenen mannhafsten, ja nach seiner Art sogar heldenhaften Selbstbeherrschung, zur freien Tat der provisorischen Entfagung; Selbstzucht bestimmte ihn und Disziplin, diese große, vielbefehdete, aber jeder Staatsordnung unentbehrliche und mit Unrecht oft als Schwäche gedeutete geistige Kraft; eine Tugend, welche Kant an den gut befehlenden und gut gehorchenden, nicht sklavischen und nicht tyrannischen Deutschen sehr gepriesen hat. Nie hat er Autorität mit Gewalt verwechselt. Aber: die Idee einer Staatsverfassung war ihm „heilig und unwiderstehlich“; die Disziplin also Pflichtgebot; der Wille, seine „schuldige Pflicht zu tun,“ beherrschte ihn; siehe auch einen anderen Brief an den König vom 27. 3. 89 und den Brief vom 19. 5. 89; trotzdem mußte der Verzicht ihm, der als Grenze der Macht gerade die Freiheit festgesetzt und die Publizität der Maximen der Philosophie so überaus hoch gewertet hat gegenüber der „Hinterlist einer lichtscheuen Politik,“ welche von der Philosophie leicht vereitelt werden könnte, besonders schwer sein. Sein Trost war die Gedankenfreiheit, das durch die Gesetzmäßigkeit seines Verhaltens beruhigte Gewissen, die Hoffnung auf neuen „Wetterwechsel“, sein patriotisches Pflichtgefühl und das unbeeinträchtigte Selbstbewußtsein. Daß ihm Männerstolz vor Königsthronen, daß ihm Mut und Würde reichlich innewohnte, ersah die Welt aus seinen Lehren ohnehin, die auch den Herrschenden manche heilsame Wahrheit sagten. Er tat nicht Un-

recht, in der Sittlichkeit kam seine Freiheit evident zum Durchbruch, ihm und der Menschheit; die Politik hatte ihre Knie vor dem Recht zu beugen verflüchtigt, die Staatsleitung versündigte sich aus Furcht an der Lehrfreiheit und an Kants Persönlichkeit. Die Politik der Angst eines unfreien, freifeindlichen, engherzigen und engstirnigen Zeitgeistes war, wie stets, verderblich. Politik des Muts hätte, wie Kant es von ihr verlangt, die „zur Beleuchtung ihres Geschäftes unentbehrliche“ Philosophie geehrt, die unantastbare Lehrfreiheit respektiert und kantisch gehandelt und dem Volke dann vielleicht sogar — ein Zena erspart. Der Vorgang ist ein sehr dunkler Punkt in Preußens Geschichte. Für alle Zeit sollte er vor Dunkelmännern und furchtsamen Feinden jeglicher Freiheit des Geistes warnen!

Manch einer hätte es nicht fertig gebracht, weise, wie Kant, zu handeln, wäre zornentflammt, knirschend vor Wut über den unzweifelhaften Machtmißbrauch aus Preußen gewandert. Kant liebte die Heimat und seine Pflichten so sehr, daß er die Albertus-Universität nicht verließ. Er, der Kadavergehorsam, Abhängigkeit der Handlungen eines Menschen von dem Willen des Anderen für „das Entsetzliche“ hält oder, wenn die Wahrheit in Gefahr gewesen wäre oder die Stunde gestattet und geboten hätte, der Freiheit eine Gasse zu bahnen, sich nimmer gebeugt hätte, fügte sich ein als disziplinierter Beamter, als kluger Denker, der nur Wahres sagt, aber nicht jeder Zeit alles zu sagen für Pflicht hält, und als frei wollender Patriot. Er gehörte nicht zu den kleinen Geistern, die Disziplin verachten, Selbstzucht, die sich unter das Ganze unterordnet, als Schwäche ansehen, selbst schwach, weil sie die Kraft wahrer Freiheit, die sich selbst bezwingt, nicht in sich fühlen. Kant lehrt, die Ungerechtigkeit anderer zu meiden, wenn man sie zurücktreiben kann“, aber „das schwere Joch der Notwendigkeit zu ertragen als ein Opfer für die Freiheit.“ Die Erduldung der Frechheit sei „eine Mönchstugend“.

„Unterliegt der Mensch als Sinnenwesen einer Übermacht, so erhebt ihn um so stolzer das Gefühl seiner sittlichen Persönlichkeit,“ sagt Meißinger richtig. Es gibt Machtmißbrauch, dem man sich mit Märtyrerfestigkeit unter Einsatz der ganzen Persönlichkeit entgegensetzen muß. Kant war bereit dazu und er war der Mann dazu; er besaß und betätigte stets die von ihm sehr hoch gewertete Tugend des Muts der Überzeugung. Er huldigte durch die Tat stets seiner Vergil'schen tapferen Maxime: „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!“ Aber Disziplin durfte, mußte er seiner Meinung nach üben, wie er 1792 auch an Fichte Ratschläge infolge eines Zensureingriffs gibt, seine Schrift bei Seite zu legen oder sie mit den Ideen des Zensors in Übereinstimmung zu bringen, ohne aufrichtige Wahrhaftigkeit zu verleihen. In jener ganz anders gearteten Lage sind wir, seit die Jahre 1918—1920 uns die Freiheit und Teile der Heimat raubten.

In dieser Lage waren Schön, Dohna und York, als sie Dohnas „genial aus dem ganzen erschaffenen ideenvolles Gebilde“ der Landwehr verwirklichten, weil York und Schön sich sagten: „Sklaven oder

Preußen“ (ein Brief Schöns an Dohna von 1821 erinnert daran); in dieser Lage war auch Zola; dagegen Kant — wenigstens seiner Meinung nach — nicht. Auf gewissenhaftes Handeln nach redlicher Überzeugung aber kommt es in wirklichen und vermeintlichen Pflichtenkonflikten an.

Heute wäre Kant vorbildlich als Kämpfer für seines Volkes Freiheit. Er wäre gern freier Staatsbürger gewesen, aber er war — Untertan und fügte sich klüglich in die Zeit aus Selbstbeherrschung; innerlich ganz frei. Beherrscht, wie Friedrich der Große, von der unererschöpfbaren Aufgabe der Pflicht, von der reinen und unbedingten Idee des Gesetzes. Ganz, wie zeitweilig Preußen nach dem sogenannten Frieden von Tilsit in Vorbereitung der patriotischen Erhebung und in jüngster Zeit das Reich im Interesse der Einheit und zukünftigen Befreiung klüglich Unvorsichtigkeiten vermied gegen die Übermächtigen, innerlich dennoch frei durch Unabhängigkeit im Geiste und durch stahlharten Patriotenwillen.

Kants Charakter war die Verkörperung des kategorischen Imperativs. Sein Gefühl hatte er vollständig in der Gewalt. Der Satz: „Gehorchet der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat“ ist ihm kategorisches Gebot, die Lehre von der unentbehrlichen Autorität der Staatsgewalt ist eine der Grundsäulen seines politischen Systems (Krauses „Kants Lehre vom Staat“). Renner gibt über Kants Zensurstreit einen kurzen und klaren Überblick. Kant, der Mann der heißesten Wünsche für die Veredlung der Menschheit, der Feind des radikalen Bösen im Menschen, des „faulen Flecks unserer Gattung“, ist natürlich nicht ein Phariseer, der sich sündenrein spräche. Aber er ist vollkommenstes Muster reiner Sittlichkeit und guten Willens, ein Charakter ohne Furcht und Tadel, der im besten Sinne so Hohes erreicht hat, wie es Menschen möglich ist. Mit edlem Vertrauen in seine eigenen Kräfte hatte er seine Bahn betreten und mit dem mutigen Aussprüche; „Ich werde meinen Lauf antreten und nichts soll mich hindern, ihn fortzusetzen.“ Schon früh seiner gewiß, unbeirrt durch unbedeutende Vorkommnisse hat der Genius sein gewaltiges Lebenswerk mit seinem kriegerischsten Buche, dem Streit der Fakultäten „mit königlicher Würde unter Nachholung des der Zensur wegen Unterdrückten“ vollendet. Nicht gewankt hat er, sondern in Freiheit sich bis zur richtigen Angriffsstunde beherrscht. Als *vir propositi tenax*. Daher ist der Gewaltige, durch Weisheit Starke, ein reines Vorbild für deutsche Jugend; ein furchtlos-fester echter, bei allem Kosmopolitismus urdeutscher, unendlich deutscher Mann ist er, der „der Menschheit Tugend und Pflicht zurückgab,“ wie Fichte sagt. Untermüßigkeit haßte er, Schwäche des Mannes verachtete er; er lebte, wie er lehrte, wirklich. Wer ihm rein folgt, wird das Weltbeste, das Beste der Menschheit, der Nation und der eigenen Seele fördern, die Freiheit und das Recht, das „Heiligste, was Gott auf Erden hat,“ diesen „Augapfel Gottes“.

Der Bericht eines ostpreussischen Mittkämpfers über die Schlacht bei Belle-Alliance.

Mitgeteilt von Gottlieb Krause.

Der hier zum Abdruck gelangende Bericht ist den ausführlichen Tagebüchern („Notizen“) eines aus Ostpreußen stammenden Artillerieoffiziers Thomas Gottschall entnommen¹⁾. Folgende kurze biographische Angaben über den Verfasser mögen an dieser Stelle genügen.

Er wurde am 22. November 1787 als Sohn eines kölnischen Besitzers in Nijchken bei Zaplacen, Kr. Wehlau, geboren, trat 1809 ins preussische Heer und machte die Feldzüge 1812, 1813 und 1814 als Unteroffizier und Wachtmeister der reitenden Artillerie im Korps Yorks mit. Er hat an den ruhmreichen Taten dieses Korps wie auch an seinen Leiden und Entbehrungen vollen Anteil gehabt. Als nach Napoleons Rückkehr aus Elba der Krieg aufs neue ausbrach, war er, jetzt im Korps Bülow's, auch im Feldzuge 1815 ein Mittkämpfer. Seine Batterie beteiligte sich während der Schlacht von Belle-Alliance an dem entscheidenden Kampfe um Plancenoit. Wenige Tage darauf wurde ihm seine Beförderung zum Offizier bekanntgemacht. In der Friedenszeit hat er in Breslau und dann in den Rheingegenden in Garnison gestanden. 1839 nahm er als Hauptmann den Abschied, 6 Jahre später erhielt er den Titel eines Majors der Artillerie. Nach Aufgabe des Dienstes war er, von Sehnsucht getrieben, nach seiner Heimat Ostpreußen übergesiedelt. Seiner Neigung gemäß hat er hier fast durchweg auf dem Lande gelebt und sich als tüchtigen Landwirt bewährt, wie er ein tüchtiger, umsichtiger und tapferer Soldat gewesen war. Er starb, 77 Jahre alt, auf dem seinem zweiten Sohne Otto gehörenden Gute Supplitten im Kreise Kr. Eylau am 3. November 1864.

Trotz aller Gefahren und Nöten in seinen Feldzügen hat er sich die Zeit genommen, möglichst Tag für Tag das von ihm Erlebte aufzuzeichnen, später hat er das Angemerkte ausgearbeitet, auch Literatur zu Rate gezogen. Da er bei großen und erschütternden Ereignissen Augenzeuge und Mittkämpfer gewesen ist und die Gabe anschaulicher Darstellung besitzt, so geht von seinen Aufzeichnungen in ihrer Ursprünglichkeit ein eigener Reiz aus. In seiner militärisch untergeordneten Stellung kann er natürlich die Dinge nicht von einem das Ganze beherrschenden Standpunkt überschauen, er beobachtet aber scharf, was in seinen Gesichtskreis fällt; seine Berichte sind belebt durch eine Fülle von Einzelzügen.

Sein ältester Sohn hat sich einen Namen gemacht; es ist der als Literaturhistoriker, Kritiker und Dichter bekannte Rudolf von Gottschall. Dieser hat in seinem Buche „Aus meiner Jugend“, erschienen in Berlin bei Paetel 1896, dem Vater ein Denkmal gesetzt. Er spricht über ihn mit Liebe und Verehrung und

¹⁾ Sie sind im Besitze eines Enkels des Verfassers, des Herrn General-Landschafts-Amtmann Vergau in Königsberg Kr.

gibt im Anfange seiner Schrift eine Reihe von Stellen aus dessen Tagebüchern wieder. Die wirkungsvollste ist die über die blutige Schlacht bei Mückern, 16. Oktober 1813.

Der hier mitgeteilte, bisher nicht veröffentlichte Bericht betrifft die Schlacht bei Belle-Alliance; er stellt einen Teil des gewaltigen Dramas, den Kampf um Plancenoit, dar. Vorher wird der schwierige Anmarsch erzählt, den Schluß bildet die Schilderung des leichenbesäten Schlachtfeldes.

Zur Orientierung sei noch folgendes bemerkt:

Zur Schlacht bei Ligny, 16. Juni 1815, war das Korps Bülow's nicht erschienen. Es hatte sich, nicht ganz ohne Schuld seines Führers, zu spät von Lüttich her in Marsch gesetzt und langte in tiefer Nacht, nachdem die Entscheidung gefallen war, erst vor Gembloux an, wo es Halt machte und weitere Befehle des Hauptquartiers abwartete²⁾. Der kühne Entschluß Gneisenaus zum Rückzug nach Norden, nach Wavre, um die Vereinigung mit Wellington zu ermöglichen, führte die entscheidende Wendung im Feldzuge herbei. Er erhielt am 17. Juni die Zustimmung des infolge seines Sturzes von Schmerzen gequälten greifen Feldmarschalls Blücher.

Jetzt fiel dem Korps Bülow's, das am 16. Juni der Schlacht ferngeblieben war, die Hauptrolle zu. Es sollte am 18. Juni dem schwer bedrängten Heere Wellington's die erste Hilfe bringen. Durch seinen Vorstoß gegen Plancenoit, das im Rücken des rechten französischen Flügels lag, zwang es Napoleon, einen Teil seiner Truppen, darunter die Hälfte seiner Garde, zur Verteidigung dieses Dorfes abzugeben, wodurch sein Schlachtplan durchkreuzt und seine Angriffskraft im Kampfe mit Wellington geschwächt wurde. Als nach fast vierstündigem, hartnäckigstem Ringen Plancenoit von den Preußen erstürmt wurde, war die Niederlage des Korps vollendet.

Lassen wir nun dem Verfasser der Tagebücher das Wort³⁾:

17ten Juni . . . Die preußischen Corps gingen heute bis Wavre zurück, das 1 und 3te Corps auf dem linken, das 2te und 4te⁴⁾ auf dem rechten Ufer der Dyle. Unser Corps marschierte erst um 1 Uhr nachmittags von Gembloux ab, nachdem es vorher sich völlig in Schlachtordnung aufgestellt hatte. Das Gros ging bis Dion le Mont⁵⁾, die Kavallerie und eine Brigade blieb bei Vieuxsart⁶⁾ zurück. Gegen Abend fing es an zu regnen und hörte die ganze Nacht hindurch nicht auf. Die Batterie lagerte im hohen Klee in einem Busche hart an der Straße. Von Lagerbedürfnissen war

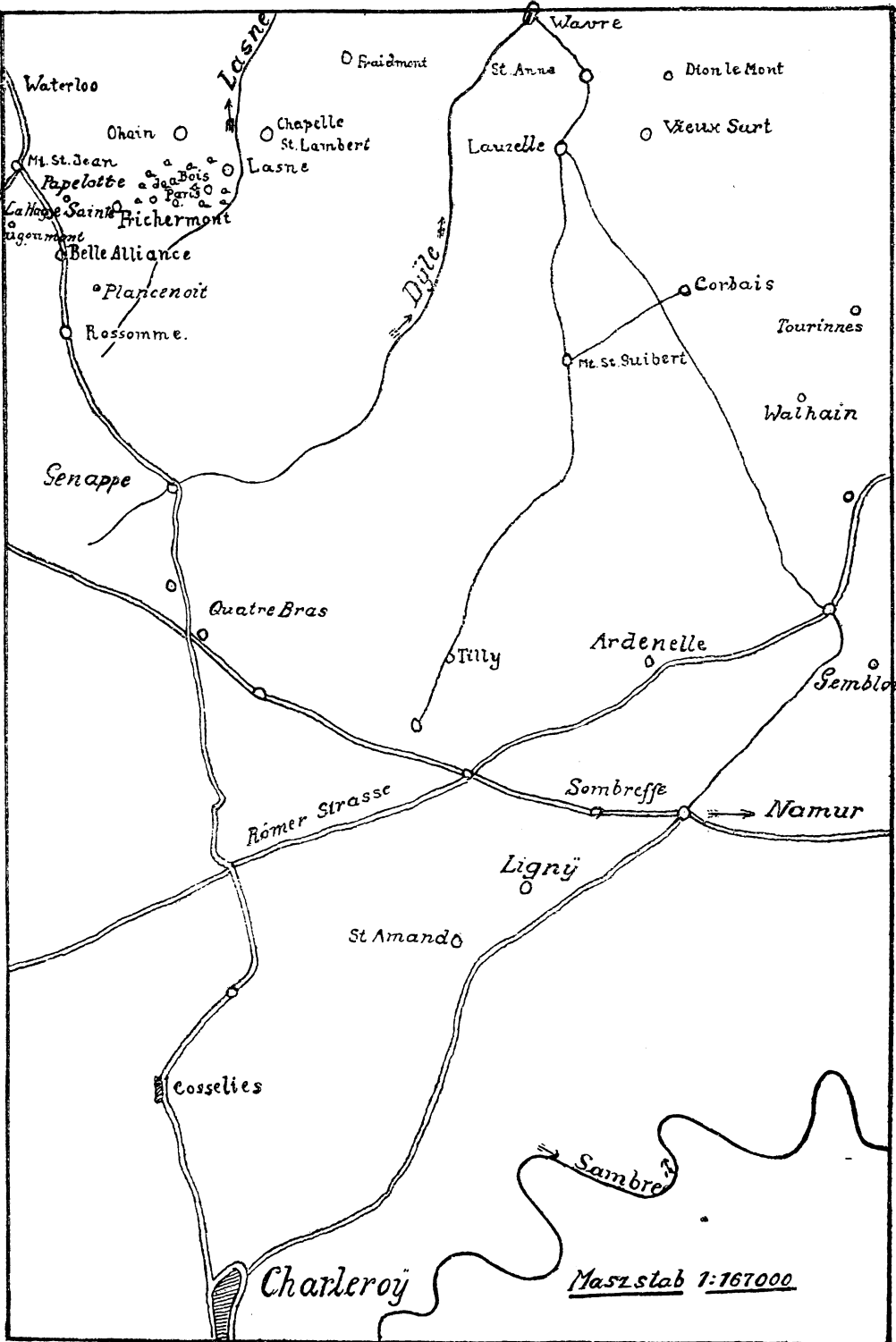
²⁾ H. Friederich, Die Befreiungskriege 1813—1815. Erste bis fünfte Aufl. 4. Band. Berlin 1913. S. 107. 114. 117—18. 124—25. 149.

³⁾ Der Text des nachfolgenden Berichts wird buchstabengetreu wiedergegeben, die Interpunktion ist modernisiert.

⁴⁾ Die vier Armeekorps des von Blücher befehligten preußischen Heeres standen unter folgenden Generalen: I. unter v. Bieten, II. unter v. Pirch, III. unter v. Thielmann, IV. unter v. Bülow.

⁵⁾ Südöstl. von Wavre.

⁶⁾ Vieuxsart. S. für die im Berichte vorkommenden Ortsnamen die ihm beigelegte Kartenskizze.



Masstab 1:167000

unter diesen Umständen und bei den zusammengehäuften Truppen wenig die Rede. Ein jeder mußte sehen, wie er fertig wurde. Unterdessen waren die Truppen in steter Bewegung, viele vom 2ten Corps zogen sich durch unser Vibouak, um sich mit dem Gros zu vereinigen. Zwei Geschütze von der Batterie unter Lieutenant Briesen waren bei der Avantgarde nach Mont St Guibert detachiert.

In Folge der rückgängigen Bewegung der Preußen war auch die niederländische Armee⁷⁾ auf der Straße nach Brüssel über Jenappe⁸⁾ bis Mont St Jean zurückgegangen. Napoleon war ihr mit dem Gros seiner Armee gefolgt, während der Marschall Grouchy den preußischen Corps gegen Wavre folgte, heute aber wenig vorrückte.

Den 18 Juni wurde mit Tagesanbruch abmarschirt. Als wir gegen Wavre kamen, brach Feuer in der Stadt aus. Es währte einige Zeit, bevor es so weit gedämpft war, daß die Artillerie passiren konnte. Es hatte bis jetzt ununterbrochen geregnet, der Weg war schlecht und der Lehmboden schlüpfrig, der Marsch ging daher langsam. Selbst als es nach 9 Uhr zu regnen aufhörte, hatten die Bewegungen keinen schnelleren Fortgang. Die Truppen, von den Anstrengungen der vorigen Tage ermüdet, hatten sich in der einen Nacht, wo es an Lebensmitteln keinen Ueberfluß gab, nicht besonders erholt. Das Gepäck und die Mondirungsstücke waren voll geregnet und schwer. Die Hohlwege nöthigten öfter, die Kolonnen zu verlängern und nach erfolgtem Durchzug wieder zu verkürzen. Die Truppen überwandten diese Hindernisse mit frohem Muth, denn aus allen Anstalten sah man, daß es bald etwas zu thun geben würde, und dies war der Wunsch der Soldaten. Ich erinnere mich nicht, jemals mehr Kampflust bemerkt zu haben. Hinter Wavre, noch im Dylethal, blieben wir lange halten, theils weil der Marsch vorne stutzte, wo sich die Infanterie befand, theils um die Reserve Artillerie, die eben das Defilee bei Wavre passirte, heranrücken zu lassen. Das ganze Corps befand sich nun in geschlossener Kolonne, nachdem wir noch etwas vorgerückt waren, vor St Lambert⁹⁾ vereinigt. Während unsers Haltens ritt der Fürst Blücher mit seinem Generalstaab u Suite vorüber. Er sah sehr Ernst aus. Die Mütze tief in die Augen gedrückt, ritt er wenigstens 50 Schritt ganz allein voraus, ein einziger Adjutant auf einiger Entfernung dahinter, und nun folgte erst der Zug. Die Soldaten betrachteten ihn mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme. Sie schienen zu sagen: sei nur ruhig, Alter, wir werden die Scharte schon wieder auswezen. Schon um 12 Uhr hatten wir rechts von uns die ersten Kanonenschüsse gehört, und gleich hieß es, die Franzosen greiffen die niederländische Armee an, und wir marschiren ihr zu Hülfe. Ein jeder hätte jetzt den Raum überfliegen mögen, um recht schnell zum Ziele zu gelangen. Aber die materiellen Hindernisse trogten diesem guten Willen. Wir sahen von erhöhten Punkten den Pulverdampf der sich nun furchtbar entwickelten

7) Die englisch-niederländische Armee unter Wellington.

8) Genappe.

9) Chapelle St. Lambert.

Kanonade. Um 3 Uhr rückten wir bei St Lambert in das Defilee des Lasne-Baches und marschirten eine ziemliche Strecke in demselben, bis wir hinter dem Dorfe Lasne die jenseitige Höhe erreichten. Die Passage war gerade für das Geschütz breit genug, die reitenden Artilleristen mußten zu zweien abrechen. Jenseits des Defilees wurde vor einem Walde¹⁰⁾ aufmarschirt, bis die Truppen sich wieder gesammelt hatten. Die beiden Brigaden der Reserve-Kavallerie mit ihren reitenden Batterien¹¹⁾ hatten einen ganz kleinen Raum besetzt, wir standen Kopf an Kopf. Es mochte 4 Uhr gewesen sein, als wir durch den Wald marschirten, noch ein Stück im Freien vorrückten, dort zwischen zwei Waldbüschen in der Höhe von Frischermont¹²⁾ in Kolonnen aufmarschirten und zum Angriff übergingen. Die Eine Infanterie Kolonne ging rechts und die Kavallerie links vor, die andere Infanterie Kolonne folgte uns links¹³⁾. Die Artillerie sollte auf die vorliegende Höhe aufmarschiren und das Dorf Plancenois und den dort stehenden Feind beschießen. Die vormarschirenden Batterien rückten nun gerade auf die Höhe, die Batterie (unsere) mußte aber in der Vertiefung etwas mehr links marschiren, um Raum zum Aufmarsch zu gewinnen. Der Rittmeister Pfeil, sonst ein tüchtiger Bramarbas, hatte ganz den Kopf verloren. „Wo, wo, wo soll die Batterie aufmarschiren? Reit, reit, reit!“ Er wollte wahrscheinlich sagen: reit = reiten Sie. Natürlich war hier nicht aufzumarschieren. „Rücken Sie nur noch etwas vor, ich werde hinaufspringen und sehen, wo die Batterie aufmarschiren kann“, redete ich ihm zu. Wie ich auf die Höhe kam, lag das Dorf vor uns, unsere Tirailleurs und einige Kavallerie war schon mit dem Feinde Handgemein, links vom Dorfe marschirte schon feindliche Artillerie auf, Inf. Kolonnen rückten vor. Ich sprang nun hinab und sagte: „Nun lassen Sie zugweise rechts einschwenken und auf die Höhe rücken, dann kommen Sie mit der Batterie ganz gut zu stehen.“ „So, so! Gut, gut!“ Nun ließ er die Batterie auf diese Weise einschwenken, die Pferde konnten aber die Geschütze, die bis an die Achsen im Lehmboden steckten, nicht die Höhe hinanzwingen. Nun war wieder Holland in Röhren; es dauerte zu lange, weitläufige Auseinandersetzungen zu machen. „Reitpferde mit Hülfsgeschirren vor!“ rief ich, und wie ein Blitz sprangten die Nummern vor, und im Nu waren wir oben. Der Rittmeister sagte sich, wie er oben war und den Feind sah. Er ließ abproben und befahl gleich das Feuer. Die Batterie mochte 900—1000 Schritt von der links von Plancenois aufgestellten feindlichen Artillerie und den Infanterie Kolonnen entfernt gewesen sein. Das Terrain dachte sich vor der Batterie bis auf 300 Schritt sanft ab, von hier, wo sich ein Graben befand, stieg es eben so sanft gegen den Feind. Vom Dorfe bis zum Graben führte eine Hecke herab, längs welcher sich die feindlichen Tirailleurs in den

¹⁰⁾ Dem Walde von Paris (Bois de Paris).

¹¹⁾ Zu ihnen gehörte die Batterie Gottschalls.

¹²⁾ Frischermont.

¹³⁾ Der Angriff der Preußen erfolgte um 4½ Uhr, zuerst gegen das nördlich von Plancenoit aufgestellte Korps Logau, dann auf das Dorf selbst.

Graben schlichen, den sie am Ende ganz ausfüllten. Von hier schossen sie in die Batterie und verwundeten und tödteten uns Leute und Pferde. Ich stand mit dem 3ten Zuge, dem 5ten und 6ten Geschütz, auf dem rechten Flügel der Batterie, gerade in der Verlängerung der Hecke. So wie die feindlichen Schützen sich bei ihrem Anmarsch in der Hecke so anhäuferten, daß es eines Schusses belohnte, oder wenn zu viele Köpfe aus dem Graben hervorkuckten, ließ ich einen Kartätschschuß hin thun, der uns auf eine kurze Zeit von dieser Last befreite, indem die in der Hecke befindlichen sich dann gegen das Dorf zurückzogen und die im Graben sich verborgen hielten. Hinter der Batterie stand pommersche Landwehr zur Deckung und ein Zug mit einem Offizier mit unsern Reitpferden in gleicher Höhe. Ich redete dem Offizier zu, er sollte doch die feindlichen Schützen, die uns sehr schaden, aus dem Graben vertreiben. Sogleich ging er mit seinen dick- und rothbäckigen Bauernjungen vor, die schäkernnd und plaudernnd gegen den Feind gingen, als wenn sie auf einem andern Spaziergange begriffen gewesen. Das Tirailleuren war aber nicht Sache der Landwehr. Wie sie bis gegen den Graben kamen und eine ordentliche Salve erhielten, kehrten sie wieder um, und zwar mit solchen freundlichen Gesichtern, als sie hingegangen waren. Ganz naiv meinten sie, es seien dort gar zu viel Kerle, die könnten sie nicht bezwingen. Sie gingen bis in die Intervallen unserer Reitpferde zurück und fingen nun an, auf die feindlichen Schützen zu schießen. Ich sagte dem Offizier einige Artigkeiten, unter andern, daß sie von hier aus den Feind gewiß nicht bezwingen würden, er möchte seine Jungen nur das Maul halten lassen. Sie stellten nun ihr Schießen ein, wodurch sie nur Störungen in der Batterie hervorbrachten. Unsere Gegner im Graben wurden wir indessen erst viel später los, als die Angriffe der diesseitigen Infanterie auf das Dorf Plancenois sich ernst wiederholten.

Das Gefecht hatte nach und nach einen sehr ernstern Character angenommen. Unserer Seite standen auf diesem Punkt fünf Batterien im Feuer. Rechts stand die reitende Batterie No 1, von der sich die Artillerie Linie verlängerte, die wir aber nicht sehen konnten, links standen zwei 6tze Brigade Batterien und eine 12tze. Der Feind entwickelte große Infanterie Massen und stellte uns eine große Geschützanzahl entgegen, ein paar Infanterie Angriffe waren schon zurückgeschlagen worden. Die Truppen des 2ten Armee Corps waren im Anmarsch. Die Schlacht stand ganz Mauerfest, das Geschütz und Gewehrfeuer tobte in der ganzen Gegend, daß die Erde erbehte. Das 5te Geschütz, die Haubitze von meinem Zuge, war demontirt und zurückgegangen, mit dem einen Kanon blieb ich noch in Thätigkeit. Ein paar feindliche Geschütze hatten sich in dem hohen Getreide in ein wahres Ravin¹⁴⁾ herabgeschlichen, in das ich nicht einsehen konnte. Die reitende Batterie No 1 entdeckte sie aber gleich und vertrieb sie durch einige Kartätschschüsse. Indessen hatte ich doch eine Lage Kartätschen bekommen, ohne daß ich recht wußte, von wo sie hergekommen,

¹⁴⁾ Hohlweg, Schlucht.

sie waren von diesen Geschützen, die so nahe gekommen, daß die hölzernen Spiegel¹⁵⁾ vor dem Geschütz aufschlugen. Drei Zugpferde wurden bleiiert, wovon dem einen der Huf weggerissen. Dem Mittelreiter fuhr eine Kugel durch die Hand, meinem schönen Schimmel zerfahmeterte eine das Knie, daß die Beugelehne bloß lag und der Fuß baumelte. Als er den Schuß bekam, bäumte er ein wenig in die Höhe, blieb alsdann ruhig stehen. Ich saß ab um zu sehen, was ihm wiederfahren, da fand ich dann die unangenehme Bescheerung. Hätte die reitende Batterie No 1 den Feind nicht gesehen und ihm ein ähnliches Schicksal bereitet, so hätten ein paar ähnliche Lagen Kartätschen bei meinem Geschütz Mann und Maus getödtet. Es war schon gegen 8 Uhr, als ein Mann meines Geschützes durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, und eben wollten wir das Geschütz, welches bis über die halben Speichen eingeschnitten war, weiter vorbewegen, um es fester zu stellen, als eine 2te Kugel einen 2ten Mann mitten durchriß. Kaum hatten wir noch einige Schuß getan, als ein Achsschenkel mit dem Rade zertrümmert wurde und das Geschütz zusammenstürzte. Es war der Moment, wo die 15te und 16te Brigade das Dorf Plancenois zum drittenmal stürmten und es wirklich wegnahmen¹⁶⁾. Auch das 1te Armee Corps war über Ohain eingetroffen, hatte das Vorwerk Pappelotte¹⁷⁾ weggenommen und eröffnete ein starkes Geschützfeuer auf die rechte Flanke des Feindes, der nun zu wanken begann. Der Augenblick war zu anziehend, als daß ich mich dem zerfahmeterten Geschütz zu gefallen weit entfernt hätte. Ich ließ es durch den Unteroffizier bis hinter die Anhöhe schleppen, meinen Schimmel abfahletn, das Sattelzeug auf die Laffete befestigen, nahm das Pferd eines Artilleristen und ritt zu den andern Geschützen auf dem linken Flügel, die eben ihr Feuer einstellten. Ich war so beschäftigt gewesen, daß ich nicht wußte, daß der Rittmeister von einem Stück Granate am Arm schwer verwundet worden und schon seit einiger Zeit von der Batterie entfernt war. Durch die Wegnahme von Plancenois war der Feind von allen Seiten eingeschlossen, nur ein ganz schmaler Raum von 1000—1500 Schritt war ihm an der Straße von Charlerois¹⁸⁾ zum Rückzuge offen geblieben. Hierhin drängten sich nun alle feindlichen Kolonnen in wilder Unordnung, von allen Seiten auf das erbitterteste beschossen. Die Kugeln der Verbündeten reichten überall über den Feind weg bis in die entgegengesetzten befreundeten Reihen. Das Schauspiel nahm sich um so überraschender aus, als es schon dunkel geworden und nur die schwarzen Massen

¹⁵⁾ Die Spiegel oder Treibspiegel der glatten Kanonen waren hölzerne Scheiben zur Verbindung von Kartätschenbüchse und Kartusche.

¹⁶⁾ Den dritten, endlich zum Erfolg führenden Sturm auf Plancenois unternahmen die Brigade Rhyss (Korps Bülow) und die jetzt auf dem Schlachtfeld angelangte vorderste Brigade Tippelskirch des Korps Birch. Friederich a. a. S. 201.

¹⁷⁾ Pappelotte. Die Gehöfte von Pappelotte und La Haye auf dem linken Flügel Wellingtons, aus denen die Massauer von den Franzosen vertrieben worden waren, wurden von der Brigade Steinmetz des Korps Zieten genommen. Ebenda S. 198.

¹⁸⁾ Charleroi.

und der Blitz des Geschütz- und des Gewehrfeuers zu sehen war. Alles drängte sich heran, um den Feind zu vernichten. Es traf sich, daß Batterien in der Tiefe standen und feuerten und andere wieder hinter ihnen auf der Höhe, so daß in Terrassen über einander Geschützfeuer zu gleicher Zeit stattfand. Lieutenant Besser rückte mit seinen 4 Geschützen auch noch vor und schickte einige Schüsse dem Feinde nach. Bis auf derselben Stelle, wo die feindliche Batterie stand, bei dem Dorfe Placenois, blieb die Batterie halten, wo es schon gänzlich finster geworden war. Die Reserven wurden herangeholt und Feuer angezündet. Auch unsere Bleisirten lasen wir zusammen und brachten sie zum Feuer, bis sie noch in der Nacht auf Bauernwagen zurückgeschickt wurden. Die Batterie hatte 4 Tödtte und 9 verwundete Artilleristen, wovon noch 3 beim Feuer starben, 11 Tödtte und 9 verwundete Pferde. Die Freude über den errungenen Sieg wurde durch den Anblick der jammernden, verstümmelten Artilleristen, denen wir keine Hülfe bieten konnten, sehr ermäßigt. Dabei war Alles ermüdet und an Kräften gänzlich erschöpft, außerdem keine Lebensmittel zur Stärkung vorhanden. Im Bewußtsein des Sieges und seine Pflicht ganz gethan zu haben, sind solche materielle Uebel nicht im Stande, den Soldaten niederzubeugen. Heute ist nicht morgen, mußten wir aus Erfahrung. Wir freuten uns auf ein ganz eignes Mahl, welches einige Englische Kavalleristen, die sich bei der Batterie eingefunden hatten, uns bereiten wollten. Nämlich sie hatten aus dem Dorfe Schaafse mitgebracht, denen sie den Hals abgeschnitten nun mit Haut und Haar ins Feuer warfen. Der Schlaf hatte uns unterdessen überwältigt. Als wir gen Morgen aufwachten, waren die Engländer fort, und unsere Schaafse lagen verkohlt im Feuer.

Den 19ten Juni. Der Morgen war heiter, und die Sonne beleuchtete das blutige Schlachtfeld. Wir waren neugierig, auch einen Theil davon zu sehen, wo die Engländer gefochten, weil wir gestern zwar den Pulverdampf und die dunkeln Massen gesehen, aber kein deutliches Bild davon gewonnen hatten. Gleich von dem nächsten Hügel sah man die Engländer noch im Lager, die rothen Uniformen leuchteten weit, aber auch das Schlachtfeld sah aus, als wenn es mit Krebszschaaalen bedeckt war. Ich ging bis an die große Straße¹⁹⁾ auf einen zwischen Belle Alliance und Rosomme²⁰⁾ gelegen Hügel²¹⁾ vor. Von hier aus konnte man alle die wichtigen Punkte der Schlachtlinie übersehen, auf welchen mit einer Tapferkeit gefochten wurde, wovon die Kriegsgeschichte der neuern Zeit wenig Beispiele aufzuweisen hat. Von Belle Alliance bis nach le Haye saint²²⁾ war das Grab der franz. Garde, kein Fußtritt war zu setzen, wo man nicht auf Leichen, bleisirten oder Armatur stieß.

¹⁹⁾ Sie führte nach Waterloo und Brüssel.

²⁰⁾ Rosomme südl. von Belle-Alliance.

²¹⁾ Wohl dieselbe Höhe, von welcher Napoleon den Gang der Schlacht beobachtet hatte.

²²⁾ La Haye Sainte.

Die Geschütze standen in ganzen Reihen, so wie sie an der Prolonge²³⁾ zurückgegangen waren. Zwischen dem letztern Ort und dem Schlosse Hougoumont²⁴⁾, etwas weiter vorwärts nach der englischen Stellung, wo die ganze französische Garde Kavallerie gleichsam geschlachtet worden, sahe man Berge von Leichen und Pferden, ich konnte aber nicht an Ort und Stelle gelangen, weil wir jeden Augenblick den Befehl zum Abmarsch erwarteten. Schon gestern Abend war ein Theil der leichten Truppen des 4ten Armee Corps unter Befehl des General v Gneisenau dem Feinde gefolgt und hatte ihm die ganze Nacht keine Ruhe gelassen. Auf vielen Stellen, wo die Flüchtlinge sich zu sammeln versuchten, wurden sie aufgeschreckt. Die Truppen waren noch in derselben Nacht bis Gosselies vorgeedrungen. Um 9 Uhr Vormittag setzte sich die auf dem Schlachtfelde zurückgebliebene Artillerie in Marsch. Bis Genappe war die große Chaussee eine einzige Wagenburg. Die Infanterie hatte sich eben einen Weg gebahnt durch Wegräumung der Wagen und Geschütze. Denn auf dieser kurzen Entfernung hatte der Feind über 200 Geschütze und 500 Munitionswagen stehen lassen, ungerechnet der unzähligen Bagage und anderer Wagen. Selbst an Equipagen fehlte es nicht, denn es sollte ja in Brüssel eingezogen werden. Die Felder neben der Straße waren bedeckt mit Gewehren, Kürasse, Bärenmützen, Federbüschel 2c. Genappe lag voller blessirter Feinde, bis wohin sich viele der Unglücklichen noch zurückgeschleppt hatten, ohne weiter fortzukommen. Hier stand auch noch der Equipagenpark, aus welchen die des Kaisers mit der unermesslichen Beute von einem Bataillon des 15ten Infanterie Regiments in der vergangenen Nacht entnommen worden waren. In Gosselies befand sich ein General Stabsoffizier des 4ten Armee Corps, der den Truppen, die nicht in ihren Kolonnen marschirten, zurecht wies, wo sie ihre Brigaden trafen. Die Batterie marschirte mit einem Theil der Kavallerie bis gegen Charleroy, von hier rechts über Marchienne²⁵⁾ bis Fontaine l'Eveque²⁶⁾, woselbst die Nacht bivouacirt wurde . . .

²³⁾ Schlepptau, Zugseil, besonders zum Fortziehen des Geschützes.

²⁴⁾ Hougoumont.

²⁵⁾ Marchienne-au Port an der Sambre, westlich von Charleroy.

²⁶⁾ Fontaine l'Évêque, westlich von Marchienne.

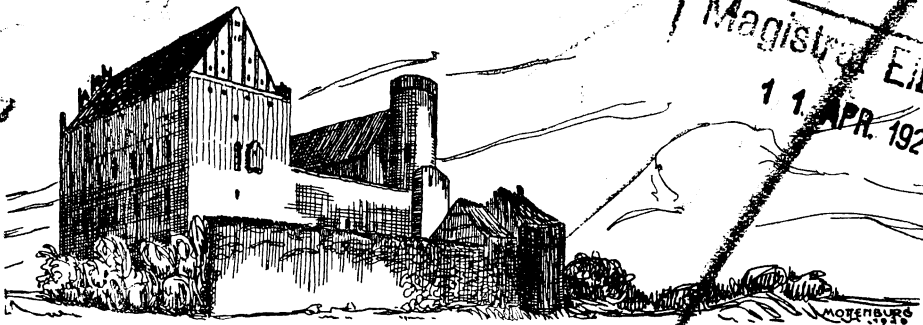
Königsberg i. Pr.

Kommissions-Verlag von Bruno Meyer & Co.

1927

Druck: Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.

Königsberg i. Pr.



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 1

1. April 1927

Nummer 4

Inhalt: Vereinsnachrichten, Seite 51. — W. Franz, Die Beguinen in Königsberg, S. 52. — Max Hein, Die Jungfrau von Orleans und der Deutsche Ritterorden, S. 55. — M. Warda, Zwei Bilder aus Alt-Königsberg, S. 57. — Max Hein, Der Beginn der Gegenreformation in Heiligelinde, S. 58. — E. Krollmann, Ein Geburtsbrief 1813, S. 61.

Vereinsnachrichten.

Die Jahresversammlung fand am 14. Februar statt. Der bisherige Vorsitzende, Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. R a u s k e und der frühere stellvertretende Vorsitzende, Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. R a u s e, wurden zu Ehrenmitgliedern gewählt.

Die satzungsgemäß ausscheidenden Vorstandsmitglieder, Herr Staatsarchivdirektor Dr. K a u f m a n n in Danzig, Herr Amtsgerichtsrat Dr. phil. h. c. W a r d a, Herr Universitätsprofessor Dr. Z i e s e m e r und Herr Kaufmann Z i l s k e in Königsberg, wurden einstimmig wiedergewählt.

Herr Schatzmeister Paul B e r d i n g erstattete den Kassenbericht.

Die Einnahmen betragen 3290,48 M., die Ausgaben 2607,73 Mark, so daß sich unter Einrechnung des vorjährigen Bestandes am 31. Dezember 1926 ein Bestand von 1963,30 M. ergab. Mit besonderem Dank sei erwähnt, daß die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in Berlin 1000 M. zum Druck der Scheffnerbriefe spendete, und daß der Verein vom Herrn Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen 300 M. und von der Stadt Königsberg 200 M. erhalten hat. Der Mühe der Kassenprüfung unterzogen sich die Herren Magistratschulräte Dr. L e d e r b o g e n und S a h m.

Folgende Vorträge wurden im letzten Vierteljahr gehalten:
Am 10. Januar: Herr Professor Dr. U l b r i c h, die Kunstgeschichte und ihre Zeitkunde.

Am 14. Februar: Herr Professor Dr. Rothfels, die englischen Dokumente zum Kriegsausbruch.

Am 14. März: Herr Lic. Blanke, der innere Gang der ostpreussischen Kirchengeschichte.

Außerdem erfolgte am 13. Februar unter freundlicher Führung des Herrn Bibliotheksdirektors Dr. Wendel und Herrn Bibliothekars Dr. Wermke eine Besichtigung der Handschriftensätze der Staats- und Universitätsbibliothek und der Silberbibliothek Herzog Albrechts.
M. H.

Die Beguinen in Königsberg.

Von Dr. Walther Franz.

Das Königsberger Stadtarchiv besitzt unter Nr. 65 eine Urkunde folgenden Inhalts:

Wir Burgermeister vnd Rathmanne zu Königsberg in der Stat knypase bezuwngen vnd bekennen mit dießem gegenwertigem vnßirm briue, das dy Ersamen Thumherren des Capittils der kirchen zu Samelandt eyntrechtlichin durch fleißiger bethe willen haben gelhhen den togentlichen Swestern des Conuentß der vorbenumpten stat das Ruwm bußen Irer mutre in dem pregor gelegen czwusschen dem Conuente vnd der Thumherren neheste hude uff dem peters platze, das dem egenanten Capittil zu gehoret zu Irer notdorfft, Also lange als dye Thumherre in des Ruwmes wellen gonnen; wenn ouch dy vorgebochten herren das Ruwm wider heisschen vnd haben wellen, So sullen die Swestern das Ruwm ane allerley hulfe vnde widerrede In wider antworte vnd rumen. Czu großerm geczeugnisse desir dinge habe wir vns stadt Ingesegil mit wissenschaft an diesen briff lassen drucken, der gegeben ist Noch Christi geburt XIV In dem XXIVten Jare An sente katherinen tag.

Perlba ch faßt diese Urkunde in seinen Quellenbeiträgen zur Geschichte der Stadt Königsberg im Mittelalter folgendermaßen zusammen: Die Rathmannen zu Königsberg knypase beurkunden, daß das Kapitel von Samland dem Nonnenkloster im Kneiphof den Raum verliehen hat außen an ihrer Mauer am Pregor zwischen dem Kloster und der Domherrn Bude auf dem Peterplatz (dem heutigen Großen Domplatz). In einer Anmerkung gesteht er: Von einem solchen ist sonst nichts bekannt: ist etwa das Nonnenkloster im Löbenicht gemeint?

Daß sich die oben abgedruckte Urkunde vom 25. November 1424 auf das Jungfrauenkloster im Löbenicht bezieht, ist ausgeschlossen; denn ein solches Versehen ist in einer wichtigen Urkunde zu ungeheuer, als daß es unbeachtet und unverbessert geblieben wäre. Außerdem bezeugt ja das auf dem Pergament angebrachte Siegel des kneiphöfchen Rats, daß ein Verschreiben nicht in Betracht

kommt. Der Ausdruck „Conuent der vorbenumpten stat“ würde für das vom Orden im Lebenicht gegründete Kloster nicht zutreffen. Wir müssen also die Lesung „Kneiphof“ festhalten. Auch die Behauptung Perlbachs, daß sonst nichts von einem Kloster im Kneiphof bekannt ist, trifft nicht zu. In dem Gründungsprivileg des Großen Hospitals vom Jahre 1531 verschreibt Herzog Albrecht „dem neuen Hospital und Pockenhaufe den Peterplatz im Kneiphof am Thum gelegen, von dem blauen Turm an, bis wieder an den Pregel, bey dem Convent der Nonnen“. Danach lag also der Nonnenconvent in der Nähe der Schmiedebrücke nach dem Dom zu; denn die gezogene Linie läuft die Schönbergerstraße entlang, an deren Südbende der alte blaue Turm stand. Die Stadt muß zu diesem Convent Beziehungen gehabt haben; zwar wird die Stadt auch sonst herangezogen, wenn das Domkapitel Teile seines Gebietes verschreibt oder Buden vermietet, weil das Interesse der benachbarten Stadt dabei mit im Spiele war, aber hier scheint der Rat eine Art Vormundschaft für die Schwestern ausgeübt zu haben. Auf Abhängigkeit von der Stadt deutet auch der Ausdruck „Conuent der stat“. Zu beachten ist, daß in der Urkunde das Wort Nonne überhaupt nicht gebraucht wird. Alle diese Tatsachen beweisen, daß wir es hier mit einer Beguinenschaft zu tun haben; denn bei diesen Kongregationen hatte der Rat stets starken Einfluß, weil die Beguinenhäuser meistens Stiftungen wohlhabender Bürger waren; ja, der Magistrat hat im Ordenslande verschiedentlich die Aufnahme neuer Mitglieder gegen den Willen der Beguinen erzwungen. Für diese Art der Nonnen spricht auch die Bezeichnung Convent, die gerade bei den Beguinen die Gemeinschaft an sich bezeichnet, nicht etwa die Zusammenkunft der Mitglieder zur Beratung, welches die Bedeutung dieses Wortes bei anderen Orden ist. Den Schlußstein dieser Ueberlegungen bildet aber die Aufschrift, offenbar noch aus dem 15. Jahrhundert stammend, auf der Rückseite der Urkunde, die lautet:

„rumm am beginhus Conventu knyphab“.

Im Ordenslande sind Beguinen zuerst um 1300 für Elbing bezeugt. Königsberger Beguinen erwähnt zuerst das Marienburger Treßlerbuch im Jahre 1409, wo der Hochmeister ihnen 3 mark schenkt.

Wir können urkundlich nachweisen, daß auch die beiden andern Städte Königsbergs Beguinenhäuser hatten. Nach dem Ostpr. Folianten 918, S. 402 des hiesigen Staatsarchivs verschreibt Herzog Albrecht dem Hauptmann zur Insterburgk Conrad von der Albe am 2. Juli 1552 „die wüste hawstedte Inn vnser Stadt Lebenicht konigspergk gelegen, vnd daruff zu ehezeiten ein peginen haus gestanden“. Diese Stätte ist genauer festzulegen durch ein Gesuch Jacobs vom Hoffe, der im Mai 1564 den Herzog bittet (Ostpr. Foliant 924, S. 499 v): „Wie das ich vor eczlichen Jaren ein klein Heußlein im Lebenicht, in der frummen grueben gelegen; an mich gebracht, vnnnd daselbe nuhe eglliche Zeit hero bewohnet vnd mit schwerem grundt zinse vorzinsen müssen, So ist hinder demselben, meinem heußlein, ein klein vnbebauetes Pleklein bei C. f.

Dht. Speicher, Do zuuorn das Nonnenhausz gestanden, gelegen, das E. f. Dht. zugehöret. Vndir weil das gemelte Pleklein an meine behausung stößet" . . . möchte er es sich gerne aneignen. Auf S. 500 v wird dann über die Visitation dieser „Klosterbamstet im Lebenicht an der Raßbach nach f. Dht. Kentspeicher gelegen“ berichtet und vom Hof von den herzoglichen Beamten beschuldigt, sich das Haus widerrechtlich angeeignet zu haben. Dieser Platz ist offenbar identisch mit dem an Conrad von der Albe verliehenen; denn das Cisterzienserinnenkloster, das in der heutigen Klosterstraße lag, kann hier nicht gemeint sein, da es niemals abgebrochen, sondern in das Große Hospital umgewandelt wurde und da es auch nicht auf einem „klein Pleklein“ stand. So ist es uns nunmehr leicht, die Wohnung der Beguinen im Löbenicht genauer zu bestimmen; denn mit dem Kentspeicher ist wohl das ehemalige Franziskanerkloster der Bullatenbrüder gemeint, das nach der Reformation in einen herzoglichen Speicher umgewandelt wurde und auf der Stelle des Löbenichtischen Realgymnasiums lag; die Raßbach floß aus dem Schloßteich den Mühlengrund und die Münchenhofgasse entlang, bis sie sich am heutigen Münchenhofplatz in den Pregel ergoß, und die krumme Grube ist wohl das alte Bett der Raßbach, eine Bezeichnung, die noch heute im Volksmunde für die Münchenhofgasse und einen Teil der Altstadtischen Langgasse üblich ist.

Was nun die Wohnung der Beguinen in der Altstadt anbelangt, so geben uns auch darüber die Ostpr. Folianten Auskunft. Im Folianten 922, S. 325 steht die Verschreibung über „das Conuendt oder Beginenn hausz“ vom 1.4 März 1565, in der Herzog Albrecht Peter Morlein belehnt „mit dem hausse so hinder dem weiszenn schwanne nach dem Holzhthore in vnser aldenstadt gelegenn welchs man das Conuenth oder beginnen hausz nennet“. Der Herzog hatte es der Altstadt „zur Geistlichkeit für eklichenn Tarenn vorliehenn und gegebenenn“ und fürchtet, daß der Rat es jetzt, wo es nicht mehr zu geistlichen Zwecken benutzt wird, für die Gemeinde beanspruchen könnte. Dies Beguinenhaus wird noch in einer andern Verschreibung erwähnt, die sich auf ein zweites, dicht daneben liegendes Haus bezieht. In demselben Folianten S. 436 steht die Verschreibung an Achatio Jockeln „ober das Heuslein, nicht weit vom holsthor in der Altenstadt gelegen“ vom 8. August 1565. Der Herzog bekundet darin, daß „wir dem Ersamenn vnserm liebenn getreuen Achatio Jockelnn ihne mit dem altenn Conuent Hausze so hinden hart an dem weiszenn Schwanne nach dem Holzhthore in vnser Altenstadt Königspergt gelegenn, Welche vnser Rath daselbst vorschnienn (= vorschienene, verfloßene) Tare mit einem schmide der auch ikunder darinnen wohnet ohne vnre vorwiszenn vnd willen vorwechselt (eingetauscht gegen das Haus des Schmiedes) vmb seiner vnssz nun lange Jar hero in vnserm Keller geleistetenn treuenn Dinste willenn zu begnadigenn vorheischenn. Der Herzog will auch hier die Ansprüche der Altstadt entkräften, deren Rat behauptet, der Fürst hätte „es sowol auch das andere, darinne noch ein Nonne

wohnet, und damit wir (der Herzog) unsern diner Peter Morlein begnadiget ihnen zur Geistlichkeit zugeeignet, darauff auch dasselbe mit dem Schmiede vorschnee Fare vertauschet" und gehöre nun zur Stadt. Die Lage dieser Beguinenhäuser ist ziemlich klar, offenbar standen beide Häuslein in der Holzstraße. Bötticher gibt an, daß Holzstraße Nr. 14 ein Beguinenhaus gewesen sein soll, aber das Zitat (Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Preussia 1879—80, S. 35 ff.), womit er diese Behauptung begründet, ist falsch, und ich weiß nicht, wo hierüber bereits gehandelt ist. Auffällig ist, daß die sicher recht kleinen, armseligen Häuslein der Beguinen stets in der Nähe größerer geistlicher Institute lagen: im Aneiphof in der Nähe des Doms und der Kurie, im Löbenicht nicht weit von beiden Klöstern und in der Altstadt beim Hospital zum Heiligen Geist.

Die bisher von mir gefundenen Urkunden lieferten nur wenig mehr als topographische Beute; daher sei noch etwas über das Leben der Beguinen im allgemeinen gesagt. Loeppen druckt in seinen Elbinger Antiquitäten S. 138 folgenden Abschnitt aus einer Instruktion von 1563 ab: die Vorfahren hatten von ihrem Gelde solche Häuser den Begynen erbaut, welche nichts denn die Kranken gepflegt, in Abwesen der Bürger in ihren Häusern zusehen, darum sie mit Speise und Trank von denselben erhalten. Als nun etliche gestorben, sind die Häuser wüste geworden". Sie verdienten sich also ihren Unterhalt durch Krankenpflege, Handarbeit, Aufwartung oder Magddienste. Sie legten bei ihrem Eintritt das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams, nicht aber das der Armut ab. Sie wählten sich eine Meisterin, gehorchten einer bestimmten Hausordnung und durften nur zu zweien ausgehen. Die Farbe ihrer Kleider war wohl in Preußen die graue. Bei ihrem Eintritt mußten sie eine einmalige Summe für Miete, Feuerung und Licht zahlen. Sie konnten jederzeit austreten und heiraten. Die Beguinen verfolgten religiöse und soziale Ziele; diese bestanden darin, daß sie alleinstehenden Frauen Versorgung und Schutz gewährten. Wahrscheinlich sind die Beguinen von dem Lütticher Priester Lambert Beghe (gestorben 1187) gestiftet worden. In Belgien waren sie auch am meisten verbreitet.

Die Jungfrau von Orleans und der Deutsche Ritterorden.

Ein Beitrag zur Nachrichtenverbreitung im Mittelalter.

Von Max Hein.

Die Lage Frankreichs im hundertjährigen Kriege mit England schien um die Jahreswende 1428/29 verzweifelt zu sein. Ein großer Teil des Landes war in Feindeshand, im Oktober 1428 begannen die Engländer das feste Orleans zu belagern. Der schwache König hatte daran gedacht, ihnen die Hälfte seines Reiches anzubieten, sich

in die Dauphiné, ja nach Kastilien zurückzuziehen; schließlich wollte er nach Schottland entweichen und traf schon die Vorbereitungen zu seiner Einschiffung, als — Ende Februar 1429 — Jeanne d'Arc zum ersten Male vor ihn trat. Eine nationale Armee wurde geschaffen. Schon Ende April gelang es Jeanne, Orleans, dessen Hungersnot aufs Höchste gestiegen war, zu verproviantieren; in mehrtägigen Kämpfen drängte sie dann die Engländer zurück und zwang sie am 8. Mai zum Aufgeben der Belagerung.

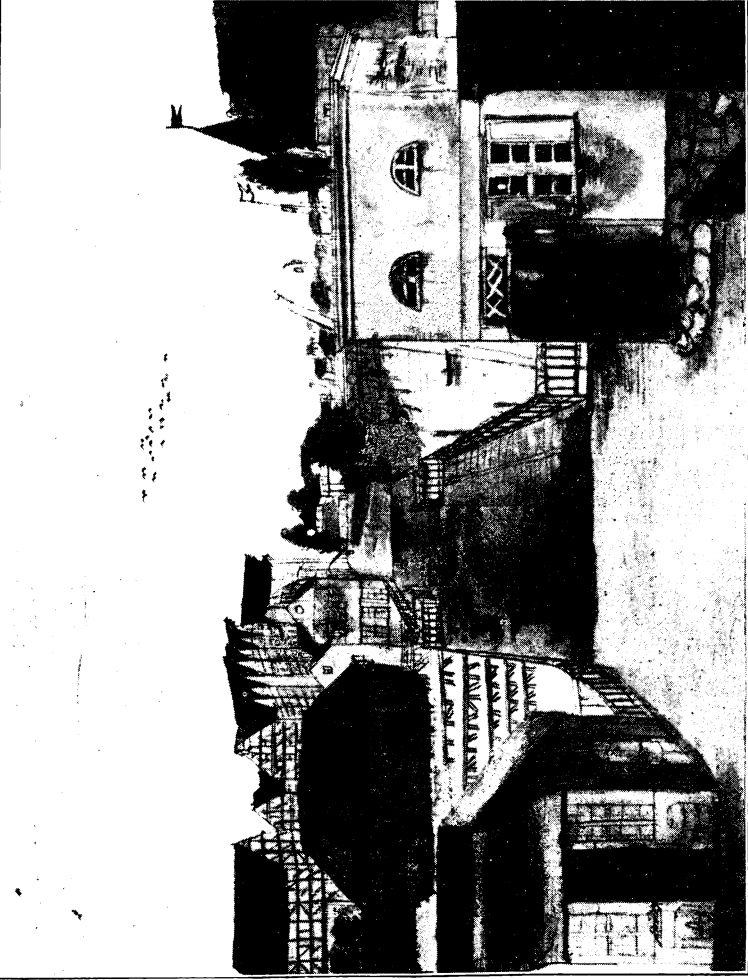
Am 17. Juli 1429 berichtete der Deutschordenskomtur von Koblenz, zu dessen Aufgaben die Versorgung der Brüder mit Wein gehörte, nach Marienburg, ein Kälterückfall habe den Trauben sehr geschadet, aber wenn Gott gedeihen ließe, was an den Stöcken übrig sei, hoffe er, der Hochmeister werde doch noch zufrieden sein.

Diesem Schreiben legte er ein Blatt bei, das über größere politische und militärische Ereignisse berichtete. Darin heißt es: „Duch hait der delffyn van Frankrych den Engelschen nauwelichen [neulich] zween stryde an gewonnen, da vyll doden ind gefange bleven syn. Duch saget man alhie warafftich, daz eyn maget zo dem delffyn komen sy, geboren usser dem lande van Lotryngen. Die selwe maget spricht, Got unser herre have sy dar gesant ime zo helffen also lange, bis her geweldich koentynck werde, und die maget ist mit in den zwen stryden gemeist.“

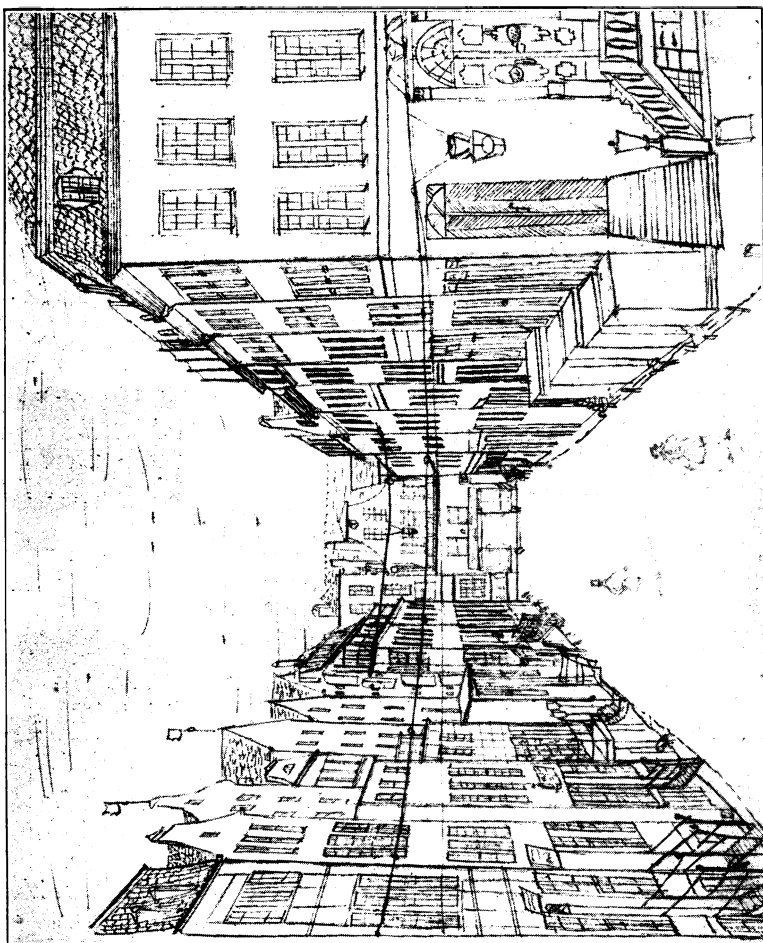
Also fast ein Vierteljahr nach den großen Ereignissen vor Orleans verging, ehe der Koblenzer Komtur dem Hochmeister diese Neuigkeiten melden konnte. Gleich ihm bezeichnete auch die Jungfrau den König, der schon 1422 den Thron bestiegen hatte, als Dauphin, so lange er nicht in Reims gesalbt und gekrönt war. Ihm diese Weihe zu verschaffen, war ihr nächstes Ziel seit der Befreiung von Orleans. In einem Triumphzuge führte sie den König durch zum Teil noch vom Feinde besetztes Gebiet nach der Krönungsstadt Reims. An demselben 17. Juli, an dem der Koblenzer Komtur seinen Bericht an den Hochmeister sandte, fand in Reims der Krönungsakt statt.

Erst am 28. September berichtete der Deutschordensprokurator Caspar Stange, genannt Wandosen, dem Hochmeister aus Rom: „Der König von Frankreich ist gecronet am XVII. tage Julii in der stad Reims genant und dy maget hot her bey hm [= hat er bei sich] und ist gelocksam, als man spricht, der meyt halben.“

Endlich ein paar Worte in einem Schreiben des Danziger Pfundmeisters an den Hochmeister vom 8. November 1429: „Duch geruche eumer Erwirdikeit zu wissen, daß ich eumern genoden sende ehnen zeddele von der urschrift des lebendes der juncfrauen in Frankreich.“ Vermutlich handelt es sich um einen aus Frankreich stammenden Bericht, der die Geschichte Johanna's bis in den Sommer 1429 erzählt, von der Königskrönung aber noch nichts weiß. Voigt hat ihn in der Leipziger Literaturzeitung von 1820 und 1821 veröffentlicht.



Königsberg i. Pr., Holzbrücke (um 1840)



Königsberg i. Pr., Holzgasse (um 1840)

Weitere Nachrichten über die Jungfrau enthält das Königsberger Staatsarchiv, dem die vorstehenden Mitteilungen entnommen sind, nicht. Es ist leicht möglich, daß das nicht auf schlechter Ueberlieferung beruht. Johannas Unternehmungen waren seit der zweiten Hälfte des Jahres 1429 nicht mehr so vom Glück begünstigt, ihr Anhang nahm trotz mancher Erfolge, die ihr noch beschieden waren, ab. Bekanntlich wurde sie im Frühling 1430 bei Compiègne von den Feinden gefangen und nach langem Prozeßverfahren im Mai 1431 als Zauberin und Ketzerin verbrannt. Das ungeheure Aufsehen, das Johannas Erscheinen erregt haben muß, mag sich rasch vermindert haben, als gegen Ende 1429 der Nimbus ihrer Unbezwinglichkeit zerging. So mag es sich erklären, daß der Hochmeister spätere Nachrichten nicht mehr erhielt. Und als Johanna hingerichtet wurde, lag er im Kriege mit Polen, so daß die Ereignisse in Westeuropa für ihn zurücktraten.

Zwei Bilder aus Alt-Königsberg.

Von Arthur Warda.

(Mit zwei Abbildungen.)

Vor 10 Jahren („Hartungsche Zeitung“ Nr. 210 vom 6. Mai 1917) hatte ich die Anregung ausgesprochen, eine Sammlung unbekannter alter Zeichnungen von Königsberg in einem „Stammbuch von Alt-Königsberg“ zu veröffentlichen. Sei es, daß niemand eine Durchsicht einschlägiger Stammbücher usw. vorgenommen hat, sei es, daß eine solche nicht lohnend ausgefallen ist, jedenfalls ist ein Stammbuch der gewünschten Art nicht erschienen. Es muß aber Aufgabe der Heimatpflege und des Heimatschutzes sein, nicht nur das Bestehende im Bilde festzuhalten, sondern auch das Vergangene, soweit es uns in einzigen oder nur wenig bekannten Bildern erhalten ist, durch treffende Wiedergaben allgemein zugänglich werden zu lassen. Es müßte m. E. jede Stadt auf eine lückenlose Sammlung aller Pläne, Gesamt- und Teilansichten, Straßenbilder usw., die eine Kenntnis ihres Aussehens im Laufe der Zeiten vermitteln, entweder in Originalen oder in getreuen Kopien bedacht sein, und nicht nur auf die bloße Sammlung, sondern auch darauf, diese Sammlung vollständig der wissenschaftlichen Forschung durch Herstellung guter Nachbildungen zu erschließen. Wie oft muß man bei topographischen Arbeiten das einschlägige Material von den verschiedensten Stellen herbeischaffen, vielfach Originalzeichnungen nur an Ort und Stelle kopieren. Eine solche Sammlung hat ihren dauernden Wert und ermöglicht auch die Betrachtung des Stadtbildes im ganzen und in seinen Teilen in einer Weise, die bisher zu wenig gepflegt erscheint. Jeder, der mit Interesse eine Stätte aufsucht, in der er vor zehn, zwanzig Jahren oder noch längerer Zeit zuletzt gewohnt hat, wird sich das Aussehen der Stätte in jener Zeit

zurückzurufen suchen, und doch wie rasch verblaßt manchmal ein Bild, zumal in einer Zeit mit vielen rasch wechselnden Eindrücken. Da ist es, insbesondere für die Betrachtung der Entwicklung des Stadtbildes, auch in baugeschichtlicher Hinsicht von Wert, Bildnisse einer und derselben Stelle, Gegend usw. aus verschiedenen Zeiten nebeneinander zu haben, die uns die Veränderungen im Laufe der Zeit erkennen lassen. Auf die Schaffung solcher geschichtlich vergleichender Ortsbilder müßte daher besonderes Augenmerk gerichtet werden. Aus diesem Gedanken heraus erschien mir die Mitteilung dieser zwei Bildchen angezeigt, die einen Straßenzug Königsbergs aus der Zeit um 1840 wiedergeben. Beide Zeichnungen sind gefertigt von Carl Harder (1820—98, auf hiesiger Universität als Student der Theologie 1842 immatrikuliert, nachher in Neumied Lehrer der späteren Königin Carmen Sylva, zuletzt Prediger der Mennonitengemeinde zu Elbing) in seinem väterlichen Hause hier Höferstraße 1, von wo aus er nach der einen Seite hin den Blick über die Holzbrücke hinweg nach dem Lindenmarkt zu, nach der anderen Seite hin den Blick die ganze Holzgasse hinunter hatte. Diese Ansichten sind von ihm in den vorliegenden Zeichnungen festgehalten, von denen die erstere durch Wasserfarben getönt ist. Beide Zeichnungen sind nach den in der hiesigen Staats- und Universitätsbibliothek gütigst gefertigten photographischen Aufnahmen in Originalgröße wiedergegeben, nur bei der Herstellung der Clichés an den Rändern etwas abgenommen. Möchte hierdurch die Anregung zur Wiedergabe anderer wenig bekannter Bilder gegeben sein.

Der Beginn der Gegenreformation in Heiligelinde.

Von Max Hein.

Die mittelalterliche Kapelle in Heiligelinde war zu Beginn der Reformation völlig zerstört worden, jeder Gottesdienst hörte auf. Raum aber hatte Kurfürst Joachim Friedrich bei der Belehnung mit Preußen dem polnischen König 1605 freie Religionsübung für die Katholiken zugestanden, als der Bischof von Ermland die Königsberger Regierung bat, in Heiligelinde den katholischen Gottesdienst wiederherzustellen. Aber er richtete 1605 bei der Regierung genau so wenig aus, wie vier Jahre später, als er sich an den Kurfürsten direkt wandte. Er versuchte von neuem etwas für Heiligelinde zu erreichen, als er im Mai 1614 zur Grundsteinlegung der katholischen Kirche in Königsberg weilte, jedoch wieder vergebens.

Es war sonach klar, daß durch direkte Verhandlungen mit der Regierung nicht vorwärts zu kommen war. So versuchte man es auf einem anderen Wege. Ein in jener Gegend ohnehin begüterter Sekretär des polnischen Königs, Stephan Sadowski, wurde veranlaßt, sich um den Ankauf des Gütchens zu bemühen. 1616 verhandelte er zum ersten Male deswegen mit dem Besitzer von Heilige-

linde, dem Landvogt von Schaafen Otto v. d. Gröben. Dieser hatte zunächst Bedenken, Sadorskis Vorschlag anzunehmen, dessen Zweck ihm ja klar sein mußte. Welche Bedeutung die Kirche der Wiederherstellung der Heiligelinder Kirche beimaß, erhellt wohl am besten daraus, daß nun der polnische König, seine Gemahlin und der Kronprinz veranlaßt wurden, an Gröben zu schreiben, er möchte Sadorskis Bitte erfüllen; dadurch würde er sich ihr besonderes Wohlwollen erwerben. Gleichzeitig schrieb ihm ein Sekretär des Königs, wenn er Heiligelinde nicht an Sadorski verkaufe, würde er dem Vaterlande schaden und die Gunst des König verlieren. Auf solchen Druck hin entschloß Gröben sich 1617 zu dem Verkauf. Vermutlich dachte er schon damals an den Uebertritt zur katholischen Kirche, den er einige Jahre darnach wirklich vollzog. Sonst hätte er wohl kaum in den Verkauf Heiligelindes an einen eifrigen Katholiken gewilligt. Sadorski begann bereits 1618 mit dem Bau der Kirche. (Das Vorstehende nach Kolberg, Geschichte der Heiligenlinde in Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands Bd. 3, S. 62—76.)

Die katholische Kirche hatte sich in den Jahren vorher nicht mit diesen von Kolberg geschilderten Versuchen begnügt. Ein Aktenstück des Königsberger Staatsarchivs erzählt uns, wie sie sonst noch sich bemüht hat, die Kirche in Heiligelinde zu neuem Leben zu erwecken. Es ist eine undatierte Eingabe des Valerius Schaf, Pfarrerherr zu Weislaßen (Wäslack, Kreis Rastenburg) an den mit Namen nicht genannten Amtshauptmann von Rastenburg. Diesen Pfarrer nennt sonst nur eine in Braunsberg 1752 erschienene Schrift, „Gnadenbrunn aus dem Marianischen Paradies der heiligen Linde“. Hier wird erzählt: Infolge der Verunehrung des Platzes, auf dem vordem die Kapelle gestanden, habe der Wäslacker Pfarrer Schaf sofort derartige Schmerzen bekommen, daß er darüber den Verstand verlor und erst wieder gesund wurde, als man den Platz gereinigt hatte. Doch zwei Jahre darnach habe er trunkenen Mutes seinen Geist endgültig aufgegeben.

Der Schrift nach ist Schafs Eingabe um 1600 entstanden. Dazu paßt, daß er den seligen Hans v. Tettau als früheren Besitzer von Heiligelinde erwähnt; dieser starb am 21. Juni 1598 (v. Tettau, Urkundliche Geschichte der Tettauschen Familie S. 237). Er ist der Schwiegervater Ottos v. d. Gröben, der Linde 1613 durch Heiratsvertrag und Tausch erwarb.

Er berichtet dem Amtshauptmann: „Euer Gestrengen kan ich aus hochdringenden Ursachen klagende unvormeldet nicht lassen, daß allhie nicht weit, ohngefehr ein Viertel Weges von Weislaßen in meinem Kirchspiel auf des edlen und ehrenwerten Hans von Tettauens seligen Grund und Boden, jedoch in des Herzogthumbs Preußen Grenzen [d. h. noch nicht im Ermland] zur Linde genannt ein großer Aberglauben, Abgötterey und falscher Gottesdienst getrieben wird, das über die Maße ist, auch bei Menschengedenken nie gestattet worden, daß zu besorgen, daß auch das einfeltige Volk nicht allein aus meinem Kirchspiel, sondern auch aus den umbliegenden

benachbarten Dörfern durch solchen Irrthumb verführet und zu solcher Abgötterey möchte gereizet und damit vergiftet werden.

Zue deme pflegen die Pfaffen von Kessel des Jahres etliche Mal mit den Knaben aus ihrer Schule und einer Proceſſion anderen gemeinen Volks hinaus zu kommen, ihre papistische Ceremonien daselbs halten, damit sie ja das Volk zu größerer Sicherheit und Vermessenhait reizen und bringen. Item die Nonnen von Kessel haben auf dem Steinhauſen [d. h. den Trümmern der um 1525 zerstörten Kirche] einen Altar bauen lassen und zum Ueberfluß auch eine Kreuz Kapelle daselbst aus großem Uebermut und Troß hinsetzen lassen.

Auch zu befahren, daß zuletzt wegen ihrer vielfeltigen Abgötterey den Unserigen eine unsichere Durchreisung gefallen will, nachdem auf unsern Michaelistag etliche Bürger von Kessel daselbst gewesen, ihre Opfer und Aberglauben abgelegt, und dieweil zweene Heyducken mit Köhren in der Heide wartend gehabt. Worauf solches gerichtet, können Euer Gestrengen leicht abmessen. Ohne was mir unbekusst, daß tagtäglich viel Volks haufenweise daselbst hinleuft und ohne alle Scheue ihre Abgötterey, als wenn in dem Fürstenthumb kein Aufsehen were, treibet und vorrichtet.

Weil dann genandte Linde, dabey solche Abgötterey geschieht, auf gemeltem Hans v. Tettauen seligen Grund und Boden und im Amte Raſtenburg gelegen; auch dem Weißlackischen Kirchspiel zum merklichen Vergernuß gereicht, will mir nicht gebühren, solche papistische Abgöttereyen mit Stillſchweigen zu dulden, sondern Euer Gestrengen als von Gott dem Allmechtigen verordneter und geachteter Obrigkeit solches zu klagen.

Derowegen an Euer Gestrengen als der gebührenden Obrigkeit mein embiges Flehen und Bitten, Euer Gestrengen wollen hierein ein ernstes Einsehen haben und entweder des von Tettauen seligen nachgelassenen Witwen und Erben mit Ernst auferlegen, daß sie auf ihrem Grund und Boden solche papistische Abgöttereyen in keine Wege gestatten, sondern den Steinhauſen, da die Abgötterey geschieht, ganz verwüsten und wegführen lassen, oder aber solches an die hohe Obrigkeit und die fürstliche löbliche Regierung gelangen lassen, damit Ihre Fürstliche Durchlaucht solchem Uebel, ehe es überhand gewinnet, steuern möchten, auch das arme, einfeltige Volk in unsern Kirchspielen nicht geergert werden müge.“ (Staatsarchiv Königsberg, Etats-Ministerium 119 d. L.) —

Das Bedeutsame an den geschilderten Verhältnissen ist, daß Polen die Interessen der katholischen Kirche förderte. Wenn der König auf Gröben drückte, damit er Heiligelinde in katholische Hände gab, wenn dieser nach seinem Uebertritt zum Katholizismus seinen Aemtern in Preußen entsagte und wenigstens für einige Jahre nach Polen ging, so erinnert man sich unwillkürlich daran, daß zwei Menschenalter später ein Bruder des Königsberger Schoppenmeister Roth, der dem Großen Kurfürsten im Einverständnis mit Polen am unbedenklichsten Opposition machte, katholisch geworden ist. Infolge des völligen Sieges des Großen Kurfürsten über

die Stände und der Ermattung Polens nahmen bald danach alle Rekatholisierungsbestrebungen Ostpreußens ein Ende. Wie die Evangelischen im Herzogtum, so genossen die Katholiken im Bistum Ermland einen ungetrübten Religionsfrieden, der auch nicht gestört wurde, als 1772 Ermland in Preußen aufging. Dem entspricht es nur, wenn heute jeder Ostpreuße sich an dem schönen in Waldeseinsamkeit gebetteten Barockbau der Heiligenlinde vorbehaltlos erfreuen und in ihm einen ganz besonderen Schmuck seiner Heimat sehen darf.

Ein Geburtstagsbrief 1813.

von C. Krollmann.

Ein freundlicher Zufall brachte mich kürzlich in Besitz eines Schriftstückes, das die Erinnerung an unvergeßliche Zeiten heraufbeschwört. Es ist ein Brief des Burggrafen Ludwig zu Dohna, geschrieben im Feldlager vor Danzig im November 1813 zum Geburtstage seiner Freundin, der Burggräfin Caroline zu Dohna-Schlodien in Karwinden. Da es sich nicht um das Originalschreiben handelt, sondern um eine Abschrift, die von der Hand des Staatsministers Alexander Dohnas, des älteren Bruders Ludwigs stammt, und eine Bemerkung des Ministers ersehen läßt, daß noch mehr Abschriften weiterer Briefe Ludwigs folgen sollten, so ist zu vermuten, daß Alexander die Briefe nach dem Tode Ludwigs zur Mittheilung an seine Geschwister abgeschrieben hat, wovon leider nur dies eine Stück erhalten ist. Im Jahre 1913 habe ich den Briefwechsel Ludwigs mit seiner Gemahlin und seinem Bruder Alexander veröffentlicht und auch einige Stücke an andere Geschwister beigegeben*) Zur Ergänzung dieser Sammlung dient das vorliegende Stück, das den heldischen und wahrhaft frommen Freiheitskämpfer als Mensch und Führer in besonders schönem Lichte erscheinen läßt.

Abschrift eines Briefes von Ludwig an die Gräfin Caroline.

Schönfeld d. 29. November 13, abends.

Gewiß zweifeln Sie nicht daran, daß ich am Morgen Ihres Geburtstages mit innigen Wünschen und Gebeten bei Ihnen bin! Wie wichtig war dieses Jahr für uns alle, und wie viel inniger hat es uns an einander gekettet, wenn auch der ruhige Genuß des Umganges und der gegenseitigen Dienstleistungen uns jetzt nicht gewährt ist. Gott stärke Sie meine theure Freundin zum Anfang eines neuen Jahres, welches nicht ohne große Erschütterungen und Opfer vergehen wird! Vielleicht läßt uns Gott in diesem Jahr den goldenen theuer erkauften Frieden erleben! wie sehr wollen wir ihn dann genießen, mit denen die der Himmel uns hier auf Erden gelassen hat, und im Andenken derer die uns vorangegangen sind! Sehr sonderbar ist mir seit 2 Tagen bei der Waffenruhe zu muthe; sonst ritt ich täglich mehrere mahl nach der Tranchée, um

*) Landwehrbriefe 1813. Ein Denkmal der Erinnerung an den Burggrafen Ludwig zu Dohna-Schlodien. Danzig A. W. Rasemann 1913.

meine Landwehrmänner zu besuchen, um mit ihnen einen Theil des Tages und der Nacht die Gefahr zu theilen. Beim Hinreiten dachte ich oft darüber nach, wie es wohl seyn würde, wenn ich dieses mahl verwundet oder erschossen würde. Ich war [stets] in einer sonderbaren Stimmung, die durch Ermüdung des Körpers zwar zuweilen herabgestimmt, doch nie ganz abgestumpft wurde. Die Gespräche mit den Landwehrmännern, der Ausdruck ihrer Christlichen, einfachen Gesinnungen, haben mich oft unbeschreiblich erfreut. Gott kann ich nie genug dafür danken, daß es mir gelungen das Vertrauen und die Zuneigung vieler Kriegsgefährten mir zu erwerben! Stolz will ich nie darauf seyn, denn ich kann mir ja bald wider ihren Tadel ziehen — es ist mir aber nicht um ihr Lob zu thun, sondern ich freue mich, mit ihnen gleich geföhlt zu haben und mir Verwandte für eine andere Welt erworben zu haben. Sie können es sich denken, wie es mich an diese Gefährten fesselt! wie es die Anstrengungen des Krieges erleichtert und die Beschwerden versüßt. Wie bedauerte ich die Offiziere, welche des Nachts in den kothigen Tranchéen herumstiegen und nur auf die Wachsamkeit der Leute sahen, und die Schlafenden ausschalten, ohne zu ahnen, wie großen Genuß ihnen vernünftige, wenn auch nur kurze Gespräche mit diesen leuten gewähren würden. Wie gerne, oft jubelnd erzählte mir bei solchen Gängen jeder seine eben überstandene Gefahr: wie eben eine Kugel neben ihm durch die Brustwehr gegangen, oder sein Gewehr beröhrt habe, oder so nahe bei ihm eingeschlagen wäre, daß ihm der Kessel, der seine Suppe enthielt, mit Erde gefüllt sey. Dann dankten wir zusammen Gott für die überstandene Gefahr. So vergingen mir oft halbe Nächte schnell wie eine Stunde, und ich vergaß es, daß auch mich eine Kugel treffen könnte. Sehr innig danke ich Gott, daß er mich während dieser ganzen Zeit gesund erhalten hat, ich wäre sehr unglücklich gewesen, wenn ich die Zeit in der Stube hätte zubringen müssen. Die Zeit der Waffenruhe will ich so gut als möglich zu benutzen suchen, um die Offiziere genauer kennen zu lernen, alles zu ordnen und zu einem weiteren Marsch zu bereiten. — Fast ist es unmöglich, sollte es aber dennoch geschehn, daß diese Landwehr nicht zur Armee marschierte, sondern hier bliebe, so würde ich gewiß sehr ruhig und zufrieden damit seyn, gehen wir aber zur Armee, so ziehe ich froh mit zur Erkämpfung eines Friedens, nach dem wir alle schmachten.

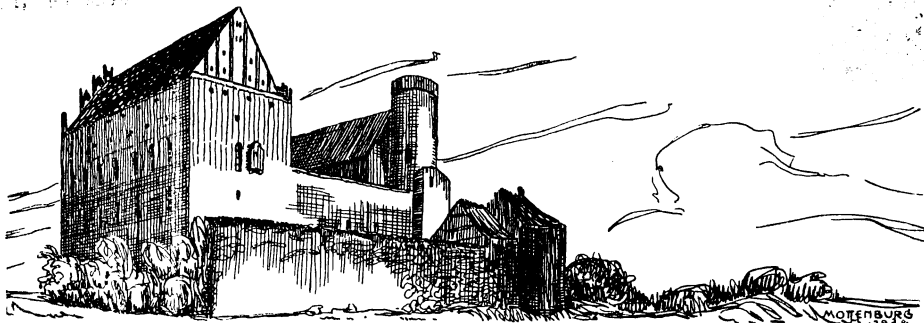
Den 11. Januar wird wahrscheinlich unser Einzug in Danzig seyn; dann werden wir uns wohl noch etwas ausruhen müssen, und während dem Ausruhen hoffe ich Sie irgendwo zu sehen. Amelie wird wohl bald zu uns kommen um mein Landwehrleben während der Waffenruhe zu theilen . . . Leben Sie wohl . . . L. D.

Königsberg i. Pr.

Kommissions-Verlag von Bruno Meyer & Co.

1927

Druck: Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G., Königsberg i. Pr.



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 2

1. Juli 1927

Nummer 1

Inhalt: Vereinsnachrichten, Seite 1. — G. Güttler, Sind während des Siebenjähr. Krieges kriegsgefangene Österreicher in Königsberg untergebracht gewesen? Seite 1. — E. Loch, Von den ältesten Königsberger Studentenvereinen vor 100 Jahren, Seite 4. — E. Anderson, Wie es in Königsberg um die bildende Kunst am Ende des vorgangenen Jahrhunderts stand, Seite 10.

Vereinsnachrichten.

Am 11. April sprach Herr Studienrat Dr. G a u s e über Verschleppungen bei den Russeneinfällen in Ostpreußen während des Weltkrieges, am 9. Mai Herr Professor L a h r s von der Kunstakademie über die Königsberger Ordensburg auf Grund seiner Ausgrabungen.

Am 11. Juni fand ein Ausflug nach der Burgruine Balga statt; Herr Landschaftsmaler A n d e r s o n übernahm die Führung durch die Ruine.

Sind während des Siebenjährigen Krieges kriegsgefangene Österreicher in Königsberg untergebracht gewesen?

Von Hermann Güttler.

In meinem Buche „Königsbergs Musikkultur im 18. Jahrhundert“ (Königsberg Pr. 1925, Bruno Meyer & Co.) habe ich mehrfach, gestützt auf Angaben der Selbstbiographie Joh. Friedr. Reichardts (Berlinische Musikalische Zeitung 1805, auch in Schletterers Biographie (1865) nicht immer wortgetreu SS. 18 bis 74 abgedruckt) die Tatsache erwähnt, daß während des Siebenjährigen Krieges kriegsgefangene Österreicher die musikalischen Errungenschaften des Wiener Klassizismus nach Preußen gebracht hätten. (SS. 115 und 213.) Reichardt spricht davon, daß Friedrich der Große diese Kriegsgefangenen als Vergeltungsmaßnahme in das ferne Preußen überführt hätte und daß sich unter den

Gefangenen hochkultivierte Offiziere befunden hätten, die einen ganzen musikalischen Apparat, Musiker, Instrumente und Musikalien in den Feldzug mitgeführt hätten. Er selbst nimmt bei einem jungen Österreicher Unterricht im Gesang und in der italienischen Sprache und erhält auch Noten, z. B. Haydns Cassationen von ihnen. Ferner nennt er den Namen eines *J ü r s t e n L o b k o w i k*, der uns Erinnerungen an den Beethoventreis und die hochstehenden Wiener Mäzene wachruft. In einer Buchbesprechung Kurt Rattays in der Zeitschrift für Musikwissenschaft 1927 S. 240 wird dieses nun in Abrede gestellt und behauptet, daß Reichardt nur ein Irrtum unterlaufen sein kann, da doch Königsberg von 1758 bis zum Kriegsende von den Russen, also den Verbündeten der Österreicher, okkupiert war und auch sonst keinerlei Zeugnisse für die Anwesenheit von Österreichern vorliegen. „Wir werden also den bestechenden Gedanken aufgeben müssen, daß bereits damals Haydnsche Cassationen den Weg nach dem fernen Osten gefunden haben.“ Ich möchte nun den Beweis für die Richtigkeit der Angaben meines Gewährsmannes Reichardt erbringen und gestützt auf die *p o l i t i s c h e K o r r e s p o n d e n z F r i e d r i c h s d e s G r o ß e n* (Bd. 21 und 22) die Anwesenheit von österreichischen Kriegsgefangenen vor dem Hubertusburger Frieden in Königsberg feststellen.

Am 30. März 1762 schreibt der König an den Gouverneur von Stettin, den Herzog von Braunschweig-Bevern (13 566):

Allsdann sollen Ew. Liebden sowohl diese als alles, was noch von österreichischen Kriegsgefangenen dort zu Stettin ist, in zwey Parten theilen und zur See dergestalt nach Preußen schicken, daß das eine Teil davon nach Pillau, das andere aber nach Memel transportirt werden und daselbst bleiben müße. Von den dortigen Kriegsgefangenen Gemeinen können Ew. Liebden auch etwas dabei geben. Es muß aber ein vernünftiger Offizier und einiges Com(mando) mitgegeben werden, so acht haben, daß sie keine Excesse anfangen. . . . Wenn vorgedachte österreichische Kriegsgefangene erst fort sein werden, allsdenn werde ich darauf auch die so jezo noch in Magdeburg sehn, an Ew. Liebden nach Stettin schicken, um was Officiers sehn, auch nach Preußen transportiren zu lassen, allwo solche zu Heiligenbeil oder dergleichen Orten bleiben sollen, und ein Commando von etwa 200 Mann dabei gegeben werden kann.

Am 7. April wird dann dem Herzog von Bevern angezeigt, daß, nachdem die österreichischen Offiziere nach Preußen gebracht worden seien, jezt auch sämtliche österreichische Gemeine dorthin transportirt werden sollen. In einer diesbezüglichen Ordre an den Vizekommandanten von Glogau, Lichnowsky, vom 10. April heißt es, daß der König „die schlesischen Festungen von allen solchen Kriegsgefangenen frei haben will“ (Berlin, Generalstabsarchiv). In einem weiteren Brief (13 707) schreibt der König aus Bettleben am 21. Mai 1762 an den Baron v. Goltz in Petersburg:

Il s'agit des prisonniers de guerre autrichiens dont le grand nombre m'a été bien à charge dans les forteresses

d'ici où on les a gardés, et que je voudrais faire transporter, la paix faite et publiée, en Prusse, pour y être gardés, jusqu'à ce que la cour de Vienne conviendra à les faire échanger. Je crois pouvoir procéder d'autant plus légitimement, parceque les Autrichiens ont traîné une grande partie des prisonniers de guerre qu'ils tiennent de nous, en Hongrie et autres lieux éloignés, sans avoir voulu se prêter jusqu'ici à leur échange. Voici ci-clos le plan de dislocation que je me suis formé pour distribuer ces gens en Prusse et pour y être gardés. De les envoyer à Koenigsberg, cela n' est du tout convenable; sie sollen nach Pillau, Memel und nach anderen Orten gelegt werden.

Reichardt war also auch hier richtig orientiert. Es handelte sich um eine Vergeltungsmaßnahme. Der König wollte die Gefangenen in das entfernte Preußen schicken, das erst in zwei Monaten von den russischen Besatzungsstruppen geräumt werden sollte. Als am 6. August der Generalfeldmarschall von Lehwaldt nach Königsberg zurückkehrte, war die Räumung noch nicht vollzogen. Er konnte dem König aber über die Maßregeln der Russen zur Vorbereitung ihres Abzuges berichten. Daraufhin schreibt ihm Friedrich aus Peterswaldbau am 19. August (14 016):

Es ist Mir ein besonderes Vergnügen gewesen, aus Eurem Bericht vom 9. dieses alles dasjenige zu ersehen, was Ihr mir sowohl von Eurer dortigen glücklichen Ankunft als auch von den anderen guten dort vorgefundenen Umständen gemeldet habet. Ich approbire zugleich die von Euch nach Anzeige dieses Eures Berichtes dorten bereits gemachete Veranstaltungen und muß Euch hierbei nur noch wegen der dorten bereits ankommenden als noch dorthin zu transportirenden österreichischen Kriegsgefangenen, sowohl an Officiers als Gemeinen, erinnern und aufgeben, daß Ihr solche dorten sehr kurz halten und durchaus nicht leiden noch gestatten sollet, daß solche nach ihrer Gewohnheit impertinent noch insolvent werden oder auch Excesse oder Tumulte anfangen können. Die Gemeinen von ihnen und insonderheit die Hungern, Kroaten und dergleichen müßt ihr sehr kurz und scharf und, wenn sie sich im geringsten regen, wie die Hunde halten und gleich mit strengen Strafen hinterhersein lassen, außer welchen Ihr und Meine dasige Leute nie vor deren Excesse sichen sein werdet.

Zu solchen Excessen der Österreicher ist es dann in Königsberg auch tatsächlich gekommen, nachdem der König (Brief 14 083 an Tauenzien v. 7. September) noch weitere Kriegsgefangene, Nationalungarn, von Breslau zu drei- und vierhundert „ungleichen Generals und Offiziers“ nach Stettin und von dort weiter nach Preußen zu transportieren befaßl. Lehwaldt war dem Befehl des Königs nicht nachgekommen und hatte aus irgendwelchen Gründen die österreichischen Offiziere nicht in die Provinz weiter verschickt, sondern in Königsberg belassen. Der Fall des früheren Adjutanten Laudons Oberst von Creuz und seiner verhinderten unerlaubten Korrespondenz (vgl. Brief 14 358) beweist dieses. Das Verhältnis zu den Russen war in

dieser Zeit ein gutes. Dem russischen Gouverneur von Korff war bereits nach einem Schreiben vom 21. Mai der Schwarze Adlerorden vom König verliehen. Übrigens ist auch der von Reichardt genannte Fürst Lobkowitz aus der Korrespondenz Friedrichs des Großen nachweisbar. Zwei Offiziere, Prinz Johann Liechtenstein, Oberstleutnant im Chevaulegersregiment Löwenstein und Prinz August Lobkowitz, Oberst, waren auf Ehrenwort aus der Kriegsgefangenschaft beurlaubt. Der König schreibt an den Grafen Finckenstein in Magdeburg aus Strehlen am 27. November 1761 (Brief 13 313):

En attendant, j'ai donné mes ordres pour faire rap-peler les deux princes prisonniers de guerre, que vous m'avez nommés mais je doute fort que cela servira à rendre meilleure la situation de mes gens.

Die Briefe Friedrichs des Großen geben somit den Jugenderinnerungen Reichardts durchaus recht. Es sind österreichische Offiziere als Kriegsgefangene vom Sommer 1762 bis zum Friedensschluß in dem von den Russen nur langsam geräumten Preußen und auch in Königsberg gewesen und es scheint auch glaubhaft, was Reichardt von diesen, den ersten und kultiviertesten Adelsgeschlechtern Österreichs angehörenden Offizieren und ihren Einfluß auf das Königsberger Musikleben und seine eigene musikalische Entwicklung berichtet.

Auch *Manuel Kant* hat einen dieser österreichischen Offiziere kennen gelernt, eine Tatsache, auf die auch der Kantbiograph *Karl Worländer* in der Besprechung meines Werkes in den „Kantstudien“ Bd. 31 S. 400 bereits hingewiesen hat. Dieser Offizier hieß *Franz Freiherr von Dillon* (geb. ca. 1733) und stand im Kürassierregiment Caramelli. Er geriet am 21. September 1759 in die preussische Gefangenschaft und gehörte zu den Gefangenen, die im Sommer 1762 nach Königsberg transportiert wurden. Noch nach 27 Jahren in seinem Todesjahre 1789 erinnert sich Dillon im Felde vor Belgrad in einem von rührender Anhänglichkeit sprechenden Brief vom 2. Juni 1789 (Akademieausgabe der Werke Kants Bd. 11 S. 55) an das für ihn „schätzbahr und unvergeßlich“ gewordene Königsberg und die damals „unter tausend geistreichen Scherzen“ verlebten Stunden in der Gesellschaft des Königsberger Weisen. Auch durch diesen literarischen Beleg dürfte der Behauptung Kattaus, daß für die Anwesenheit der Österreicher keine Zeugnisse vorlägen, der Boden entzogen sein.

Von den ältesten Königsberger Studenten-vereinen vor 100 Jahren.

Von *Eduard Koch*.

Bekanntlich feierte die Königsberger Studentenschaft nach den Befreiungskriegen alljährlich am 18. Juni auf dem Galtgarben, wo im September 1818 der Kriegsrat Scheffner ein hohes Kreuz errichten ließ, ein gemeinsames Fest zur Erinnerung an den entscheidenden

Sieg bei Belle-Alliance*). Als nach dem Wartburgfeste von 1818 und der Ermordung Kotzebues durch den Studenten Sand (23. März 1819) alle Universitäten auf Grund der Karlsbader Beschlüsse aufs strengste überwacht wurden, hielt man es auch hier in Königsberg für nötig, einen polizeilichen Kommissar zur Beobachtung dieses Festes nach dem Galtgarben zu senden. Uns liegt ein Bericht des Polizeirats Korella vor, den dieser am 19. Juni 1822 über das am Tage vorher gefeierte Galtgarbenfest „an den Königl. Regierungspräsidenten, Immediatbevollmächtigten bei der hiesigen Universität und Ritter Herrn Baumann, Hochwohlgeboren“ erstattet hat.

Er lautet folgendermaßen:

„Zu dem gestrigen Fest auf dem Galtgarben hatten sich ungefähr 120 Studierende eingefunden. Die verabredeten Feierlichkeiten hatten den doppelten Zweck, den Jahrestag der Schlacht bei Belle-Alliance und zugleich unter den Studierenden selbst ein Versöhnungsfest zu begehen. Im vorigen Jahre nämlich hatte der Stud. v. Hanstein bekanntlich einen Verein, von ihm Pomesania genannt, gestiftet, durch welchen er beabsichtigte, den gebildeteren Teil der Studierenden behufs des geselligen Verkehrs in einen engeren Ausschuß zu vereinigen. Bald darauf trat ein Oppositions-Verein auf, dessen Mitglieder sich die Vereinten nannten. Mehrere rüstige Studierende, die unter ihren Kommilitonen Ansehen hatten, schlossen sich selbigem an, und es kam mit der Gegenpartei bald zu feindseligen Ausbrüchen, die größtenteils von den Mitgliedern der sogenannten Pomesania veranlaßt sein sollen, da sie sich für die Häuptlinge haltend, die anderen durch ein vornehmes Betragen reizten (sic!). Noch ärger wurde es, als mehrere Mitglieder der Pomesania, Herr v. Hanstein an der Spitze, austraten und wieder eine neue Cotterie bildeten, deren Mitglieder sich die Wilden nannten. Alle diese Vereine hatten wohl keinen anderen Zweck als das Zusammentreten näherer gleichgesinnter Bekannter behufs des geselligen Umgangs; sie konnten also auch nur insofern schädlich werden, als sie unter den Studierenden selbst Händel und Zwistigkeiten verursachten. Eine gemeinsame Universitätsangelegenheit brachte die einzelnen Teile näher, und es ist gestern zu einer förmlichen Aussöhnung gekommen. Ob selbiges indessen auch das wirklich beabsichtigte Aufhören jener Vereine zur Folge haben werde, muß dahingestellt bleiben. — Das Fest wurde übrigens ganz so wie in den früheren Jahren gefeiert. Die Reden, welche von einigen Studierenden, darunter Lehmann, Dengel, Fiedler und Titius gehalten wurden, bezogen sich lediglich auf die gewöhnliche Veranlassung zur Feier des Tages und waren keineswegs verdamnlichen Inhalts. Dasselbe gilt von den in einem Exemplar beigefügten Liedern, welche bei dem Feste zu verschiedenen Zeiten gesungen wurden. Zum Schluß der Feierlichkeiten folgte wie gewöhnlich ein Kommersch, die Studenten gingen darauf ruhig auseinander, und es ist während des ganzen Festes zu keinen Vorfällen gekommen, die

*) Vgl. die Beschreibung des zweiten Galtgarbenfestes durch Alfred v. Auerwald, den Sohn des Oberpräsidenten, bei Rhode, Festschrift zum 50. St.-J. der Burschenschaft Gothia (1904) S. 15 ff.

gerügt werden durften. Doch kann bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt bleiben, daß das anliegende placard, welches sich im v. J. an mehreren öffentlichen Orten affigiert fand, in allen Exemplaren mit der Unterschrift Pomesania bezeichnet war.

Mehrere Mitglieder dieser Gesellschaft beteuern zwar, daß diese Bekanntmachung nicht von ihnen ausgegangen sei und daß man ihre Firma gemißbraucht habe, es dürfte indessen nicht zwecklos sein, hierüber eine nähere Ausmittelung zu verfügen.“

Das erwähnte Plakat, das unter Ablehnung der schwächlichen, auf Handelsinteressen bedachten Politik der europäischen Fürsten im Tone jener romantischen Zeit zur Unterstützung des Freiheitskampfes der Griechen gegen die Türken auffordert, und *Πομπανία* unterzeichnet ist, zeigt, wofür sich damals jene Studenten begeisterten, deren harmlose Vereinigungen in jenen Jahren als hochverrätherisch aufs strengste verfolgt wurden. Auch die abgedruckten Lieder — darunter einige noch heute gern gesungene (Sind wir vereint zur guten Stunde; Vom höh'n Olymp herab ward uns die Freude) atmen denselben Geist romantischen Freundschafts- und Brudergefühls und froher Becherlust, nur das erste ist wohl besonders für dieses Fest gedichtet:

„Willkommen, ihr Brüder, auf Galtgarb's Höhen,
Willkommen zur festlichen Stunde!
Wir wollen der Freiheit Fest begehn
Im ernstern, heiligen Bunde. . . .
Drum schwört, ihr Brüder, mit Herz und Hand
An des Kreuzes heiligem Stamme,
Schwört ewige Treue dem Vaterland
Und der Freiheit göttlicher Flamme,
Und Liebe dem Fürsten, der beide schützt
Und der Feinde trotzen den Hohn zerblüht.

— — — — —
So wollen wir jubelnd auf Galtgarb's Höhen
Der Freiheit heiliges Fest begehn.“

Ist somit dies Galtgarbenfest von 1822 selbst nach den amtlichen Äußerungen des polizeilichen Überwachungskommissars durch nichts von den früheren Festen dieser Art verschieden, vielleicht sogar unter rein studentischer Leitung der dafür gewählten Entrepreneurs als „Versöhnungsfest“ in besonders guter Disziplin verlaufen, so hat doch dieser Bericht des Polizeirats Korella — sicher unbeabsichtigt — ganz unerwartete schwere Folgen gehabt und nicht nur für die hier erwähnte Pomesania und ihre Mitglieder, sondern auch für das Königsberger Verbindungswesen an der Albertina eine außerordentliche Wichtigkeit erlangt. Darauf hinzuweisen und die daraus sich ergebenden Folgerungen zu ziehen, soll die Aufgabe der folgenden Ausführungen sein.

Zunächst läßt sich aus den vorliegenden Akten „die Vereine der Studierenden auf den Universitäten pp. betreffend“ im Königsberger Staatsarchiv einiges bisher vielleicht noch unbekanntes Material über die Pomesania veröffentlichen. Es ist schon bisher bekannt, daß auch

in Königsberg seit dem Jahre 1817 die Studentenschaft sich zu einer „allgemeinen Burschenschaft“ zusammengetan hatte, ohne daß die noch am Ende des 18. Jahrhunderts und wohl noch bis zum Kriege von 1806 vorhandenen vier anerkannten Landsmannschaften der Pomern, Preußen, Schlesier und Westfalen oder irgendwelche der früheren sogenannten studentischen „Ordnungen“ darin wieder aufgelebt wären. Als Vertreter dieser Allgemeinen Burschenschaft hatten die beiden Studenten Lucas und Dieffenbach an dem bekannten zweiten Wartburgfeste im Oktober 1818 teilgenommen. Infolge der nach dem Attentate Sands auf Koberg gefaßten Karlsbader Beschlüsse vom August 1819 war wie überall auch in Königsberg die „Deutsche Burschenschaft“ aufgelöst worden (2. September 1819). In einem Bericht des Königsberger Polizeipräsidenten Schmidt vom 4. Okt. 1822 wird es als völlig sicher bezeichnet, daß seitdem bis zum 1. November 1820 keine Art Verbindung, der eine gewisse Form und eine bestimmte Tendenz zu Grunde gelegen hätte, stattgefunden hat. „Die sogen. Pomesania ist die erste Association gewesen, in welche sich auf Vorschlag des Studiosi v. Hanstein mehrere der hier studierenden Jünglinge vereinigt haben,“ doch hat sie keine Verbindung mit anderen Universitäten gehabt. Wie es sich damit vereinigen läßt, daß nach einem Promemoria von 1833 schon im Jahre 1819 sich „die aus Lithauen gebürtigen Studierenden von dem größeren Haufen absonderten und unter dem Namen Lithuania unter sich zusammen lebten“ und daß dies die Veranlassung zur Bildung der Pomesania gab, bedarf noch einer näheren Aufklärung (vgl. Bruß' Geschichte der Albertus-Universität 1904, S. 81 und Rhode, Festschrift zum 50jährigen Stiftungsfest der Burschenschaft Gothia 1904, S. 21). Die Vittauer selbst setzen die Entstehung ihres ersten Vittauer-Kränzchens im Jahre 1820 an; es bestand aber nur bis 1821. Jener Bericht vom 4. Oktober 1822 fährt dann über die Pomesania folgendermaßen fort: „Zur Entstehung dieses Vereins hat nach der Versicherung aller bisher vernommenen Teilnehmer desselben der Umstand Veranlassung gegeben, daß einzelne Studenten, namentlich Ungerbühler und Schlenther, ein anmaßendes Betragen gegenüber ihren Kommilitonen sich erlaubt und diese geringschätzig behandelt und dadurch den Wunsch bei dem v. Hanstein erregt haben sollen, durch die Vereinigung mehrerer ihnen ein Gewicht entgegen zu stellen, wodurch sie in die Schranken der Ordnung und der Ziemlichkeit zurückgewiesen werden können.“ Doch haben die Mitglieder des Vereins sich auch u. a. für berechtigt gehalten, über die Frage zu entscheiden, ob ein Student in Verurteilung zu erklären sei oder nicht. Doch „ihr Reich ist unter sich bald uneins geworden und dies die Veranlassung dazu gewesen, daß der erste Senior v. Hanstein ganz aus der Verbindung ausgeschieden und sein Nachfolger ein gewisser v. Vietinghoff geworden ist. Diesem hat der Student Siegfried, dem Siegfried der Studiosus Boß, diesem der Student Laudien und dem Laudien der Student Benetsch als Senior succediert. Die Mitglieder der Pomesania haben als solche ein rot, blau und weißes Band unter dem Rock als Abzeichen getragen, sich von Zeit zu Zeit auf Studentenbuden, vorzugsweise in derjenigen des Studenten Laudien versammelt.“

Die genannten Studierenden sind alle in der von Erler durch den Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen herausgegebenen Matrikel der Universität Königsberg festzustellen und auch in ihren späteren Lebensstellungen bekannt; der zuletzt genannte Theodor Laudien z. B. wurde hier Archidiaconus an der Altstädtischen Kirche.

Von der Existenz der Pomesania ist längere Zeit weder dem akademischen Senat noch der Polizei irgend etwas bekanntgeworden — ebensowenig wie von den Landsmannschaften der Littauer und Masuren, die nach einer Notiz in dem Hartung'schen „Akademischen Erinnerungsbuch“ für die, welche in den Jahren 1817—1844 die Königsberger Universität bezogen haben,“ zugleich mit der Pomesania am 4. November 1820 gestiftet sein sollen, oder von der wissenschaftlichen Studentenvereinigung Euphemia, die 1821—1823 bestanden hat und von W. Tesdorpf 1905 bekanntgemacht worden ist. Und es wäre den Mitgliedern der Pomesania vielleicht gelungen, ihr Geheimnis noch länger zu bewahren, wenn nicht auch ihr Auftreten bei den studentischen Versammlungen und Wahlen wieder zu Streitigkeiten und der darauf folgenden Versöhnung Anlaß gegeben hätte, die in den Reden auf dem Galtgarbenfest erwähnt wurden und so dem Polizeikommissar zu Ohren gekommen sind.

Daß nun nach dieser Anzeige eine Untersuchung gegen alle Mitglieder eingeleitet und das Vorgehen gegen sie durch strenge Weisungen aus Berlin verschärft wurde, entspricht ganz der politischen Strömung der Zeit. Es wurde das Mitgliederverzeichnis, die Constitution und andere Schriftstücke beschlagnahmt, aber trotz aller Inquisitionen keinerlei politische oder umstürzlerische Tendenz erwiesen. Vielmehr konnte die Universitätsbehörde dem Ministerium bezeugen, daß sich unter den Teilnehmern gerade die fleißigsten und gesittetsten Jünglinge befanden, die nur aus Leichtfinn und Übereilung sich zur Teilnahme hatten verleiten lassen. Daher wurde auch von dem Senate der Universität nur gegen die Senioren und vorzüglichsten Rädelsführer, namentlich gegen die Studiosen v. Hanstein, Laudien, Boß und Möller eine Strafe für angemessen gehalten und das consilium abeundi beim Ministerium beantragt (am 13. November 1822). Die übrigen sollten straffrei ausgehen.

Diesen Antrag reichte der außerordentliche Bevollmächtigte an der Universität und Regierungs-Chefpräsident Baumann sofort mit allen Untersuchungsakten dem Unterrichtsminister ein und bat um seine Entscheidung. Diese aber ließ nicht weniger als zwei Jahre auf sich warten, da immer neue Rückfragen zu beantworten waren und nicht weniger als sieben Berichte von Königsberg nach Berlin gingen. Unterdessen schwebten nicht nur die genannten „Rädelsführer“, sondern sämtliche Mitglieder der Pomesania in peinvollster Angst und Sorge um ihr Schicksal, da ihnen vier Semester lang kein Abgangszeugnis von der Universität ausgestellt werden durfte, so daß sie sich auch zu keinem Examen melden konnten und sich „in wirklich verzweiflungsvoller Lage“ befanden — wie es der Regierungsbevollmächtigte selbst am 24. April 1824 an den Minister des Innern berichtet. Besonders scharf beleuchtet wird diese traurige Lage durch

die immer erneuten Bitten der meistens hochangesehenen Väter dieser Studenten (Rothe, Voß, Titius, Behme) und des stud. theol. Laudien um eine Entscheidung über ihre Exmatrikel (wie wir heute sagen würden) und Zulassung zu den Prüfungen. Endlich im Juli und August 1824 erfolgte diese von Seiten des Kultusministers v. Altenstein in günstigem Sinne, da er eine vollständige Begnadigung der Ungeschuldigten durch den König selbst erwirkt hatte. Die Studenten mußten freilich in einem Revers eine Erklärung unterzeichnen, in der sie die Ungesetzlichkeit ihrer Verbindung anerkannten und erklären mußten, daß sie jegliche Beziehungen zu ihr für immer abgebrochen hätten.

So verlief denn schließlich diese hochnotpeinliche Untersuchung im Sande, da man den Beteiligten keinerlei politische Vergehungen hatte nachweisen können.

Noch ein anderes Ergebnis kann man aus diesen Vorgängen ziehen, das ist die richtige Beurteilung jener oben erwähnten Notiz in dem Hartung'schen „Akademischen Erinnerungsbuch“ von 1844, wo es hieß: „Am 4. November 1820 stifteten v. Hanstein, v. Grabowski und v. Vietinghoff die ersten Landsmannschaften Pomerania (sic!), Lituania und Masovia“. Während nämlich die Lituania einen v. Grabowski unter den Stiftern ihres ersten Kränzchens nicht kennt — Carl v. Grabowski aus Warschau (S. S. 1819) findet sich in der Matrikel von Erlr Bd. II S. 725 unter Nr. 3 — sondern als dessen Stifter die aus Litauen gebürtigen Studenten Ziegler und Rappöhn (W.-S. 1818) überliefert (Paulh, Chronik der Landsmannschaft Lituania 1888), ist v. Vietinghoff, der nach jener Angabe die Masovia begründet haben soll, vielmehr durch diese Untersuchung als Senior der Pomesania erwiesen. Es ist der in der Matrikel von Erlr Bd. II. S. 724 unter Nr. 31 aufgeführte Franz Eduard (Baron) v. Vietinghoff genannt Scheel aus Königsberg, der vom 30. Oktober 1818 bis Ostern 1822 hier Jura und Cameralia studierte und 1844 Oberlandesgerichtsekretär in Marienwerder war (vgl. Friß Milkau in der Festschrift zum 70jährigen Stiftungsfest des Corps Masovia 1890 S. XI und XII). Auch bei der dritten Landsmannschaft, die damals wirklich gestiftet wurde, der Pomesania, ist dem sonst so gewissenhaften Verfasser des Erinnerungsbuches ein Versehen nachzuweisen: er nennt sie nämlich Pomerania, offenbar in dunkler Erinnerung an die frühere „Landsmannschaft“ der Pommern, während der wirkliche Name Pomesania heißt und dem alten Preußengau dieses Namens entspricht, der den Westen des Preußenlandes zwischen der Weichsel und den Oberländischen Seen umfaßt.

So sind es also die drei äußersten Landstriche Preußens im Westen, Osten und Süden, die den drei ältesten studentischen Vereinigungen an unserer Universität den Namen gegeben haben, der Pomesania, Lituania und Masovia. Jene auch schon von P. Rhode in der Festschrift der Burschenschaft Gothia von 1904 auf S. 21 als unwahrscheinlich bezeichnete Angabe einer Gründung der drei Landsmannschaften an einem Tage ist damit wohl endgültig als ein Irrtum erwiesen. Erst nach der Begnadigung der Pomesania im Jahre 1824

scheinen dann die neuen „Kränzchen“ der Pappenheimer, Borussen, Lithauer und Masuren gebildet und von den Universitätsbehörden eine Zeit lang geduldet worden zu sein; aus ihnen haben sich dann 1829 und 1830 die Landsmannschaften Lituania und Masovia entwickelt.

Wie es in Königsberg um die bildende Kunst am Ende des vergangenen Jahrhunderts stand.

Von Edward Anderson.

Am 10. Oktober 1892 kam ich nach Königsberg, um auf der hiesigen Kunstakademie mich der Malerei zu widmen. Die künstlerischen Verhältnisse in unserer Stadt waren damals so ganz andere wie heute, und auch die Einstellung der Bürgerschaft zur Kunst war eine andere. Den Mittelpunkt der Kunstszene bildete die Akademie; mit ihr in Verbindung standen die Universitäts-Professoren für neuere und alte Kunstgeschichte, die wöchentlich ihre Vorlesungen für die Kunstakademiker, wie sich die Schüler der Kunstakademie damals nannten, hielten. Seit dem Tode Steffek's (1890) war die Kunstakademie ohne eigentlichen Direktor. Der Landschaftsmaler Professor Max Schmidt (geboren 1818, gestorben 1901) war schon ein alter Herr und führte stellvertretenderweise bis zu seinem Tode die Direktorialgeschäfte. Die anderen Lehrer der Akademie gehörten einer verflornten Kunstperiode an, sie gaben den ihnen anvertrauten Schülern im modernen Sinne daher wenig Anregung. Neben den Schülerklassen der Akademie befanden sich in dem Gebäude in der Königstraße 57 eine ganze Anzahl von Räumen, die für den Kunstunterricht nicht benutzt wurden und darum an sogenannte Ateliernieter vergeben waren, frühere Schüler, die in keinem Verhältnis mehr zur Akademie standen. Daneben hatten sogenannte Meisterschüler eigene Ateliers. Die Klassen, die jeder neu angekommene Akademiker durchmachen mußte, waren folgende: Zuerst wurde er in die Kopierklasse aufgenommen, wo er unter Leitung des Kupferstechers Heinrich Sachs arbeitete. Hier lernte er zuerst Ingretpapierbogen aufspannen, Kreiden spitzen, mit Gummi wischen, und als höchste Kunst in verschnörkeltem Linien-system, das wie Rohrstuhlgeflecht aussah, Köpfe, Hände und Füße nach Vorlagen des Wiener Malers Kriehuber (1800—1876) nachzeichnen. Hatte man diese vorgeschriebenen Arbeiten zur Zufriedenheit des Lehrers erledigt, was etwa ein halbes Jahr in Anspruch nahm, dann kam man in die Gipsklasse zum Professor Emil Reide. Hier ahmte man dann die antiken Götter und Helden, die in stark demoliertem Zustande in drei rot gestrichenen Sälen aufgestellt waren, auf grauem Papier mit Wischkreide und Weiß in schönster Plastik nach, und wie Busch sagt: „war dies Vergnügen unbeschreiblich, besonders wenn die Götter weiblich“. Daneben mußte man bei Professor J. Seydeck sich in die Geheimnisse der

Perspektive einführen lassen, und schon morgens von 7 bis 8 Uhr bei Professor B a n d e r anatomische Vorlesungen hören. An das lebende Modell kam man nur am Sonnabend. Es war dies eine besondere Vergünstigung, die der fortschrittlich gesinnte Emil Meide (geb. 1842, gest. 1908) eingeführt hatte. Hier saß man dann vier Stunden am Vormittag und zeichnete mit großer Sorgfalt einen Kontur, der von Meide sehr eingehend korrigiert wurde. Meide war der berühmte Schöpfer der „Lebensmüden“ und des „Vitriol“, zwei Sensationsbilder, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf allen Ausstellungen Deutschlands und zum Teil des Auslandes größtes Aufsehen erregt hatten. Meide war ein vortrefflicher Lehrer, der seinen Schülern das Konstruktive der Zeichnung gut beibrachte. Korrigiert wurde im allgemeinen nur an zwei Tagen der Woche. In der übrigen Zeit war man sich selbst überlassen und arbeitete, je nach Veranlagung, mehr, meistens weniger, trieb allerlei Unfug, frühstückte ausgiebig und unterhielt sich mit den Kollegen. Die Ausführung solcher Gipszeichnungen, von denen man etwa fünf Köpfe, zwei Arme und Beine und zum Schluß einen ganzen Akt in Lebensgröße zeichnen mußte, nahm etwa ein ganzes Jahr in Anspruch und erforderte sehr viel Energie, da man alles aufs Sorgfältigste und Grakteste durchführen mußte. Meide ließ keine Flüchtigkeit durch und war höchst gewissenhaft in seiner Korrektur, und seine in volkstümlichen Ausdrücken gehaltenen „Aufmunterungen“ gingen sehr lange in der Klasse von Mund zu Mund. Endlich kam die Schicksalsstunde für den Kunstjünger, entweder wurde er in die Modellzeichnenklasse versetzt, oder er wurde Landschaftsmaler — wie es im Schülermunde hieß, er sagte der Kunst Valet. In der Modellzeichnenklasse wurden nur Kopfmodelle gezeichnet, jeden Vormittag vier Stunden, im Sommer auch am Nachmittag. Am Montag war große Modellsuche in Hospitälern und auf der Straße, falls die seit Jahr und Tag ständigen Modelle nicht erschienen waren. Nach einiger Zeit reichte der fleißige Schüler seine Arbeiten der Lehrerkonferenz ein und wurde nach der Modellzeichnenklasse versetzt, wo das Kopfmalen mit Ölfarben anging. Hier korrigierte Professor R n o r r (1844—1916). Im weiteren wurde im Winter von 5 bis 7 Uhr abends Akt gezeichnet, d. h. nur männlicher Akt. Weibliche Akte durften nur ganz heimlich am Sonntag, wenn niemand da war, gezeichnet werden, und es galt als eine Art Staatsverbrechen, das, wenn auch nicht mit dem Tode, so doch mit Entlassung bestraft wurde. Nach einer alten Überlieferung soll der Wunsch einer Königin für diesen Umstand maßgebend gewesen sein. Kurz vor Ostern wurden in allen Klassen Konkurrenzarbeiten veranstaltet, ohne Korrekturen der Lehrer, und die besten Arbeiten des Jahres wurden in einer Ausstellung der Akademie vereinigt und prämiert. Jeder erhielt dann fast einen Preis oder eine Anerkennung, und daneben mindestens so viel Geld, als er im Laufe des Jahres Schulgeld bezahlt hatte. Dieser fröhliche Tag schloß gewöhnlich mit einer lustigen Kneiperei, bei der fleißig der Gumpen freiste. Hatte nun der Schüler alle diese Klassen durchgemacht, so wählte er sich einen Lehrer, bei dem er als Meisterschüler dann mit dem Bilder-

malen begann, und wie schon früher ausgeführt, ein eigenes Atelier erhielt, oft mit einem Kollegen desselben Meisters zusammen. Da wurde dann „das Bild“ gemalt, entweder war es für die große Ausstellung nach Berlin bestimmt, oder für den Kunstverein in Hannover, in dem Königsberger Genrebilder sehr beliebt waren. Zu Weihnachten veranstaltete der Verein der Kunstfreunde, „Die Suppe“ genannt, eine kleine Sonderausstellung in der Akademie, in denen jüngeren Künstlern eine Weihnachtsfreude bereitet wurde. Dieser kleine Verein war einst von einigen Herren gegründet worden, die sich auf einem Künstlerfest besonders gut amüsiert hatten, und hat jahrelang bestanden. Die Mitglieder zahlten dazu Beiträge, und aus dem Stiftungskapital wurden die Zinsen dazugeschlagen, so daß immerhin eine ganz hübsche Summe zum Ankauf vorhanden war. Die Herren hatten gesagt, es soll zu einem Löffel Suppe zum Weihnachtsfest reichen, daher dann diese Veranstaltung den Namen „Die Suppe“ erhielt, und man kann sich kaum die Freude vorstellen, wenn man als glücklicher Verkäufer seines Bildes zu dem gütigen alten Dr. Friedländer wanderte, um sich von ihm den Mammon abzuholen, oder wenn der Photograph Gottheil später mit dem großen Geldbeutel gleich nach der Ausstellung die Verappungsarie vornahm. Es waren ja dies die einzigen Einnahmen für junge Maler, die sonst im besten Falle Photographien vergrößerten (Stück für 15 Mk.) und die ab und zu gegen Freitisch oder freien Aufenthalt auf dem Lande ein Portrait zu malen bekamen. Alle jene Einnahmequellen, welche heute jungen Künstlern offen stehen, gab es damals nicht. Künstlerische Plakate für die Reklame brauchte man nicht, oder ließ sie, ebenso wie Einladungskarten beim Buchdrucker anfertigen. Kunstgewerbliche Arbeiten wurden vom Maler nicht verlangt, und Radierungen, Lithographien oder andere kleine Arbeiten, die Erwerbsmöglichkeiten boten, wurden an der Akademie nicht gelehrt. Einige Vereine bestellten zu ihren Stiftungsfesten *B i e r z e i t u n g e n*, die für manchen von uns als regelmäßig wiederkehrende Aufträge, die 50 bis 75 Mark einbrachten, einen Hauptposten im Jahresbudget bildeten. Im festen Gehalt standen die Schüler zu *F r i e d r i c h K e u s c h*, dem Meister, wie der bekannte Bildhauer allgemein genannt wurde. Er war mit Aufträgen für Denkmäler überhäuft, ihm halfen dabei seine Schüler *Sauer*, *Borchert*, *Grundmann*, *Fähnrich* u. a. Im Akademiegarten hatte *Keusch* ein riesiges Holzhaus aufbauen lassen, in dem damals das 8 Meter hohe Gipsmodell zum Kaiser *Wilhelm I.* stand, das jetzt die Südostecke unseres Schlosses ziert. Aber auch die Reiterstandbilder für *Duisburg*, *Münster*, *Siegen* usw. gaben den Bildhauern dauernde Beschäftigung. Unsere Bildhauerkollegen wurden wöchentlich, wie Gesellen, entlohnt, und wir Maler hatten an diesen Einnahmen insofern Anteil, als die „weißen“ Kollegen uns ab und zu zu einem Glase Bier einluden, das unter dem alten Lindenbaum vor dem Kastellanshause getrunken wurde. Neben dieser Linde stand ein Brunnen mit herrlichem, kühlem und klarem Trinkwasser, aus dem am Abend die Dienstmädchen der Nachbarschaft das Trinkwasser holten. Das war immer eine Gelegenheit zu lustigen Scherzen.

Die Ausstellungsmöglichkeiten für die Künstler waren nur geringe. Da waren vor allem in erster Linie die alle zwei Jahre in der Börse stattfindenden Kunstausstellungen des Kunstvereins zu nennen. Dazu kamen zwei Kunstsalons, der ältere von der Firma Hübner und Maß, am Paradeplatz gelegen, und der etwas modernere der Firma Von, in der Junkerstraße. Als besonders wirkungsvoll und erfolgreich galten dann noch einige Ausstellungen in Schaufenstern, so von Bernh. Leichert und Bruno Meyer. Alle diese künstlerischen recht schlichten Ereignisse gaben der Presse Anlaß zu kritischen Besprechungen, die aber mehr einen aufmunternden Charakter hatten. Otto Wellner, Ludwig Goldstein und auch Hans Gerschmann waren milde Kunstrichter, die den Künstlern freundschaftlich zur Seite standen, und bestrebt waren, Interesse für ihre Arbeiten bei dem kunstliebenden Publikum zu erwecken. Die Kunstausstellung in der Börse fand alle zwei Jahre, in den ungeraden Jahren, statt; dann wurde die Sommerbörse ausgeräumt und rotangestrichene Querswände darin aufgestellt. Nun sah man acht Tage lang die Herren des Vorstandes, unter Assistenz von zwei Malern, beschäftigt, die Wände von oben bis unten mit Bildern zu bepflanzen, so daß man auch nicht ein Stelchen an den Wänden entdecken konnte, das unbedeckt war. Man ging mit einer langen Meßlatte umher und versuchte immer noch durch Umhängen für irgendein Werk, und sei es hoch oben an der Decke, Platz zu gewinnen. Maßgebend war nur die Größe. Es war damals aber allgemein üblich, auf Kunstausstellungen so zu hängen, so daß Königsberg in dieser Hinsicht nicht besonders schlecht abschnitt. An der Seite der langen Halle zwischen Pfeilern und Fenstern blieb ein langer Gang übrig, der von den Künstlern der „Schreckensgang“ genannt wurde. fand man sein Bild hier plaziert, so war man besonders unglücklich. Hier hatten die Bilder Klatschlicht, spiegelten, und der Beschauer hatte keine Distanz zum Zurücktreten. Und doch, wenn man heute die Kataloge jener Ausstellungen durchsieht, und man sich die Bilder ins Gedächtnis zurückruft, die man hier gesehen hat, so waren es für uns junge Künstler, die nichts von der Welt kannten, ganz überwältigende Eindrücke, die wir damals empfangen haben. Hier machte man die Bekanntschaft mit Werken von Menzel, Liebermann, Uhde, Studt, Lenbach, May, Marr, Spitzweg und vielen anderen. Die Künstler Königsbergs traten auch zahlenmäßig sehr zurück. Die Lehrer der Akademie stellten wenig aus. Meide malte damals nur Portraits, Heydeck befaßte sich größtenteils mit Altertumsforschung, nur Georg Knorr und Max Schmidt brachten regelmäßig Bilder zur Ausstellung, die jedoch mit Recht immer größte Beachtung fanden. Der Besuch der Veranstaltungen war besonders zur Börsenzeit sehr groß, und in den schmalen Gängen und in den von Oberlicht erhellten Nischen schob sich die Menge vor den Bildern hin und her. Wir jungen Maler zeigten uns gegenseitig die bekannten Königsberger Großkäufer, von denen wir gehört hatten, daß sie im Besitze von Sammlungen waren, und unbeschreiblich groß war die Freude, wenn einer oder der andere ein Bild verkaufte. Der Vorstand des Kunstvereins bestand damals aus dem Kanzler, Erzellenz von Holleben, als Vor-

sitzenden, Dr. Friedländer als Schriftführer, und Bankdirektor Funnek als Schatzmeister. Das Interesse für die bildende Kunst wurde von dem feingebildeten Publikum unserer Stadt in breiter Schicht getragen, und alle verfolgten mit größtem Eifer diese Veranstaltungen, die sie unterstützten und förderten.

In den Kunstsalons war weniger Abwechslung und Anregung zu finden, aber auch hier konnte man zuweilen sehr schöne Bilder bewundern. So machte auf mich in Bons Kunstsalon Feuerbachs „Tod des Aretin“ und Böcklins „Teutonenschlacht“ einen großen Eindruck. Private Kunstsammlungen gab es mehrere. Bekannt war die Sammlung des Generalkonsuls Otto Meyer, der über ausgezeichnete Werke verfügte. Aber auch eine ganze Anzahl anderer Bürger hatten auf Königsberger und anderen Ausstellungen sich einen schönen Kunstbesitz erworben. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war die Sammlung des Hypothekensammlers Otto Herm. Glaß eine Sehenswürdigkeit der Stadt, da er als erster Werke moderner Künstler sammelte, und seine ehrliche Kunstbegeisterung hat Jahrzehntelang auf unser Kunstleben den größten Einfluß gehabt.

Großes Interesse hatte für uns junge Künstler auch die Städtische Gemäldegalerie, die in den Räumen der alten Akademie in der Königstraße ihr Heim hatte und nur am Sonntag und Mittwoch zur Besichtigung offen stand. Der Kastellan Groß und seine Gattin bewachten sie und haben mit großer Liebe und Sorgfalt jedes Bild gepflegt. Sie gaben uns über die Umstände, unter denen die einzelnen Bilder erworben waren, Auskunft, und wenn man in der Galerie kopsierte, bekam man von ihnen alles Notwendige geliefert, wofür man ein geringes Entgelt zu zahlen hatte. Trotzdem die Sammlung recht bunt durcheinander gehängt war, und ebenso wie die Ausstellungen nur hinsichtlich der Raumfrage angeordnet war, so hat sie uns jungen Künstlern doch die größte Ehrfurcht abgenötigt. Wenn wir vor dem Bilde des Franz Hals standen, oder uns für Karl Marr oder Grükner begeisterten, so lag das ganz im Zuge der Zeit, und als gar Liebermanns „Mann in den Dünen“ angekauft wurde, haben wir uns weidlich über diese Anschaffung gestritten. Es war der erste Hauch einer kommenden Zeit. Wir hatten ja kaum Gelegenheit, an anderer Stelle uns über den siegreich vordringenden Impressionismus zu orientieren. Unsere Bildungsquelle war die Bibliothek der Akademie, in der wir die Kataloge der Ausstellungen von Berlin und Paris eifrigst studierten; daneben gaben uns die illustrierten Zeitschriften Kunde von den Dingen, die im Reich geschahen.

Die Künstlerschaft hatte sich in zwei geselligen Vereinigungen zusammengeschlossen, die Professoren- und Meisterschüler bildeten den älteren Künstlerverein-Malkasten, und die Akademiker den jüngeren Verein. Im älteren Verein waren nicht nur ausübende Maler, sondern auch Musiker, Schauspieler und sonstige Freunde der Kunst und der Kunstwissenschaft. In diesem älteren Verein hat von 1888/90 auch Lovis Corinth als ständiges Mitglied verkehrt und verdanken wir dieser Zeit eine Anzahl wertvoller Karrikaturen, die er ins Vereinsalbum gezeichnet hatte, sie sind jetzt in der Städtischen

Gemäldegalerie aufbewahrt. Als ich nach Königsberg kam, war man noch immer des Eindrucks voll, den dieser Mann hinterlassen hatte. Imponiert hatte er allen, mit seinen Malereien wohl aber am wenigsten, denn diese brutale Realistik lag den etwas hausbackenen Herren wenig. Der Kraftmensch Corinth, der derbe Ostpreuße, der abends kneipte und tagüber arbeitete, der imponierte. Eine Stütze für heitere Gemütlichkeit war Professor Heydeck und Musikdirektor Fiebach, der unererschöpflich im Erzählen lustiger Anekdoten war, und mit Maler Ehrlich manchen Billardmatch ausgefochten hat. Adolph Hering war der Musikant, Otto Wellner der Kritiker, und der Zeichenlehrer Nisius der Protokollführer. Von besonderer Bedeutung waren die Künstlerfahrten, die in jedem Sommer an zwei hintereinanderliegenden Tagen ausgeführt wurden. Hier entwickelte sich eine Lustigkeit und eine Ausgelassenheit, an der die würdigen alten und die jungen Herren in gleicher Weise teilnahmen. Der jüngere Verein war mehr eine freie Nachahmung einer Art studentischen Verbindung, d. h. er ahmte nur das Trinken nach und die Lieberfroheit, sonst war er ganz harmlos. Bekannt waren seine Bierzeitungen „Rehmbler“ genannt, in denen die Hausdichter lustige Verse machten, die dann von den Künstlern mit Illustrationen geschmückt wurden. Das Blatt wurde auf lithographischem Wege vervielfältigt und an den Vereinsabenden für 20 Pfennige verkauft. Der hauptliterarische Mitarbeiter war Heinrich Krüger, der Tiermaler und Sänger der Nehrungschönheit. Von ihm wurde auch ein Lieberbuch herausgegeben, das alle diese Gesänge gesammelt hat, und das zu fleißigem Gebrauch bei allen Ausflügen in der Tasche mitgeführt wurde. Zu den humorvollen Zeichnern gehörte Bischoff-Kulm, Karl Wittschas, Kurt Schulz, Hans Wittschorrek, Emil Bresgott u. a. m. Den Glanzpunkt des Vereinslebens bildeten die Feste, die im Hotel de Rom, in der Tragheimer Kirchenstraße gelegen, später in der Deutschen Ressource und im alten Schützenhaus gefeiert wurden.

1895 wurde das 50jährige Akademie-Jubiläum begangen und fand am Vormittag im Landeshaus ein feierlicher Empfang der Behörden und Gratulanten statt, bei dem Professor Schmidt in höchst geistvoller und witziger Form allen Gratulanten antwortete. Abends hatten wir jungen Künstler eine große Kostümkneipe mit Auführungen in der Deutschen Ressource, die sehr heiter verlief. Max Brinkmann und Heinrich Krüger hatten zu den Festen heitere Stücke verfaßt. Aber auch das 50jährige Stiftungsfest des älteren Künstlervereins im alten Schützenhaus war sehr gelungen. Dazu wurde ein Festspiel gegeben, das Ernst Wiechert verfaßt hatte. Dargestellt wurde ein Vogelschießen aus der Zeit des Hochmeisters Winrich von Knipode. Obwohl dies Fest mit Damen gefeiert wurde, schauten die Mitglieder des Oberpräsidiums und der Regierung mit ihren Damen nur aus den Logen dem Feste zu. Der Künstler als Stand wurde gesellschaftlich noch nicht ganz für voll angesehen, so daß Damen der höheren Aristokratie sich an ihren Festen unmöglich beteiligen konnten.

Kurz vor den großen Ferien im Sommer, die gegen Ende Juni begannen, ging es aufs Land zur Landschaftsmalerei. In Mneiden, wo die starken schönen Eichen standen, lag ein idyllisches Gasthaus,

dessen Wirt, Herr Bosse, ein Malerfreund war und uns herrlich bewirtete. Einige Kollegen nahmen dort Wohnung, viele von uns gingen aber des morgens zu Fuß hinaus, über die alte Holzbrücke am danebenliegenden Schlachthof vorbei, an dem Neubau der Synagoge über den Lindenmarkt weiter zur hohen Brücke führte der Weg, und hatte man erst das Friedländer Tor hinter sich, dann eilten die Füße von selbst auf der breiten Chaussee an Speichersdorf vorbei, der Schlachthof stand damals noch nicht, und von weitem begrüßten uns die alten Aaleebäume des Gutes Meiden. Die Arbeit war oft nur ein Vormand, und die Rahnfahrt auf dem Teich viel schöner, oder am Nachmittag die Spiele auf der Wiese am Bach mit jungen Mädchen, die mit ihren Eltern zum Kaffeetrinken das Gasthaus besuchten. Aber selbst fleißige Schüler brachten in dem etwa drei Wochen dauernden Aufenthalt wenig mehr als zwei bis drei detaillierte Zeichnungen zustande und ein bis zwei Ölstudien. Die waren dann auch freilich portraitartig durchgeführt worden. Da saß jedes Blatt an der richtigen Stelle, und wenn eines Tages die Sense des Schnitters den üppigen Vordergrund fortmähte, so herrschte tiefe Niedergeschlagenheit, weil man nun das ganze Bild nicht mehr beenden konnte. Trübes Wetter und Regen war sowieso gleichbedeutend mit Ferientag. Professor Schmidt kam zweimal in der Woche mit einer Droschke heraus, er fand aber selten alle beieinander. Ab und zu kamen Freunde und Bekannte abends zu Besuch, und unter den alten Eichen hub dann ein Singen und eine Fröhlichkeit an, die bis zum andern Tag dauerte. Wir waren ja alle so völlig bedürfnislos, und darum wohl recht glücklich. In späteren Jahren sind wir dann auch nach Suditten zum Landschaftsmalen herausgegangen und haben dort gewohnt. Der Weg dahin war weiter und weniger interessant, aber Suditten selbst hatte auch seine Reize, besonders am Sonntag, wenn große Volksfeste gefeiert wurden. Von meinem damaligen Kollegen sind dann viele nach dem Reich gegangen, und viele deckt bereits der Staub — Bischoff-Kulm, Köslar, Brochhusen —, andere sind bekannte Künstler geworden und haben sich in Düsseldorf, München und Berlin niedergelassen und eine zweite Heimat gefunden. Mit der Wende des neuen Jahrhunderts fing ja dann für Königsbergs Künstlerschaft eine ganz andere Zeit an, als Dettmann nach Königsberg kam und mit seiner Reorganisation der Akademie ein ganz anderes künstlerisches Leben schuf, da waren diese idyllischen Zeiten vorüber.

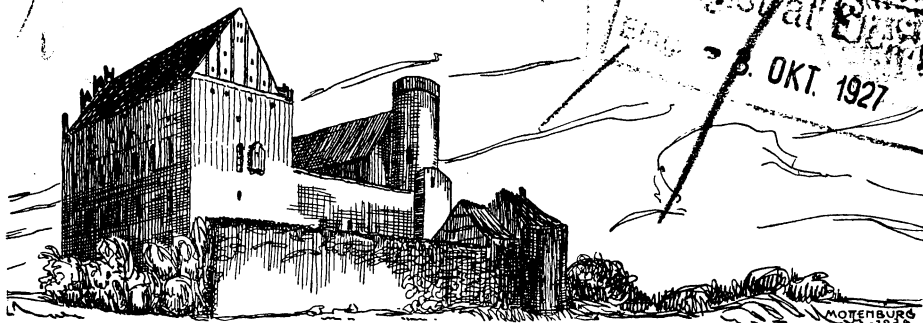
Königsberg i. Pr.

Kommissions-Verlag von Bruno Meyer & Co.

1927

Druck: Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.
Königsberg i. Pr.

20.10.1927



Mitteilungen

Königsberg

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 2

1. Oktober 1927

Nummer 2

Inhalt: Dr. W. Meyer, Zwei Königsberger Urkunden in Reval, Seite 17. — Dr. G. Goldschmidt, Alte Stammbuchverse, Seite 20. — H. Warda, Eine ostpreussische Liste verbotener Bücher des achtzehnten Jahrhunderts, Seite 27. — G. C. Springer, Berichtigung, Seite 32.

Zwei Königsberger Urkunden in Reval.

Mitgeteilt von Dr. William Meyer.

Die in unseren Archiven erhaltenen Quellen für die Geschichte der Stadt Königsberg im Mittelalter fließen bekanntlich nur sehr spärlich. Besonders schmerzlich ist es, daß fast sämtliche Stadtbücher bis auf unbedeutende Trümmer verlorengegangen sind. Etwas besser steht es zwar mit den erhaltenen Urkunden, aber auch in dieser Beziehung kann sich Königsberg keineswegs mit den übrigen großen Städten des ehemaligen Ordenslandes messen. Unter solchen Umständen kann ein jeder Gelegenheitsfund in auswärtigen Archiven eine gewisse Beachtung beanspruchen, auch wenn er sich nicht gerade auf hochpolitische Aktionen bezieht. Eine sommerliche Urlaubsreise nach Reval gab mir die willkommene Gelegenheit, in dem reichhaltigen dortigen Stadtarchiv zwei mittelalterliche Königsberger Urkunden abzuschreiben, die bisher in ihrem Wortlaut nicht veröffentlicht sind. Sie gewähren uns einen anschaulichen Einblick, in welcher Weise im 15. Jahrhundert vermögensrechtliche Ansprüche von Königsberger Bürgern in fremden Städten geltend gemacht wurden.

1.

1464 März 6. Der Rat der Stadt Königsberg-Kneiphof an den Rat von Reval: bezeugt, daß Conrad Appenczeller vor Richter und Schöffen bekannt habe, daß er Hinrich Berlaw und Hinrich Loer gegen Zahlung von 205 preuss. Mark aus dem Gefängnis des Hochmeisters befreit habe; da sie ihm ihre Schuld nicht zurückgezahlt hätten, habe er mit Genehmigung des Hochmeisters diese Summe von Herman Rinisch, Lammart Emickman,

Albrecht Gellinchusen und Dirik Sparbeke zwangsweise beigetrieben und sie ermächtigt, diese 205 Mark ihrerseits von Hinrich Berlaw und Hinrich Loer einzumahlen.

Stadtarchiv Reval, Orig. auf Pergament mit unten aufgedrucktem Sekret des Kneiphofs. Als Reg. verzeichnet bei Gotthard v. Hansen, Katalog des Revaler Stadtarchivs. 1896. S. 213 und Liv-, Est- u. Kurl. Urkundenbuch, Abt. I, Bd 12, Nr. 250.

Vor allen ersamen heren unde traumirdigen mannen, welcherley statums unde richterlicher ampte sie sint, den dißer unßer brieff vorkompt czu czehen adir horen lesen, sunderlichen vor euch, ersamen heren burgermeister unde rathmannen der stadt Refall, bekennen wir burgermeister unde rathmannen der stad Konnigeßberg Kneiphoff impreußen gelegen und begeren euch noch unßirn garfruntlichinn grüße all unßirs vormogens guttlichlichin czu wißen, wie das vor uns imßitczendem rathe gekomen sint die vorsichtigen unde wolwehßen unser stadt gesworene richter unde scheppen gehegetesdinges, uffenbar uff gehegetemdinge gezeuge und bekant haben, wie das vor sie ingerichte gekomen sint also Conrad Appenczeller¹⁾ an ehne teyle unde Herman Rinisch, Lammart Emickman, Albrecht Gellinchusen unde Dirik Sparbeke²⁾ am andern teyle, so das Conrad Appenczeller gelautbart hot vorgerichte, wie das Hinrich Berlaw unde Hinrich Lser³⁾ im schuldig sein czwehundert unde ffumff mark preuchß geld, dor vor he sie uffgefengniße geburget hot von unßirn genedigen heren homeister, unde her en sulchen geld hot must von erent wegen uffgeben unde sie hß im noch nh haben wolt bezalen adir gelben unde haben yn insulchem schaden unde hinder loßen sachen baß uff diße czeyt, so hot der gedouchte Conrad Appenczeller unßirn heren homeister angeruffen, das her im behulffen were, en sulchen geld czu manen, als im die czwene genannten personen schuldig sein, uff die von Refall adir uff ir gutter, sint der czeyt das sie im nicht halden, was sie im gelobet haben, hir umb czo hot Conrad Appenczeller die obingeschrieben vier personen bekommert unde gerostiret mit all eren guttern mit rechtis getwange unde hot sie gedranget durch unßirs heren homeisters genade unde inthorne gesatcz mit rechte, das sie im ehne sulche summa geldis haben must vorgeugen, unde des hot Conrad Appenczeller den vier personen widder mechtig gemacht, von Hinrich Berlaw und Hinrich Lser ensulchin geld, als sie im schuldig sein, czu fordern unde czu manen, volkornlich ab her czelber personlich gegenwertig were, das sie erb geldis und schaden noch mogen komen unde hot yn vort gelobet, die czwene personen adir ere frunde umb sulchen geld numer czu manen adir uff sie

¹⁾ Cort Appenczeller hat 3 Jahre später (17. Febr. 1467) als Ratmann des Kneiphofs an der Tagfahrt der Stände des poln. Preußens und einiger Bevollmächtigten des Ordenslandes in Elbing teilgenommen. (Doepfen, Acten der Ständetage Preußens. Bd 5, S. 222 u. Thunert, Acten der Ständetage Preußens königl. Anteils. Bd 1, S. 15.)

²⁾ Von diesen vier Revaler Bürgern gehörte Albrecht Gellinchusen zu der angesehenen Revaler Ratsfamilie Gellinghausen; 1461 wurde er in die Schwarzenhäupterbrüderschaft aufgenommen, seinem Beruf nach war er demnach Kaufmann. (Kottbeck, Siegel a. d. Revaler Ratsarchiv, S. 14.)

³⁾ Über die Persönlichkeit dieser beiden Revaler Bürger ist näheres nicht bekannt, doch ist Heinrich Loer fraglos zu der dortigen Ratsfamilie Lore zuzuzählen, die sich später auch Luhr und Lühren nannte (ebd. S. 58).

czu sachen. Also dis vor uns mit richter unde scheypen gezeuget und bekant ist unde also vor hn ingehegetemding gescheen ist, also czeugen und bekennen wir das widder vordan mit dißem unßirm brieffe. Und des czum groÿerem gezeugniße und bekennniße der worhent czo haben wir obingeschrieben burgermeister und rathmann unßer stadt secrett unden uff dißen brieff laßen drucken, der gegeben ist amidinstage noch oculi mei im jare unßirs heren virczenhundert unde imvircunde sechczigsten jare.

2.

1487 November 27. Der Rat der [Altstadt] Königsberg an den Bischof Simon [von der Borch] von Reval, das Domkapitel und den Rat zu Reval: bezeugt, daß Peter Kogeler vor Richter und Schöffen in ehelicher Vormundschaft für seine Hausfrau Elisabeth ausgesagt habe, daß diese und der auf dem Dom in Reval verstorbene Herr Johannes Bartolt als eheliche Kinder des Hans Bartolt und dessen Hausfrau Anna leibliche Geschwister seien; mithin sei die genannte Frau Elisabeth die rechte Erbin ihres verstorbenen Bruders, dessen Nachlaß zu empfangen Peter Kogeler den Königsberger Bürger Jacob Caßer, den Vorweiser dieses Briefes, bevollmächtigt habe.

Stadtarchiv Reval, Orig. auf Pergament mit anhängendem Wachssiegel der Altstadt Königsberg. Als Regesi verzeichnet bei Hansen. Katalog d. Revaler Stadtarchivs. 1896 S. 323.

Vor allenn unnde iglichenn, welcherley wesenns, hylrkeitenn unnde stadthumes die seyn unnde richterampte tragen, geistlichenn ader wortlichenn, den dißer unnsere offenn brieff vorkompt zusehenn unnde horenn lesßenn, besonndern vor euch, erwirdighenn in got vater unde herrn ern Symon byschoffe des gestichts zcu Refell, euch wirdighenn unnde achtbarenn herenn des gantzen capittels der thumhern doselbigest, ouch sunderlichenn vor euch, erkammen namhafftigghen unnde weyßen hern burgermeisterenn unnde rathmannen, dem vorsichtighen herrn voithe unnde dem gerichtte der stadt Refell, unnde wo das noeth seyn wirth, unnsere gnedigenn herenn, gunstigen und gutten frunden, bekennen unnde thuen kundt wir burgermeistere unnde rathmannen der stadt Konigßberg in Preußen mit billiger all unnsers vormogens irbittungghen unnde frundtlichem grüße wyßennde zcuwesen, vor unns ime sitzennde rathe die vorsichtigen unnde weyßen unnsere gnanten stadt gesworne richtere unnde scheypen gehegetesdings mechtiglichenn aus gehegetemdinghe gezeugt unnde bekant haben, das vor sie unns gerichtte ist gefomen der vorstenndige Peter Kogeler in vormuntschafft seynere elichenn haußfrauen Elisabeth, sich irbittennde dor zcu seyn starcke recht zcu thuennde, so das hmands von em zcu nemende wirt seyn bogeren, das die gnante Elisabeth seyne eliche haußfrau unnde her Johannes Bartolt⁴⁾, in vorgangene gezeitenn zcu Refell uffnn thume⁵⁾ zeliger

⁴⁾ Da Johannes Bartolt mit dem Prädikat Herr bezeichnet wird und der Brief in erster Linie an den Bischof und das Domkapitel in Reval gerichtet ist, wird man annehmen müssen, daß der Verstorbene Priester oder Domherr in Reval gewesen ist, obwohl ein Geistlicher dieses Namens bisher nicht bekannt ist. (Vgl. L. Arbusow, Wiblands Geistlichkeit vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrh., Personenregister in: Jahrbuch für Genealogie, Heraldik u. Sphragistik, Jg. 1911, 1912 u. 1913.)

⁵⁾ Unter Dom versteht man in Reval nicht nur die Kathedrale, sondern auch den ganzen hochgelegenen Stadtteil, in welchem sich die Domkirche befindet.

ingot vorstorben, rechte eliche brudere unnde swestere von erem elichn vater Hannß Bartolt unnde Annan erer elichen mutter echte unnde recht auff eynem elichenn bette voller geborth deutschs geczeungs noch ordenunge des sacraments der heyllichenn ee seyn geborenn, so das die gnante fraue die rechte nachfolgerinne unnde erbname ist czu den nachgelassenen guttern eres elichenn bruders zeliger vorbenumt. Des so hat vorbas der obengnanter Peter Rogeler in vor-munttschafft seyn er elichenn hausfrauenn vorgemelt in der besten weyße, formen unnde gestalt, also her von rechte solde unnde woll mochte, gantz volmechtig getan unnde gmacht den vorstenndigen Jacob Camr, dißen bomeiße, unsern mitteburger, zcu fordernn, zcumanen unnde zcuentsangen alle unnde igliche des gnanten her Johannes nachgelassene gutter, wo, bey wemen unnde in welchen ende die hfunden mogen werden, in frundtschafft ader durch eyn recht eide, do von zcu nemende unnde zcu irloßennde, qwittancien do von zcu gebennde unnde just allen rechtsgang do bey zcu thuen unnde zcu loßennde in aller formen unnde gttalt, also der gnante Peter, so her in eghener person segenwertig unnde vor ogen were, do bey thuen würde unnde laßenn glosen zcu sagen, unnde vorheylchen wir ouch allen eurn hirlikeiten unnde erßammen weisheitenn in crafft unnde macht diß unnsern offennen brieffs, so wes der gnante mechtiger von solchenn nachgelassenen guttern wirt entfangen, das eure hirlikeitenn, oder die em solche gutter oberantwortn, des seynen fordernn ansproch unnde nochmanunge geistlichenn ader wertlichenn leiden sollenn in allem zcu komende geczeiten. Also nu das diegnanten unnsere stadt gesworne richtere unnde scheppen gehegetes dings vor unns mechtiglichenn auff gehegetemdinge gezeugt unnde bekandt habenn, also zcu eugenn unnde bekennen das vordan wir burgermeistere unnde rathmanne der gnanten stadt Konigßbergk in crafft unnde macht diß unnsern offennen brieffs, den wir in orkunde der worheit mit unnsere stadt secrett unnden anhangennde getan haben laßenn hestigen. Gegebenn zcu Konigßberge ime iare Cristi tausentndvierhundert ime seßennunde achtzigstenn iare, am dinstage neest noch Katherine virginis.

Alte Stammbuchverse.

Mitgeteilt von Dr. G ü n t h e r G o l d s c h m i d t.

„Ich kann unmöglich wieder geh'n,
 Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen.
 Gönnt' Eure Günst mir dieses Zeichen!“

Der Scholar, der Studiosus ist ohne Stammbuch, in dem er sich handgeschriebene Erinnerungszeichen an Lehrer und Kommilitonen sammelt, undenkbar. Rein Veringerer als Melancthon ist ein eifriger Förderer solcher Sitte gewesen, Luthers Hand schrieb, wie später die Goethes, Sprüche tiefen Sinnes Freunden und Kindern in ihr Album. Manche Stammbücher, wie das B u r g o l d t sche aus dem Jahre 1590 oder das des Dichters M e l i s s u s vom Jahre 1565 oder das von

Thomas W a n d e r e r von 1619 haben Ruhm erlangt; immer aber wird das alte Stammbuch Quelle für volkstümliche, sinnige und treffende Sprüche und Verslein bleiben und manchen Beitrag zur Kulturgeschichte liefern.*) Aus den alten Turnierbüchern, in die man die Stamm bäume, Adelsbriefe und Wappen der Familie einzutragen pflegte und in die man auch andere die Namen zur Erinnerung einzeichnen ließ, mag das Stammbuch hervorgegangen sein: Tatsache ist, daß in Ritter- und höfischen Kreisen das Stammbuch ursprünglich zu Hause gewesen ist. Das Stammbuch des Maltheserritters Weid Georg von Hause um 1588, das des Herzogs Franz von Braunschweig von 1593, das Friedrichs V., Kurfürsten von der Pfalz, von 1622 sind Zeugen solcher Liebhaberei, der auch die Damen gerne huldigten.

Es wird wenig bekannt sein, daß die Königsberger Staatsbibliothek in der Wallenrodt'schen Handschriftensammlung ein solches Stammbuch aus adliger Familie mit dem typischen Inhalt noch heute aufbewahrt. Es ist ein ziemlich starker Band in Queroktav, der dem Junker Johann von Lettau gehört hat, dem Freunde der Familie Wallenrodt. Der Sitte, nur eine Reihe großer Buchstaben oder sonstiger Zeichen einzuschreiben, aus denen ein Spruch erraten werden sollte, ist leider nur zu oft gehuldigt, ein besonderes Studium müßte diese erst enträtseln. Mit einem solchen symbolum trug sich der vornehmste Freund dieses Stammbuchs ein: Albertus Fridericus Marchyo — Brandenburgensys, dux Prussiae**) 1600.

Mancher Name aus erlauchtem Geschlechte heget uns, das im Laufe der Zeiten Unsterblichkeit gewonnen, mancher Name, der in Ostpreußen guten Klang hat. Ich nenne: Carolus ab Austria Marchio Burgoniae, Johannes Pfalzgraw bey Rhein der Junger, Fridericus Casimir Pfalzgraw, Johannes Casimir comes Palatinus, Philippus Ludovicus Comes de Wiedt, Achatius und Christoff Burggraffen und Herren von Dhona, Wolff von Dichtenstein, Hans von Rottkirch, Samuel und Johann Georg von Winterfeld, Weid Ulrich Truchses von Hennenberg, Belten von Stein zum Altenstein, Henrich von Königsfeld, Philippus Ludovicus comes de Wiedt. Gemalte Wappen zieren einzelne Seiten; wie überhaupt einige Malereien im Stil des Mittelalters über ganze Seiten hin als Schmuck zugegeben sind. So müssen wir beschreiben, wie ein vornehm in lila gekleideter Mann mit feinen Strümpfen angetan auf einer geflügelten Kugel schwebt. Rechts ist eine stattliche Frau dargestellt, die den edlen Herrn an goldenem Faden zieht, während zur Linken ein Pfaff den Edelmann mit einer Kette zu sich zwingen will. Auf der Gegenseite befindet sich ein hübsch ausgeführtes Wappen mit der Umschrift:

„Was all die Borfen soll ich sagen
 Wie thun mich doch die beid' hie plagen —
 Der ein mich mitt der Ketten zeugt
 Und mir zur heilikeitt gebeutt
 Die ander mich mitt einem Faden lindt

*) Vgl. Reil: Die deutschen Stammbücher des 16.—19. Jhrh. Berlin 1896.

**) Folg. unleserlich.

An ihren Finger zart mich bindt,
 Damit sie mich so sehr bewegt,
 Das all mein sin mich zu ihr tregt
 Ziehe wie du wilbt du heiliger man
 Der Faden heldt viel sterker an
 Und schwindelt mich also sehr
 Das ich lenger hie nicht kan stehen mehr!“

So schön wie die Malereien im Stammbuch *Philipp von Bomern* sind die unsern freilich nicht, aber doch sehr sorgsam und säuberlich ausgeführt, so eine vierspännige Kutsche, in der zwei adlige Herren sitzen; der Wagen hält gerade an, wie eine vornehm gekleidete Dame vor dem Wagen Schlag kniet und sich mit verzweifelter Gebärde zu den Insassen der Kutsche wendet. Ich übergehe anderes, um nunmehr die interessantesten Eintragungen zu zitieren!

A—o 1602 Was kann einer besser erwerben
 Als Erlich leben und selich sterben. —
 Elephas grantus*) est et occiditur
 Leo fortis est et occiditur
 Caue multos si singulos non times —

Neque nullis sis amicus, neque multis, neque cum malis, neque sine malis. —

Sapientia gubernator, non violentia nauim torquet. —

1602 Beneficentia et veritas custodient Regem. —

Cor regis in manu Dei. —

1607 Cependant que mon coeur
 Viendra (?) à mon ame
 ie seray serviteur
 d'un dieu et d'une dame
 sans me lasser —
 foy bien et crain rien

Guillaume de Golstein. —

Un Capitaine sens gens,
 Tresorier sens argent,
 Et l'abbé sens benefices
 Sont trois pauvres offices —

Junge Pfaffen
 Alte Affen
 Wilde Behren
 Sol niemand in
 Sein Haus begeren. —

Nuhr Geldt die Welt für köstlich heldt
 Ein Treues Herz mirh besser gefeldt
 Daffelse will ich halbten in Ehren
 Gott wirdt mirh noch woll geldt bescheren

Johan Stygge. —

*) Sic!

Du sollst Niemandt verachten, denn Du weißt nicht, wer Er ist
oder wer Er werden kann. —

Hanns von Berskow hyn ich genandt, mein glücke stett in
Gottes Handt. —

Je ayme plus l'honneur
que mon proper vie. —

Alle die mich kennen, denen gebe Gott, was sihe mir
günnen. —

„Wir andt Win hatt mich bracht umb das Win“ klagt einer dem
Buche!

Christoff Sigmundt von Blassenberg schreibt:

Wer klug ist wan ehr vol ist,
Der ist gewiß ein Narr wan ehr nüchtern ist,

und fügt hinzu:

Arm und ellendt nicht schadt
Wehr ehr und Tugend hatt!
Hier all dein thun mit Redlichkeit
bedenck zuvor den letzten Bescheid
Den Vorgethan unnd nachbetracht
Hatt manchen in groß leid gebracht. —

Nach Gott las mich erwerben
Ein ehrlich leben und selig sterben. —

Glendt verdreibt Lachen
Geduldt bericht vil Sachen. —

Einer schreibt gar freundschaftlich:

Lebdt ehr lang
So nimpt mich wunder! —

Chi sá: Chi chiava! Hae amicitiae recordationisque ergo
posuit Georgius Theodoricus a Gemminger. Nobili huius libri
domino. —

Caspar von Seckendorff und Georg Friderich von Hut-
ten schreiben beide im Jahre 1602:

Trau schau wem
Luhe recht, schau niemandt. —

An Derbheiten fehlt es auch nicht, wie auf Seite 140 die beiden
mit Feder gezeichneten großen Bierhumpen beweisen, zu denen der
Vers gesetzt ist:

All mein anfangk zu dieser Frist gesche im Namen Ihesu Christ,
der stehe mir bey frij und spatt, bis all mein tun ein Ende had:
der mach auch, daß ich nicht mit schanden bestehe,
Wenn ich mit meinem Nachbahr zu Biere gehe,
So lange mir das Schwarzbier thut schmecken,
Mögen mir alle Nachbahrs im lecken. —

Wittenberg Ao.Chr. 1606 Hans Rispin.

Röstlich klingt der Spruch:

„O Bier, wer ich bei Dir
O Brandtwein
Wer bei Dir möcht sein.
O Klunkerflaß hab mich lieb
Kom hieherchen du Hertzensdieb.

dem gutten Hans von Tettau zum recht freundlichen andenken
geschriben von Peter Knobloch z e r Comandir Kapral zu Lampanke
anno 1605 d. 2. Febr.

Aber mit dem Derben mischt sich auch das zartere Gefühl! So
lesen wir:

16 E 03

G S M Trostt.

E. v. Kunheim.

„Auf ein schöne medichen zartt
Ich allezeit mit großen freiden wartt.“

Dazu gibt es wieder die Zeichnung zweier Riesenhumpen!

Und darunter schrieb anno 1604 den 2. Februar in J e n a
Peter Bistorius:

Die Mägdchens warn 1603
Durch eine alte Verschreibung gemacht vogelfrey
Daß newe privilegium vor junge und alten
Heist, wer sie dabey kriegt, muß sie behalten!

Das war gewiß keine tröstliche Antwort auf E. v. Kunheim's
Sprüchlein! —

Auch Damen haben sich in Tettaus Buch eingetragen, so etwa
Catharina Bynck, Anna von Nocho, Cordula Schottin und mit kräf-
tiger Hand Agatta von Schweinshausen! Recht weiblich der Spruch:

On Treu kein Freundschaftt. —

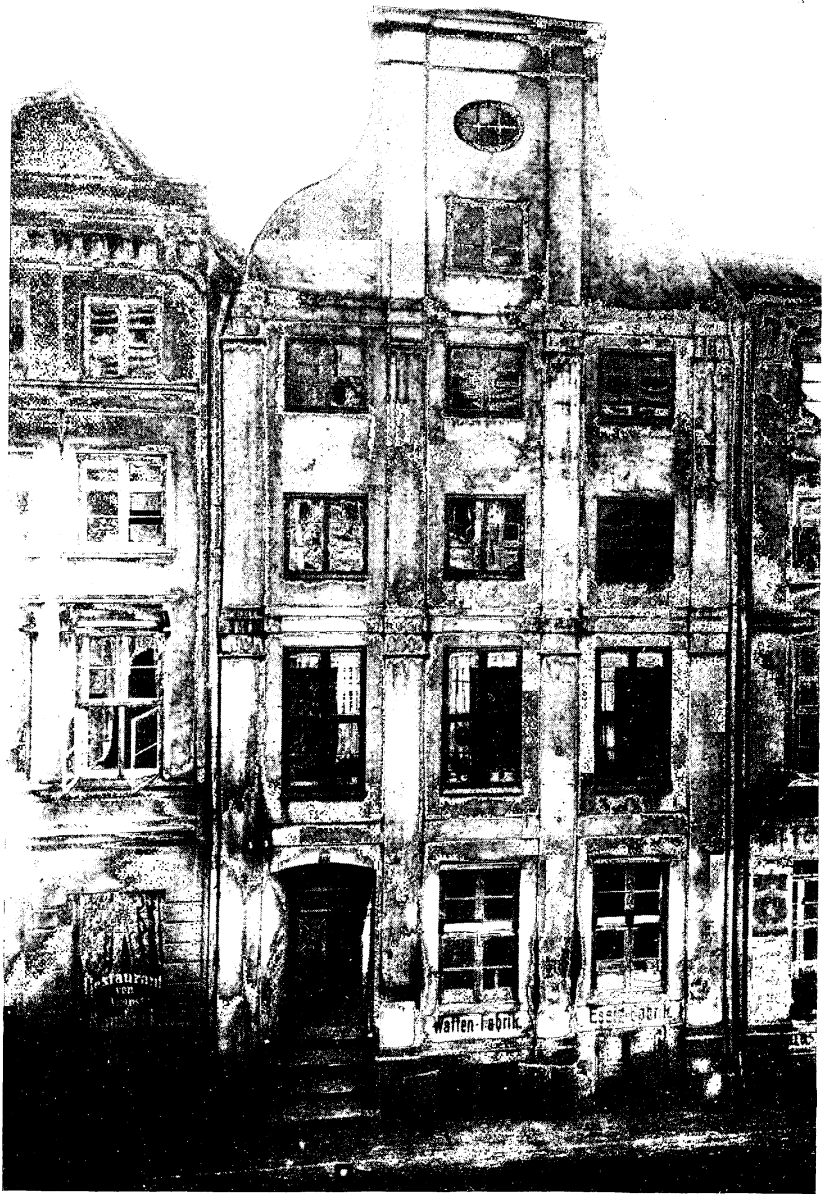
Schließlich sei eines Spruches gedacht, der in zwei Abwandlungen
im Album sich findet und der bis zur Zeit, in der ihn Kant in
den Mund nahm, manche Veränderung angenommen hat:

1602 Großen Herrn und Schönen Jungfrauen
Solt du glauben, aber nach Gelegenheit trawen,
Ihr Herz ist ein offenes Würtzhaus
Es läuft einer ein, der ander auß. —
Großen Hern und schönen Frauen,
Soll man wol dienen und übel trawen,
Denn ir lieb hat Sonnenart,
felt bälber auf ein unflat dann ein Rosenblatt!

So: Engelbert Rohnse von Campenhouten . . . 13. Julii 1602. —

Unserm heutigen Geschlechte aber mögen noch die beiden folgen-
den Stammbuchverse aus des alten Junkers vergilbten Blättern ge-
nannt sein:

Mon tour viendra, s'il plaist à dieu
und victus vim vincit: Christophorus Adam a Tettaw.



Zur Erinnerung an Heinrich v. Kleists 150. Geburtstag, 18. Oktober 1777.
Kleists Haus in Königsberg (Löbenichtische Langgasse Nr. 12) in dem er 1805—1807 wohnte.
(Nach einer Lichtbildaufnahme, im Besitze der Stadtbibliothek.)



Noch ein zweites Stammbuch aus dem 17. Jahrhundert zielt die Handschriftenammlung der Wallenrodtschen Familienbibliothek. Es ist ein starkes Lederbändchen mit gar feiner Goldpressung geschmückt und trägt auf dem ersten Blatt die Inschrift: „Dieses von meinem lieben Seel. Vater Herrn Gottfried von Wallenrod t weyland Churfürstl. Durchlauchtigkeit zu Brandenburg, wohlbestalltem Cammerjundern, nachgehends Hauptmanns zu M o r u n g e n und L i e b s t a t, auch Preusch. Culaw und Bartenstein pp. nachgelassenes und sich herfürgefundenes Stammbuch hat zu dessen Andenden der großväterlichen Bibliothec einverleiben wollen dessen devoter Sohn E r n s t v o n Wallenrod t izger Zeit Pr. Tribunals-Rast. anno 1724.“ Die meisten Eintragungen stammen aus den Jahren 1626—1628, viele sind in Paris vollzogen, wo Gottfried längere Zeit zu seiner Ausbildung weilte und mit zahlreichen Deutschen dort zusammentraf. Noch der berühmte Kanzler M a r t i n v o n W a l l e n r o d t hat 1626 mit seiner ungemein charakteristischen Handschrift den Spruch ins Buch hineingeschrieben, der bewußt und unbewußt allem Tun und Treiben der Wallenrodtschen Sprossen vorangeleuchtet hat:

Nulla felicitas, ubi nulla pietas. —

Auch in diesem Buche finden wir oft solche Symbole, von denen oben die Rede war; sie mögen etwa Tugenden oder Religion oder Weisheit oder sonst einen abstrakten Begriff versinnbildlichen. Nunmehr sei noch eine Anzahl von guten Sprüchen des Buches mitgeteilt:

Pro Lege et pro Grege

Hannß Sigihsmundt Marggraß zu Brandenburgt Churfürst zu Preußen Herzogß manu propria scripsit. —

*Dominus providebit. Fridericus . . . haeres Norvegi-
cus, dux Slesvici Holsatiae. —*

Pro jure et populo. Wilhelm von Nassau. —

*Libertatem nemo bonus nisi cum anima
simul amittat. Ch wigß afßdon wags. Heinrich Matthes
Graf von Thurn, Generalfeldtmarschall schrieb zur quetter gedacht-
nuess Franifen den 22. Marti 1628. —*

*L'honneur gist aux hazards. Ernest Casimir Comte de
Nassau Sarbruck. —*

*La valeur aux dangers se treuve. Otto Comte de
Nassau. —*

En Dieu mon esperance. —

*Ames tourment Coontentement? Leopold Conte de
Zollern. —*

L'oeil et l'honneur craignent la bouche. —

Tout avec le temps. Louys Crafft Comte de Holac. —

*A. M. S. Recte agendo neminem timeo; Chi voule che sia
ben detto di lui, guardasi di non dire mai mal d'altruj; Si*

Dieu ne veut, fortune ne peut; Pan Buch gest ma nadège;
Lieben und nicht genießen, mag den Teuffel in der Höll verdrießen!
Matthias L. B. de Polhaimb. —

Les hommes proposent et les Dieux disposent. —

Pietate et Justitia Principes Dii fiunt. —

Generosi est et sibi bene constantis animi nolle cuiquam
multum debere. Werner a Puttkammer. Eq. Pomer. —

In manu Domini sortes sunt meae; ipse faciet. —

Durant virtute parata. Jonas Casimirus L B ab
Eylersburgk. —

Magnum regnum possidet, qui se ipsum possidet. —

Salutem ex inimicis noris. —

Pietas habet huius et aeternae vitae promissionem. non
si male nunc, et olim sic erit. —

Ex formula bonae fidei.

Inter bonos bene. —

Discedat ab omni iniustitia, quisquis nominat nomen
Christi. Christof Burgraf undt Herr zu Dhona. —

Felices animae quibus haec cognoscere primum inque
domos superas scandere cura fuit. Adrianus Metius. Math.
prof. ord. Franequerae. —

Redlich von Gemuhte

Edelich von Gebluhte,

Von Herzen tren,

Trag ich keinen schew. —

Sincere et constanter. —

Glück betrübtt, auch oft erfreutt,

Bliebs aus gestern, kommts doch heutt,

Doch thu denken mitt Ziel undt maß,

Glück undt Glaz wie baltt bricht das. —

Bien vivre fidelement mourir. Johannes Oxenstierna. —

Ich bin, der ich bin,

Frisch ist mein Sinn,

Obgleich klein ist mein Gutt,

Ist dennoch frisch mein Mutt,

Und wer ein arm Soldaten veracht,

Des hole der Teufel zu Mitternacht. —

Ehe wig es,

Dann wag es;

Ich wag es,

Gott vermag es. —

Sehe mich an und erkenne dich,

Finstu dich ohne Tadel

So urthele mich. —

L'Argent est le nerf de toutes choses. —

Mundus hic similis est vestibulo ante seculum futurum; praepara igitur te ipsum in vestibulo, ut triclinium intrare possis. —

En ce monde il y a toujours quelque desplaisir meslé parmy les plus grands plaisirs. Christofle Finck Prusien (!). —

Nobilis est nemo nisi sit virtutis amator. Hans von Kalckstein. —

Es verderbett manche schöne Rede in eines Armen Munde, manch schonnes Gras ihm . . . Thall und grundt, manch schonner Baum ihm grunen Waldt und Heide, manch schonner Leib unnter geringem Kleide. —

En fidélité je finiray ma vie. —

„Plus penser que dire“ empfiehlt Hanns Lindenow. —

Tout pur raison ordre, et saison. —

In diesem Stammbuch befinden sich einige besonders feine und hübsch ausgeführte Malereien. So ein Ritter, der über eine Stufe einem Kastell entgegenschreitet; dazu der Spruch: Ob ich gleich durchgeh, Wird wider kommen.

Dann eine adlige Dame, die in der einen Hand einen Fächer, in der andern eine Rose hält, mit der Aufschrift:

Comme la mouche se met en peril
Pour voir la clarté d'une chandelle,
Ainsi faut faire un homme gentil
Pour gagner la bonne grace d'une Demoiselle.

Mit diesem galanten Verse, der zu aller Zeit Geltung haben wird, sei unsere Stammbuch-Betrachtung beschlossen!

Eine ostpreussische Liste verbotener Bücher des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Arthur Warda.

Der Professor Samuel Gottlieb Wald (1762—1828) hat während seiner länger als 40jährigen akademischen Lehrtätigkeit an der Universität Königsberg Pr. die verschiedensten Lehrfächer behandelt. Als Professor der griechischen Sprache herberufen, hat er sich dann der Theologie zugewandt, später die Professur der Geschichte und Beredsamkeit, schließlich die der orientalischen Sprachen übernommen. Außerdem ist er als Konsistorialrat, Kirchen- und Schularat, Oberinspektor des Friedrichs-Kollegiums und Präsident der Deutschen Gesellschaft zeitweilig tätig gewesen, hat daneben auch die Geschäfte eines Stipendien- und Kassensurators an der Universität geführt. Dieser vielseitigen Tätigkeit entsprechend behandeln seine

zahlreichen Schriften die verschiedensten Wissensgebiete. Leider ist ein sehr großer Theil seiner Arbeiten in akademischen Gelegenheitschriften niedergelegt und hat wegen der geringen Verbreitung solcher Schriften nicht die ihnen gebührende Beachtung gefunden, so insbesondere seine Aufsätze zur Geschichte des Kirchen- und Schulwesens. Eine Gruppe seiner Arbeiten hat Wald unter dem Titel: „Beiträge zur Preussischen Geschichte und Statistik“ veröffentlicht. Von diesen sei der Beitrag Nr. 2 (in einer akademischen Einladungsschrift zu einer Feier am 24. Juni 1805) hier in seinem hauptsächlichsten Inhalt wiederabgedruckt, weil er von weiterem litterar-historischem Interesse ist, da er ein Verzeichniß in Ostpreußen während des 18. Jahrhunderts verbotener Bücher enthält. Wald schreibt:

„Daß in Preußen nur selten ein Buch verboten wird, ist notorisch. Es ist aber nur Wenigen bekannt, daß der Ostpreussische Index librorum prohibitorum, insoweit er der hiesigen Akademie bekannt geworden ist, nur 47 Nummern enthält. Es sind nämlich folgende Bücher hier verboten worden:

1. Catechismus von Langhansjen und Masceovius, laut Protocoll vom 12ten Novbr. 1716.
2. Der 2te Theil der polnischen Bibliothek, laut Rescript vom 7ten Novbr. 1718.
3. Der sogenannte Pfaffenputzer und alle übrigen theils gegen die reformirte Religion, theils gegen die Vereinigung der beiden protestirenden Religionen herausgekommene Schmähschriften. Laut Hof-Rescript vom 20sten April 1722.
4. Pehliers französische Grammatik, nehmlich die Exemplaria, welche außerhalb den Königlichen Landen davon nachgedruckt worden. Laut Schreiben des General-Fiscals vom 4ten April 1725.
5. Kleinfelds Entdeckung der Ursachen, um welcher willen er die Pietisten vor Jesuiten halte. Laut Hof-Rescript vom 8ten Octbr. 1726 — und Beitrag zu dieser Schrift des D. Kleinfeld, laut Schreiben des General-Fiscals vom 19ten Octbr. 1726.
6. Alle mit atheistischen principiis angefüllte Bücher, laut Hof-Rescript vom 31ten Januar 1727.
7. Wolffs sämtliche Scripta metaphysica et moralia. Laut Hof-Rescript vom 13ten May 1727. (Das Verboth dieser Schriften wurde aufgehoben durch das Hof-Rescript vom 1ten Novbr. 1736.)
8. Anmerkungen über D. Marnergers Predigt vom Gebet, als der einzigen Gewalt der Christen, laut Hof-Rescript vom 3ten Junii 1727.
9. Des evangelischen Zions erfreuliche Vorbereitung zum andern Jubelfeste der augsbургischen Confession. Herausgegeben von Laurentius Egdorf zu Jena. Laut Hof-Rescript vom 15ten April 1730.
10. Annalium Iuliae, Montiumque comitum etc. Tom. I. Laut Hof-Rescript vom 6ten Octbr. 1731.
11. Die werthheimische Bibel. Laut Hof-Rescript vom 2ten Juni 1736.

12. Gespräche zwischen dem Könige Stanislaus und dem Präten-
denten in England, item, Gespräche der Königreiche von Europa
und andre dergleichen von den Bilder- und Landkartenkrämern
eingeführte Piegen. Laut Hof-Rescript vom 3ten Septbr. 1736.
13. Die Pietisterei im Fischbeinrocke. Laut Cabinets-Ordre vom
18ten Febr. 1737.
14. Eine gewisse französische Piege, welche Se. Königl. Majestät bei
dem Vice-Präsidenten v. Gröben gefunden und sogleich ver-
brannt, worin unser Heiland Jesus Christus, Moses und Mo-
hammed in eine Classe gesetzt und überhaupt alle Religionen auf
das schändlichste traducirt worden, (wahrscheinlich das Buch de
tribus impostoribus) wie auch überhaupt alle atheistische
Bücher, laut Cabinets-Ordre vom 18ten März 1737.
15. Lettres d'un Hamburgeois à un Hollandois sur la
succession de Juliers et Bergue. Laut Cabinets-Ordre vom
2ten Novbr. 1738.
16. Weißlingers außerlesene Merkwürdigkeiten von alten und neuen
theologischen Markttschreiereien, ingl. ebendesselben: Friß Vogel
oder stirb! — Laut Cabinets-Ordre vom 12ten März 1739.
17. Summaria recensio praetensionum regis Borussiae in
quosdam Silesiae et Lusatiae tractus filo historico
deducta, interprete Noltenio, und überhaupt alles dasjenige,
was auf die Königl. Affairs und die Fura des Königl. Hauses
Rapport hat, bevor es nicht von dem Cabinets-Ministerio cen-
siret worden. Laut Rescript d. d. Berlin, den 7ten März 1741.
18. Des Abbé St. Pierre Reflexions sur l'antimachiavel. Laut
Hof-Rescript vom 2ten März 1742.
19. Leonidas. Laut Schreiben des General-Fiscals vom 7ten
Novbr. 1742.
20. Gespräche im Reiche der Todten zwischen dem Herzoge Don
Juan de Quistons, Vice-König in Mexico und dem gewesenen
Großadmiral in Rußland, Andreas Ostermann. 1te Entrevue.
Frankfurth und Leipzig 1742. Laut Rescript vom 29sten Septbr.
1743.
21. Beverland de jure stolatae virginitatis, laut Rescript der
Preuß. Regierung vom 17ten März 1747.
22. Meursii elegantiae latini sermonis. Laut Rescript der
Preuß. Regierung vom 17ten März 1747.
23. Ob Peter III. rechtmäßig vom Throne entsetzt worden, in einer
kurzen Betrachtung von J. Laut Rescript vom 19ten Novbr.
1762.
24. Suppléments aux oeuvres et poesies diverses du philo-
sophe de Sanssouci und vierter Teil der vermischten Werke
des Philosophen zu Sanssouci. Laut Hof-Rescript vom 28ten
Januar 1763.
25. Geheimnisse zur Erläuterung der Geschichte unsrer Zeiten,
1761. Laut Hof-Rescript vom 28sten Januar 1763.
26. Der kleine Catechismus für die Jugend, so sich dem Finanz-
wesen widmet. Ins deutsche übersezt 1762. Laut Rescript der
Preuß. Regierung vom 9ten Jul. 1764.

27. Constitutions de l'hotel de Roule. Laut Rescript der Preuß. Regierung vom 25sten Febr. 1765.
28. Matinée d'un jeune prince und dessen deutsche Uebersetzung. Laut Rescript der Preuß. Regierung vom 27ten Junii 1766.
29. Reliquien (von Moser). Laut Rescript der Preuß. Regierung vom 27sten July 1766.
30. Umständliche Nachricht von dem auf die Klagen der Memelschen Kaufmannschaft gegen den ehemaligen R. R. Glabe verhängten Untersuchungs-Proceß. Laut Hof-Rescript vom 10ten Septbr. 1787.
31. Monatschrift von Trenk, laut Hof-Rescript vom 31sten Decbr. 1792.
32. Eben desselben Proserpina, laut Hof-Rescript vom 20sten Januar 1793.
33. Der niedersächsische Mercur, laut Hof-Rescript vom 28sten März 1793.
34. Schleswig'sches Journal, laut Hof-Rescript vom 3ten April 1793.
35. Ungedruckte Actenstücke aus dem Religions-Processe des Pred. Schulz. Laut Rescript des Ostpr. Staats-Minister. vom 6ten May 1794.
36. Die allgemeine deutsche Bibliothek, laut Hof-Rescript vom 19ten April 1794. (Aufgehoben am 7ten April 1795.)
37. Die Peripatetiker des 18ten Jahrhunderts. }
38. Die schwarzen Brüder. } Laut Rescript des Ostpreuß. Staats-Minister. vom 21sten Jul. 1794.
39. Ueber die Rechtmäßigkeit der Theilung Pohlens. }
40. Europa in seinen politischen und Finanz-Verhältnissen, laut Hof-Rescript vom 18ten Novbr. 1795.
41. Das neue graue Ungeheuer. }
42. Das Religions-Edict, ein Lustspiel. } Laut Hof-Rescr. vom 9ten May 1797.
43. Würzers Revolutions-Catechismus. }
44. Journal de ce, qui s'est passé à la tour du temple, pendant la captivité de Louis XVI. par Mr. Clery, laut Hof-Rescript vom 17ten Febr. 1798.
45. Ideen zur natürlichen Geschichte der polnischen Revolution und
46. Ueber Friedrich Wilhelm III. von Usher, l. Hof-Rescr. vom 17ten März 1799.
47. Obscuranten-Almanach von 1800. Laut Rescript des Ostpreuß. Staats-Minist. vom 18ten Februar 1800."

Zum Schluß druckt Wald noch einige Verordnungen ab, die akademische Censur betreffend, vom 27. October 1789, 31. Juli 1794, 10. März 1797, 21. November 1797 und 12. März 1798.

Wenn Wald darauf hinweist, daß in Preußen selten ein Buch verboten wurde, so muß man dabei an die Regierungszeit Friedrichs des Großen denken. In der That sind nach der vorstehenden Liste unter seiner Herrschaft verhältnismäßig die wenigsten Verbote ergegangen. Auf die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. entfallen nach der Liste 16 Nummern, auf diejenige Friedrichs II. 13 Nummern, auf diejenige Friedrich Wilhelms II. 14 Nummern, während die

restlichen 4 Nummern auf die ersten vier Regierungsjahre Friedrich Wilhelms III. entfallen. In Anbetracht der 46jährigen Herrscherzeit Friedrichs II. gegenüber der 27jährigen Friedrich Wilhelms I. und der nur 11jährigen Friedrich Wilhelms II. muß die Zahl der unter Friedrich II. verbotenen Bücher sehr gering erscheinen. Hinsichtlich des Grundes für das Verbot der einzelnen Schriften zeigt es sich, daß dieser bis auf wenige Ausnahmen in einem religions- oder staatsfeindlichen Inhalt zu suchen ist; nur bei wenigen Schriften (z. B. 24, 28) dürfte Beleidigung der Majestät, bei vielleicht nur zweien (21, 22) Unfittlichkeit der Grund für die Maßregeln zur Unterdrückung gewesen sein.

Von den in der Liste aufgeführten Verboten sind allgemeiner bekannt die beiden später wieder aufgehobenen Verbote der Schriften des Philosophen Christian Wolff und der von dem Buchhändler Friedrich Nicolai herausgegebenen Allgemeinen Deutschen Bibliothek. Für Königsberg von besonderem Interesse ist das Verbot des Lustspiels der Frau Gottsched: Die Pietisterei im Fischbeinrock, worüber August Hagen in den Neuen Preuß. Prov.-Blättern, Band III, Königsberg 1847, S. 262 ff. berichtet hat, und der wohl von dem Professor Mangelsdorf verfaßten Schrift über den Untersuchungsprozeß gegen den Regierungsrat Glabe in Königsberg (bei Hartung in Kommission erschienen), vgl. hierzu Altpreuß. Monatschrift Band 41 S. 65 f. und Band 51 S. 167.

Daß das von Wald mitgeteilte Verzeichnis nicht unbedingt vollständig ist, ergibt sich aus Walds eigenen Worten. Es sei nur eine andere verbotene Schrift von besonderer Seltenheit angeführt, die hier dadurch von Interesse ist, daß sie im Königsberger Verlage des Buchhändlers Wagner erschienen ist. Der Titel dieser wegen ihrer monarchiefeindlichen Staatstheorien unterdrückten anonymen Schrift — die Erinnerung an das Jahr 1918 wird wachgerufen — lautet: Ueber Nordamerika und Demokratie. Ein Brief aus England. Kopenhagen 1782 (212 Seiten 8°). Der Verfasser ist Johann Christian Schmol, ein Freund des Komponisten Joh. Friedr. Reichardt, mit welchem er unter dem Namen Becker sich damals in Königsberg aufhielt. Das Buch wurde bei 100 Dukaten Strafe verboten; Schmol, dessen Verfasserchaft bekannt geworden war, mußte fliehen und extrank auf der Ueberfahrt nach Amerika bei den Bermuda-Inseln (vgl. H. M. Schletterer, Joh. Friedrich Reichardt. Augsburg 1865. S. 311 ff.).

Schmerzlichsch muß es bedauert werden, daß dem Wirken des so verdienstvollen Heimatforschers Paul Czjgan durch den Tod ein allzufrühes Ziel gesetzt worden ist. Eine Geschichte der Zensur in Preußen, wie sie von ihm auf Grund seines reichlich gesammelten Materials in afkenmäßiger Darstellung geschrieben werden konnte, ist immer noch ein unerfüllter Wunsch nicht nur der örtlichen Geschichtsforschung, sondern der geschichtlich interessierten Kreise überhaupt. Denn die Geschichte der Zensur ist ein wichtiges Stück der Kulturgeschichte.

Berichtigung

zu Franz, Die Beguinen in Königsberg, Jahrgang 1 Nr. 4 dieser Zeitschrift S. 53. Von C. G. Springer.

Die Angabe, daß der alte Blaue Turm am Südennde der Schönbergerstraße gestanden habe, ist, wie schon ein Blick auf Berings Stadtplan von 1613 lehrt, nicht richtig. Der alte Blaue Turm, im 18. Jahrhundert amtlich die Fronfeste genannt, stand vielmehr gegenüber der südlichen Mündung des Kleinen Domplatzes, Grundstück Kneiphof Nr. 66, (s. Stadtarchiv), östlich daneben eine Wasserpforte (genannt Tor am Gemeingarten) mit einer Wohnung darüber, Kneiphof Nr. 67. Im Jahre 1811, bei der allgemeinen Änderung der Hausnummern, wurden Nr. 66 und 67 zusammengezogen zu Magisterstraße Nr. 55, von der nur der östliche Teil als öffentlicher Durchgang vom Kleinen Domplatz zur Pregelstraße, jetzt Straße Am Blauen Turm, bis heute freigeblieben ist. Der Standplatz des 1735 abgebrochenen Blauen Turms ist übrigens im Plan von Valerianus Müller 1815 und sogar heute noch als Hofraum des nur nach der Pregelseite bebauten Grundstücks Magisterstraße Nr. 55 zu erkennen.

Hiernach ging die sicherlich am Blauen Turm beginnende Grenzmauer zwischen der Stadt Kneiphof und dem bischöflichen Teile der Insel Kneiphof nicht etwa längs der Schönbergerstraße sondern längs dem Kleinen Domplatz, und man kann vielleicht vermuten, daß das Konventhaus der „tohentlichen Swestern“, in denen Franz Beguinen erkennt, gleichbedeutend mit dem späteren Gröbenschen Stipendienhaus (heute Korpshaus der Masovia) ist. Östlich anschließend wäre dann der 1424 den Schwestern widerrufen verließene Raum zu suchen.

Der Codex diplomaticus Prussicus

von Johannes Voigt

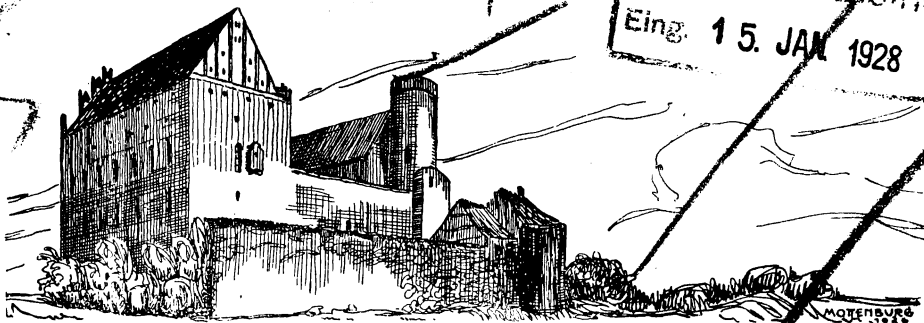
kann durch das Schloßarchiv Königsberg Pr.
(Schloß) bezogen werden. Das Gesamtwerk
kostet 17,50 Mark, Einzelbände 3 Mark.

Königsberg i. Pr.

Kommissions-Verlag von Bruno Meyer & Co.

1927

Druck: Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.,
Königsberg i. Pr.



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 2

1. Januar 1928

Nummer 3

Inhalt: Vereinsnachrichten, Seite 33. — E. G. Springer, Das Ballhaus zu Königsberg, Seite 33. — E. Anderson, Wie es um die Kunst in Königsberg von der Jahrhundertwende bis zum Ausbruch des Weltkrieges stand, Seite 41. — E. J. Guttzeit, Der Reuschenhof bei Heiligenbeil, Seite 47. — Wechsel im Mitgliederbestande, Seite 48.

Vereinsnachrichten.

Im vergangenen Vierteljahr fanden folgende Vorträge statt:

10. Oktober (gemeinsam mit der Königlichen Deutschen Gesellschaft): Herr Hauptschriftleiter Dr. Ludwig Goldstein: Heinrich von Kleist.

18. Oktober (gemeinsam mit der Altertums-Gesellschaft Prussia): Herr Museumsdirektor Dr. Pfeiler-Hannover: Volkstumsgeographie.

14. November: Herr Hermann Güttler: Joh. Friedrich Reichardt, ein ostpreußischer Musiker.

12. Dezember: Herr Dr. Erich Maschke: Johannes Voigt als Geschichtsschreiber Ostpreußens.

Das Ballhaus zu Königsberg.

Von E. G. Springer.

Die in früheren Jahrhunderten wohl an allen Fürstenhöfen vorhandenen Ballhäuser dienten nicht etwa frohen Tanzfestlichkeiten, sie hatten vielmehr den Zweck, der fürstlichen Familie und der Hofgesellschaft einen geeigneten Ort zum Ballspiel zu bieten. In der Geschichte bekannt geworden sind z. B. das Ballhaus zu Paris, das in der großen Revolution eine Rolle gespielt hat, und das Wiener

Ballhaus; letzteres deshalb, weil im Ministerium am Ballhausplatz noch bis in die neueste Zeit die Außenpolitik Österreichs gemacht worden ist.

Großen Wert auf das Ballspielen legten auch die Universitäten. Nach dem Grundsatz *mens sana in corpore sano* wurden bei ihnen gleichfalls Ballhäuser angelegt, um die körperliche Bewegung und Erfrischung der studierenden Jugend nach Kräften zu fördern.

Auch Königsberg erfreute sich eines Ballhauses, das erst im 18. Jahrhundert abgebrochen worden ist und hintereinander beiden Zwecken, der sportlichen Unterhaltung am Fürstenhofe und der „Recreation der studierenden Jugend“ zu dienen bestimmt war. War doch Königsberg von 1525 bis 1618 Residenz der Herzöge von Preußen und vorher schon rund siebenzig Jahre lang die des Hochmeisters des Deutschen Ordens, dessen Hof in den letzten Jahrzehnten, als fürstliche Personen das Hochmeisteramt bekleideten, dem eines weltlichen Fürsten immer ähnlicher wurde.

Wann das Königsberger Ballhaus erbaut worden ist, steht nicht fest. Man darf aber annehmen, daß wir auch dieses, wie so vieles, dem ersten preußischen Herzog, Markgraf Albrecht von Brandenburg, verdanken¹⁾.

Über die Lage des Ballhauses herrschten bisher durchaus irrige Anschauungen. Faber²⁾ und, seinen Angaben folgend, Armstedt und Fischer³⁾ geben an, daß das Ballhaus auf dem Münzplatz gestanden habe. Das trifft nicht zu. Das Ballhaus stand vielmehr in der Ecke, die die Junkerstraße mit der Theaterstraße bildet, aber nicht an der Straße, sondern hinter der Hofapotheke am dortigen „Winkel des Lustgartens⁴⁾“, und zwar mit der Längsseite „über der Kaghach⁵⁾“.

Der Zugang zum Ballhause von der öffentlichen Straße lag zwischen den Häusern Junkerstraße Nr. 6 (Hofapotheke) und Nr. 7, dort wo sich bis 1913 das Nebengebäude der Hofapotheke (s. Bötticher, Abbildung 71) befand⁶⁾ und wo im 17. Jahrhundert der Rührmeister gewohnt hatte. Für den herzoglichen und später kurfürstlichen Hof

1) H. Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen S. 131, meint allerdings, das Ballhaus sei zur Zeit des Großen Kurfürsten erbaut worden. Das ist aber falsch, denn uns liegt eine Urkunde vom 24. März 1634 vor (Staatsarchiv Königsberg, Akten des Etatsmin. 71, 3), in der dem Rührmeister Klein eine Baustelle am Giebel des Ballhauses verschrieben wird. In denselben Akten wird 1629 ein Ballmeister Hagen erwähnt.

2) Die königliche Haupt- und Residenzstadt Königsberg, S. 99.

3) Heimatkunde von Königsberg, S. 44 und 61.

4) Staatsarchiv Königsberg, Akten des Etatsmin. 71, 3. Der Lustgarten hatte übrigens in älterer Zeit nicht nur den Umfang des heutigen Paradeplatzes, sondern er reichte bis an die Junker- und die Münzstraße heran.

5) Das erst Anfang der 1880er Jahre zugeschüttete Fließ ging bekanntlich vom Oberteich längs dem Nachtigallensteig, der Schützen- und 3. Fließstraße und (wenigstens in älterer Zeit) auch über den Paradeplatz offen, dann weiter hinter den Häusern der Theaterstraße entlang. Diese letztere Strecke wurde vielfach auch Kaghach genannt, welcher Name für den Unterlauf vom Schloßplatz bis zum Pregel allgemein galt.

6) Bötticher, Bau- und Kunstdenkmäler von Königsberg 1897, S. 100, f. auch H. Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen, S. 131.

aber führte ein gedeckter Gang⁷⁾ aus dem Schlosse hoch über die Junkerstraße hinweg nach dem Ballhause, wo er mündete, und dem Lustgarten. So konnte die fürstliche Familie trockenen Fußes und ohne die Straße betreten zu müssen, zum Ballhause und zum Lustgarten gelangen.

Wie das Ballhaus ausgesehen hat, wissen wir nicht, denn eine Ansicht des Hauses ist nicht vorhanden. Wohl aber enthalten die Akten den Grundriß (aus dem Jahre 1686), von dem wir eine einfache Skizze⁸⁾ geben, sowie den Durchschnitt⁸⁾, aus dem hervorgeht, daß es sich nur um einen leichten Holz- und Fachwerkbau handelt. Nach

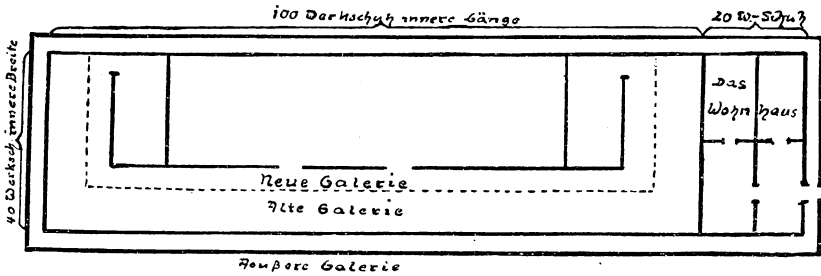


Abbildung 1.

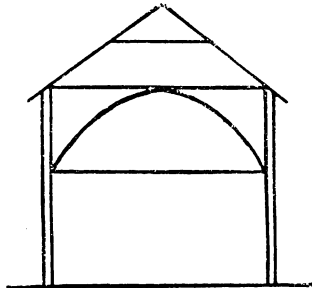


Abbildung 2.

⁷⁾ Diese „hohe hölzerne Laufbrücke“ (wie C. Stein — Charifius, Das alte Königsberg, S. 88, sie nennt) ging vom östlichsten, jetzt zum Bereich des Oberlandesgerichtes gehörigen turmartigen Ausbau des Nordflügels unseres Schlosses (s. Stadtplan von Königsberg vom 20. April 1684 in der Staatsbibliothek zu Berlin, Abt. X Nr. 27 997) aus. Ob dieser gedeckte Gang etwa, wie vielleicht zu vermuten, mit der schon 1506 (Staatsarchiv Königsberg, Pergamenturkunde XXXII Nr. 16) erwähnten „Hohen Brücke hinter dem Schlosse“ gleichbedeutend ist, muß dahingestellt bleiben. Bejahendenfalls würde das beweisen, daß schon die letzten fürstlichen Hochmeister eine bequeme Verbindung des Schlosses mit dem „Garten“ als erforderlich erachteten. Aus dem Jahre 1509 liegt uns auch eine Anordnung vor, daß der „Garten gezeuuet werden“ solle (Ordensfoliant 26, S. 283 im Staatsarch. Königsberg).

Wegen der von Freiberg (Neue Preuß. Prov. VI. 1847 II. 476 Anm. 35) und ihm folgend Armstedt und Fischer (a. a. O. S. 476) und anderer geschehenen Verwechslung dieses gedeckten Ganges mit der Klafflaube, dem Raak am Dinghause der Burgfreiheit, s. C. G. Springer, Amtswohnungen der Oberräte, Mitpr. Monatschrift 1917 S. 410, Anm. 101.

⁸⁾ Abbildung 1 und 2.

diesem Grundriß hatte das Ballhaus ohne die später angebaute kleine Wohnung und ohne die äußere Galerie eine innere Größe (ohne die Mauernstärke) von $30,6 \times 12,24$ Meter. Die Wohnung, vier kleine Räume, war im ganzen nur $6,12 \times 12,24$ Meter groß.

In der Mitte des nur einstöckigen Hauses lag der eigentliche Spielraum, auf drei Seiten umgeben von der Neuen und der Alten Galerie, in denen die Zuschauer sich aufhielten. Hinter der Alten Galerie war außerhalb der Ringmauer noch eine „Äußere Galerie“ vorhanden, von der nicht bekannt ist, ob sie etwa durch breite Fensterflügel oder dergl. mit dem Innenraum in Verbindung zu setzen war. Das Spielfeld war, wie heute, durch ein Netz in zwei Hälften geteilt, und auch die Spielgeräte glichen den heutigen. Als solche sind in den Akten⁹⁾ des 17. Jahrhunderts „Netze, Corde, Raquetten, Bälle und anderes“ genannt.

Die Aufsicht über das Ballhaus sowie die Verwaltung der Spielgeräte war einem Ballmeister anvertraut, als deren erster uns im Jahre 1629 Hagen¹⁰⁾ entgegentritt. Im Jahre 1641 bestellt der soeben zur Regierung gekommene Große Kurfürst Franz Richert¹¹⁾ zu seinem Ballmeister, 1647 hören wir den Namen Christoph Melcher¹²⁾ und 1668 wird der verstorbene Johann Adam Tiebler durch Philipp Tourneur (Tornu) abgelöst¹³⁾.

Alle diese Ballmeister werden durch besondere Bestallung als kurfürstliche Diener und Ballmeister bestellt und in Pflicht genommen. Welche Rechte und Pflichten dem Ballmeister zustanden, mag eine der uns vorliegenden Bestallungen, und zwar die des Franz Richert vom 17. Juli 1641¹⁴⁾, erläutern. Es heißt dort:

Von Gottes Gnaden usw.

tun kund und bekennen hiermit, daß Wir auf geschehene untertänigste Recommendation gegenwärtigen Franz Richerten vor Unsern Diener und hiesigen Ballmeister in Gnaden bestellt und angenommen haben. Wie Wir ihm dann hiemit und in Kraft dieses bestellen und annehmen tun, daß er uns gehorsam und gewärtig sein, seinen Dienst aufrichtig, treu und ehrlich verwalten und sich insonderheit auf gute Bälle und gute Raquettes jederzeit befleißigen und alles dasjenige, was einem getreuen, ehrlichen und aufrichtigen Ballmeister eignet und gebühret, mit Fleiß tun, verrichten und bestellen solle. Eine solche seine Aufwartung haben Wir ihm, so lange es Uns gefallen wird, ihn in diesem Unseren Dienst gnädigst zu behalten, von dato an zu rechnen, jährlich ein preußisch gemeines Hoffkleid, zwölf Scheffel Korn,

⁹⁾ Statsmin. 71,3 im Staatsarch. Königsberg.

¹⁰⁾ Statsmin. 71, 3.

¹¹⁾ Ostpr. Foliant 13 042 im Staatsarch. Königsberg.

¹²⁾ Hausarchiv zu Berlin, Rp. XIV F, Akten: „Reparatur des baufälligen Schloßflügels zu Königsberg“.

¹³⁾ Ostpr. Foliant 13 044.

¹⁴⁾ Ostpr. Foliant 13 042 (Rechtsschreibung und Zeichensetzung sind bei der Wiedergabe neuzeitlich gestaltet worden).

sechs Tonnen Bier¹⁵⁾, zwei Aechtel Brennholz und ein frei Losament, ingleichen anstatt der Besoldung und der zwei Guldten Kostgeld, für beides in allem wöchentlich einen Rtlr. Kostgeld, welches ihm Kraft dieses von den Märkischen Kostgeldern wie andern Unfern Dienern ausgezahlt und das übrige aus Unfern preußischen Hofämtern quartaliter gegen gebührliche Quittung auf sein Abfordern ausgefolget werden soll.

Urkundlich usw.

Die späteren Bestellungen sind noch dahin erweitert, daß dem Ballmeister aufgetragen wird, einen Marqueur zur Bedienung der Gäste zu halten¹⁶⁾. Hiermit scheint der Ballspielbetrieb immer mehr in den Hintergrund gedrängt und das Ballhaus nach und nach zum Gasthause geworden zu sein. Das erklärt sich auch daraus, daß der ursprüngliche Zweck des Ballhauses, der Herrscherfamilie zu dienen, infolge Verlegung der Residenz nach Berlin längst gegenstandslos geworden war. Das Haus diente in seiner späteren Zeit vielmehr „zur Recreation der studierenden Jugend“, wie es ausdrücklich in den Akten¹⁷⁾ heißt, war also eine Art von Vorläufer unserer heutigen Palästra Albertina geworden.

Die Hauptperson im Ballhause war nun auch nicht mehr der Ballmeister, sondern der Marqueur, der schließlich mehr oder weniger Unterpächter gewesen zu sein scheint. Wir hören nämlich beim Tode des Ballmeisters Tourneur (Tornu) im Jahre 1685, daß bereits seit 17 Jahren, also während der gesamten Amtszeit Tourneurs, ein Tapezierer Franz Wanju (Wohn) von ersterem zur Verwaltung des Ballhauses herangezogen worden war. Wanju hatte von Tourneur die Raquetts und Bälle für 20 Taler erworben und auch die Wohnung im Ballhause innegehabt. Als der Kurfürst nun in der Person eines Jsaac Bion am 16. Mai 1685 einen neuen Ballmeister ernannte, kam die Sache zum Klappen. Wanju beanspruchte den Ballmeisterposten und die Wohnung, die er sich durch siebzehnjährige Dienste „eressen“ zu haben glaubte, auch künftig für sich. Es blieb aber bei der Bestattung des Jsaac Bion, und Wanju erhielt am 30. September 1685 den Befehl, das Ballhaus sofort zu räumen. Eine vom Kurfürsten eingesetzte Schlichtungskommission brachte die Sache dann wieder ins Geleise. Wanju wurde für die verlorene Wohnung des Ballhauses durch ein Grundstück in der Ziegelgasse¹⁸⁾ entschädigt; für die von ihm beschaffte Ausstattung des Ballhauses an Spielgerät usw. entschädigten ihn „der Peruquier de l'Isle und sein Bruder Jaques Renaud“, wie es in den Akten heißt, durch Zahlung von 180 Fl. polnisch

¹⁵⁾ Der Bedarf an Bier für die Hofbediensteten aller Grade und für den Verkauf in der Stadt war so groß, daß mehrere Brauhäuser am Schloß vorhanden waren und zwar, soweit bekannt, im südlichen und im westlichen Pachtam.

¹⁶⁾ Ostpr. Foliant 13 044 Blatt 96 und 303.

¹⁷⁾ Statsmin. 71, 9.

¹⁸⁾ Der Name der Ziegelstraße rührt von der Ziegelscheune her, zu deren Erbauung Hochmeister Albrecht den Kneiphöfern dort im Jahre 1525 eine Hufe und zwei Morgen „Aders beim Kaltenhof“ verlieh (vgl. G. Karl, Geschichtliches Straßenverz. der Stadt Königsberg 1924, S. 171).

¹⁹⁾ Statsmin. 71, 3.

statt der ursprünglich von Wanju geforderten 270 Fl. Diese beiden hatte Bion nämlich zu Marqueurs im Ballhause bestellt¹⁹⁾).

Die Stelle des Ballmeisters scheint sich im Laufe der Zeit immer mehr zu einer nicht gerade mageren Pfründe ausgewachsen zu haben, denn neben der Pacht, die der Marqueur zweifellos zahlte, erhielt der Ballmeister, wie auch noch Bions Bestallung²⁰⁾ beweist, noch die oben (Seite 35) in der Bestallung des Richert aufgeführten Bezüge an Geld und Sachlieferungen. Erst gegen Ende der volle 30 Jahre, bis 1715, dauernden Pachtzeit Bions hören wir, daß es zeitweise an Komödianten vermietet²¹⁾ gewesen ist, und zwar zugunsten der königlichen Kasse, nicht des Ballmeisters. Bion beschwert sich am 29. März 1715 darüber, daß die „Komödianten, die das Ballhaus im vorigen Jahre gepachtet, das Ballhaus ruiniert“ haben. Da dem Vernehmen nach jetzt sogar ein Koch es zur Einrichtung eines Wirtshauses haben wollte, bitte er, ihn bei seiner KonzeSSION zu belassen und zu schützen²²⁾).

Hiermit lief Bion aber bei dem inzwischen zur Regierung gekommenen Könige Friedrich Wilhelm I., der derartige Pfründen nicht anerkannte, sondern darauf bedacht war, alle Einnahmen der königlichen Kasse zuzuwenden, übel an. Das Ballhaus wurde dem Bion noch im Jahre 1715 ganz und gar abgenommen und zum Verpachten an den Meistbietenden öffentlich, sogar in der Zeitung²³⁾, ausgedoten.

Als Pächter meldeten sich der Komödiant Johann Caspar Haack mit 100 Talern und der bereits oben erwähnte Koch Friedrich Kern mit einem Angebot von 66 Talern 60 Groschen jährlichen Pachtzinses. Und hier ist es interessant, Friedrich Wilhelms Einstellung gegen die Theaterleute im allgemeinen kennenzulernen. Er verfügte nämlich am Rande der vom Ministerium unterstützten Eingabe des Haack buchstäblich folgendes: „Die 100 Tlr. wehren mir lieb, aber ich mache mir ein Gewißen, ergo sollen nichts zahlen und sich aus dem Lande packen. F. Wilhelm²⁴⁾.“

Dagegen war der König nicht abgeneigt, den Koch Friedrich Kern als Pächter anzunehmen, denn auf dessen Anerbieten von 66 Talern 60 Groschen Pacht vermerkte er eigenhändig: „guht. F. W.“, worauf die Amtskammer in Königsberg am 31. Mai 1715 mit Kern folgenden Vertrag²⁵⁾ auf drei Jahre abschloß, in dem der Pachtzins allerdings auf 102 Taler jährlich erhöht wurde:

„Nachdem Se. Königl. Majestät Unser allergnädigster König und Herr mittels Reskript de dato Berlin d. 6. hujus in hohen Gnaden verordnet, daß dem Koch Friedrich Kern das hiesige Ballhaus gegen den damals offerierten jährlichen Zins von sechsundssechzig

¹⁹⁾ Ostpr. Foliant 13 044, Blatt 303.

²¹⁾ A. Sagen, Geschichte des Theaters in Preußen, S. 131.

²²⁾ Staatsmin. 71, 9.

²³⁾ Königlich Preussische Fauna von 1715 Nr. 42.

²⁴⁾ Geheimes Staatsarchiv Berlin, Akten der Geh. Hofkammer, Tit. 41 Nr. 17.

²⁵⁾ Ostpr. Foliant 13 048, Bl. 29.

Thalern 60 Gr. vermietet und deshalb ein Kontrakt mit demselben geschlossen werden sollte, der alte Ballmeister Renno (Renaud)²⁶⁾ aber sich nachhero gleichfalls dazu angegeben und im heutigen Dato als in dem hierzu angeetzten Vizitationstermin die jährliche Miete bis auf 102 Taler gesteigert worden, solches Gebot auch der Koch Friedrich Kern erstanden, als wird demselben hiermit vorbesagtes Königl. Ballhaus auf drei nacheinander folgende Jahre als von Trinitatis 1715 bis dahin 1718 dergestalt vermietet, daß er selbiges nebst allem demjenigen, so dazu gehöret, bewohnen und gebrauchen, dagegen zum jährlichen Locario die stipulierte einhundertundzwei Tlr. richtig an die hiesige Königl. Rentkammer gegen Quittung abtragen, nichts darinnen unterwohnen und ruinieren, sondern künftig nach Ablauf seiner Mietzjahre bei seinem Abzuge alles nach Inhalt des Inventario in dem Stande, wie es ihm übergeben, wieder abliefern, auch sowohl wegen des Ballhauses an sich, als auch des Locarii halber zulängliche Kaution bestellen solle.“

Der Unterschied zwischen diesem Vertrage, der der königlichen Kasse Einnahmen zu schaffen bestimmt war, und den früheren Bestellungen der Ballmeister springt in die Augen und erläutert die von Grund aus geänderte, schon oben angedeutete Bestimmung des Ballhauses.

Offenbar ist dieser Pachtvertrag aber weder vom Könige genehmigt worden noch in Kraft getreten, da inzwischen Pläne auf Verkauf des Ballhauses aufstauchten. Diese wurden durch den Hofapotheker Valentin Pietsch angeregt, der das Ballhaus zur Vergrößerung seines an dieses anschließenden Grundstücks brauchte und schon im Juni 1715 ein Kaufgeld von 2000 Talern bot. Zunächst ging der König hierauf aber ganz und gar nicht ein. Er verfügte am Rande von Pietschs Kaufangebot: „soll öffentl. Plublicitation, evtl. zu sehen, ob man noch höher verpachten kann, denn die 2000 Tlr., die fresse ich auf, ergo nimmt der Etat ab. F. W.“²⁷⁾ Auch diese Äußerung ist für Friedrich Wilhelms Anschauungen sehr bezeichnend. Er zog im Interesse eines geordneten Haushalts laufende Einnahmen einmaligen vor, die seiner Ansicht nach nur zu sofortigen, nicht unbedingt lebensnotwendigen Ausgaben verlockten.

Noch in demselben Jahre (1715) allerdings wurde der König dem Verkaufsplan geneigter, zumal Kern die schließlich von ihm geforderten 120 Taler Pacht nicht zahlen wollte, vielleicht auch nicht konnte. Als Kaufpreis forderte der König aber, die günstige Lage des Ballhauses herausstreichend, 400 Taler mehr, also 2400 Taler: „sollen vor 2400 Tlr. verkaufen, lieget guht am Schlosse. F. W.“ Auch mit Hilfe der Zeitung versuchte man, einen höheren Kauffchilling zu erzielen²⁸⁾. Schließlich einigte man sich dahin, daß der Hof-

²⁶⁾ Gemeint ist der Marqueur Jacques Renaud des bisherigen Ballmeisters Dion.

²⁷⁾ Geh. Staatsarch. Berlin, Geh. Hofkammer Lit. 41, 17.

²⁸⁾ Königl. Preussische Zama 1715 Nr. 94.

apotheker Pietsch das Ballhaus nebst einem dahinter liegenden Stück des Lustgartens, das bis an den Roten Hof heranreichte, für 2700 Taler kaufte. Außerdem wurde ihm die Verpflichtung auferlegt, den Wasserlauf des Fließes frei und rein zu halten. An die Ostpreussische Kammer aber verfügte der König: „Die Kammer soll schreiben, wo sie das Geld wollen anleihen, da ich das Geldt nit will zur Kasse haben, und es soll angelehget werden a 5 Prozent. F. W.²⁹⁾“; ein weiterer Beleg für die schon oben erwähnten Finanzanschauungen des Königs.

Dieses geschah am 7. Juli 1716, womit das Schicksal des Ballhauses besiegelt war.

Bemerkt sei, daß die Hofapotheker sich schon früher bemüht hatten, kleine Stücke des Ballhausgrundstücks und des Lustgartens zur Vergrößerung ihres Grund und Bodens zu erwerben. So wurden im Jahre 1681 dem 2. Hofprediger Dr. Werner, damals Eigentümer der Hofapothek, zwei Parzellen, 36×27 und 35×16 Werkschuh groß, zur Erbauung eines neuen Laboratoriums verkauft unter der Bedingung, das neue Laboratorium nur ein Geschos hoch zu bauen und das alte, das in seinem Hofraum dicht am Ballhause unter dem hohen Gange stand, der Feuergefähr wegen zu beseitigen³⁰⁾. Eine weitere Parzelle von 10×10 Schuh hatte der Hofapotheker Pietsch im Jahre 1698 gekauft³¹⁾.

Der 1716 vollzogene Kauf des ganzen Ballhauses hatte insofern noch ein Nachspiel, als Pietsch und sein östlicher Nachbar, der Kaufmann Peter Sarrh, Eigentümer des heutigen Grundstücks Junkerstraße Nr. 7, der am Kauf des Ballhauses beteiligt war, wegen Teilung des Ballhausgrundstückes nebst Garten in einen Rechtsstreit gerieten, der im Jahre 1717 und wohl auch später noch spielte³²⁾.

Der Abbruch des Ballhauses wird erst nach Erledigung dieses Rechtsstreites, vermutlich kurz vor 1720 erfolgt sein. Um dieselbe Zeit fiel auch der gedeckte Gang über die Junkerstraße, der im Jahre 1724 als „vor einigen Jahren abgebrochen“ gemeldet wird³³⁾. Schadhafte war er wohl schon lange vorher, denn im Jahre 1694 heißt es: „Gang nach dem Ballhause baufällig, Dach und Treppe nichts mehr nütze³⁴⁾“).

29) Geh. Staatsarch. Berlin, Geh. Hofkammer Lit. 41, 17.

30) Statsmin. 71, 3.

31) Geh. Staatsarch. Berlin, Geh. Hofkammer Lit. 41 Nr. 5.

32) Statsmin. 71, 9.

33) Erläutertes Preußen.

34) Geh. Staatsarch. Berlin, Geh. Hofkammer, Akten Schloßbau I.

Wie es um die Kunst in Königsberg von der Jahrhundertwende bis zum Ausbruch des Weltkrieges stand.

Von E d u a r d A n d e r s o n.

Am 8. Januar 1901 schloß der stellvertretende Direktor der Königl. Kunstakademie, Professor M a x S c h m i d t, seine Augen und wir Schüler standen an seinem Grabe und lauschten in stiller Andacht den Worten des Konsistorialrats Eilsberger, der dem dahingegangenen Künstler warme Worte des Abschieds widmete. So recht begriff wohl keiner von uns jungen Menschen, daß diese Jahrhundertwende gleichzeitig mit dem Tode des alten Herrn, über dem sich der Grabhügel wölbte, ein kommendes Morgenrot für die Kunst in unserer Stadt werden sollte, wie ja alle Ereignisse sich erst allmählich auszuwirken pflegen. Zunächst blieb auf der Akademie alles, wie es war. Die Professoren Knorr und Reide führten die Direktionsgeschäfte, d. h. zuerst Knorr, der als liebenswürdiger Mensch immer gerne einsprang, dann aber, als Reide hörte, daß damit eine Einnahme verknüpft war, kam er eines Tages zu Knorr und sagte ihm, er könne nicht schlafen, wenn er bedenkt, daß er sich eine solche Einnahme verscherzt habe, da trat der gutmütige Knorr zurück.

Das Frühjahr brachte dann, wie alle zwei Jahre, die gewohnte Kunstausstellung in der Börse, die der Kunstverein veranstaltete. Gleichzeitig traf die Nachricht ein, daß Professor D l o f F e r n b e r g in Düsseldorf zum Nachfolger Schmidts ernannt sei und hier als Lehrer für die Landschaftsmalerei seine Tätigkeit demnächst aufnehmen werde. Alles lief nun nach der Bibliothek, wo der Kupferstecher und Inspektor Mauer als Bibliothekar hinter einem Schreibtisch thronte. Man suchte nach Material, um sich über den neuen Lehrer zu informieren — in Königsberg kannte man den damals schon bekannten und allgemein geschätzten Künstler noch wenig —. Ein Bild von ihm, bereits im Besitze der Nationalgalerie, wurde zur Kunstausstellung von dieser erbeten und auch zur Ausstellung hierher gesandt. Das Bild hieß „Oktoberstimmung“, es war sehr pastos gemalt, ein dreckiger Weg mit Weidenbäumen und einer Frau, die eine Kuh führte. Malweise, Motiv und alles war so ganz neu und anders, wie die aquarellartig getuschten sauberen Landschaften von Schmidt; kein Wunder also, wenn über den neuen Lehrer die Meinungen vorerst auseinander gingen. Heute würden solche Bilder keinen Kleinstädter mehr erregen, aber der Impressionismus war damals noch etwas ganz Unbekanntes in unseren kunstliebenden Kreisen. — Auf der gleichen Ausstellung war auch das Dettmannsche „Abendmahl in einer friesischen Dorfkirche“, es wurde vom Kunstverein für unsere Galerie angekauft. — Unterdessen kam Fernberg her und trat sein Amt an. Er fand nur drei Schüler vor: Rehahn, v. Brockhusen und Finde und er haute diesen in der Klasse ein Stilleben auf, bestehend aus einer alten Kiste, einer Kalktonne, mehreren Ziegeln und einigem Maurergerät. Alles pilgerte von uns Akademikern nach der

Landschaftsklasse, um dieses Wunder anzusehen und darüber zu debattieren. In der endgültigen Lösung der Aufgabe zeigte sich dann das überlegene Talent v. Brockhusens, dessen Arbeiten bisher wenig Beachtung gefunden hatten — man hatte ihm sogar geraten, wegen Talentlosigkeit einen anderen Beruf zu ergreifen —. Unterdessen hatte sich denn auch das Frühjahr eingestellt und Fernberg ging mit seiner Klasse, sobald es irgend die Witterung zuließ, aufs Land, an die See nach Groß-Ruhren. Die Persönlichkeit des neuen Lehrers, der sich so ganz anders auf die Schüler einstellte wie sein Vorgänger, gewann ihm bald alle Herzen, hier trat ein Mensch als Lehrer auf, der mit den Schülern mitarbeitete und sie zu eifrigstem Studium anspornte. Seine immer gleichbleibende Ruhe hatte etwas von einem alten, erfahrenen Kapitän, zu dem wir alle vertrauensvoll aufschauten, er mußte durch sein Beispiel auch den Schwermüdigsten zu äußerster Kraftanstrengung anspornen.

Doch den eigentlichen Umschwung erzielte erst das Kommen Dettmanns. Ludwig Dettmann stand damals auf der Höhe seines Ruhmes; als Künstler in Berlin in den vordersten Reihen stehend, wurden seine Bilder allgemein bewundert und von zahlreichen Galerien des In- und Auslandes erworben, dazu war er jung, erst 37 Jahre alt, seine gewandte Persönlichkeit griff bald überall tatkräftig ein, sein Auftreten war wie ein kommandierender General der Kunst. Durchaus sich seines Wertes bewußt, dachte er nicht daran zu dulden, nur als Beamter gewertet zu werden. So wirkte die Nachricht, daß er zum Direktor der Kunstakademie ernannt worden ist, auf weite Kreise sehr auffrischend. Die Akademie war damals die eigentliche Vertretung der bildenden Kunst in der Provinz. Die alte und neue Kunstströmung war aber schon im Keime ausgesprochen. Wir Jüngeren, darunter Erscheinungen wie Waldemar Kösler, Theo v. Brockhusen, F. Domscheidt, H. Walzer und andere, jubelten auf und hofften auf bessere Zeiten. Selten ist ja eine Hoffnung auch so in Erfüllung gegangen. Dettmann räumte nach seinem Eintreffen bald gründlich mit dem alten Bopf auf und mit dem gemütlichen Bummelleben war es vorbei. Dafür belebte das helle Lachen junger und das tiefere älterer Damen die Klassen der Akademie, denn Dettmann, der schon in Berlin eine große Damenschule geführt hatte, gestattete der weiblichen Künstlerschaft die Teilnahme am Studium. Damit erhöhte er nicht nur die Schülerzahl, sondern regte auch durch den Fleiß dieser neuen Studentinnen die Lust der männlichen Kollegen an der Arbeit und bewirkte der Umgang auch eine Verfeinerung des Tones und der Sitten unter den männlichen Kollegen. Manche von ihnen haben denn auch später sich zusammengetan und als verheiratete Paare das Malgeschäft mit vereinten Kräften fortgeführt. Dettmann und seine Gattin verkehrten auch gesellschaftlich mit den Schülern, um sie so an ein gesitteteres Leben zu gewöhnen. Gemeinsame Ausflüge und gesellige Veranstaltungen brachten bald einen moderneren Zug in das Zusammenleben, denn viele von den Schülerinnen kamen aus gesellschaftlich höherstehenden Kreisen. Es ist unzweifelhaft, daß Dettmann neben seinen künstlerischen Ver-

diensten um unsere Stadt, für die soziale Hebung und das gesellschaftliche Ansehen der Künstlerschaft viel getan hat.

Seine erste bemerkenswerte künstlerische Tat wirkte sich 1903 in der Kunstausstellung in der Börse aus, hier traten nun wieder seit langer Zeit heimische Künstler in den Vordergrund, ja, man kann sagen, sie beherrschten das Niveau der Ausstellung. Zum erstenmal neben Dettmann sehen wir hier einen Künstler, der berufen war, in unser künstlerisches Leben bestimmend einzugreifen. Es war der damals noch sehr junge Graphiker **H e i n r i c h W o l f f**. Diese drei genannten Meister mit ihren Schülern schufen mit ihren Arbeiten ein vorher nie aus eigenen Kräften geleitetes Ausstellungsniveau, so daß ein Berliner Kritiker, **Max Osborn**, der von der „Allgemeinen Zeitung“ zu der Besprechung der Ausstellung hierher berufen war, diese Tatsache besonders unterstreichen konnte. Doch es war nur der Beginn der neueren Zeit. An der Akademie starben die alten Professoren nach und nach oder sie nahmen ihren Abschied und gingen in den Ruhestand. Innerhalb weniger Jahre konnte so der ganze Lehrkörper erneuert werden, und durch die Errichtung der Zeichenlehrerabteilung wurde er sogar erweitert. **Otto Heichert** kam aus Düsseldorf, **Karl Albrecht** aus Hamburg und **Karl Storch** aus Berlin.

Doch die Kunstbetätigung breitete sich mehr und mehr aus. Die alle zwei Jahre stattfindenden Kunstausstellungen des Kunstvereins genügten dem Ausstellungsbedürfnis der Künstler nicht mehr, die Kunsthandlungen sollten aushelfend einspringen. Als erster trat Herr **Lachmanski** auf den Plan, der in dem Neubau Paraplatz, Ecke Theaterstraße, in der ersten Etage ein modern geleitetes Unternehmen schuf und neben Gemäldeausstellungen auch eine Abteilung für Kunstgewerbe einrichtete. Auch die Buchhandlung von **Aderjahn und Lehmkul** bemühte sich dann später, künstlerisch erziehllich einzugreifen. Das Lachmanskische Unternehmen war wohl noch etwas verfrüht, denn nachdem es einige Zeit bestanden und auch eine Anzahl wertvoller Ausstellungen gemacht hatte, schloß es seine Pforten. Dafür wurde aber der Salon **Bernh. Heichert** in der Schloßteichstraße ausgebaut. Hier konnten nun nicht nur die hiesigen Künstler der Akademie und ihr Anhang, sondern auch, in wechselnden Ausstellungen, solche aus dem Reich herangezogen werden. Das Publikum ist schon unterdessen wärmer geworden, es entrüstet sich nicht allein mehr über die moderne Malerei, es beginnt sogar zu kaufen. Dettmann macht Atelierausstellungen, zu denen er Einladungen verschiebt, was erst sehr befremdet, schließlich aber doch zur Folge hat, daß man sich mit der Kunst von „Amts wegen“ befaßt. Bisher waren es nur Kaufleute, Industrielle und freie Berufe, die mit der Kunst in ein Verhältnis getreten waren und engere Beziehungen angeknüpft hatten. Später entsteht dann auch der Kunstsalon von **Riesemann u. Lintaler** in der Französischen Straße. Auch ins Reich strahlt die Kunst Königsbergs aus. Der gute Ruf der neuen Lehrer, sowie die Qualität ihrer Arbeit ermöglichte die Beteiligung an den großen Veranstaltungen im

Reich. Königsberg wurde direkt gesucht und erhielt in München, Berlin, Dresden, Düsseldorf usw. eigene Säle bei großen Kunstausstellungen zugestanden. Solche Erfolge hatten sich die jungen Künstler nicht träumen lassen! Zögernd zuerst folgte auch die Stadtverwaltung diesem neuen Treiben. Als man dort eine Radierung „Das Königsberger Schloß“ in Breslau bei dem Graphiker U l b r i c h bestellte, erinnerte Dettmann den Oberbürgermeister daran, daß auch wir über einen Radierer von Rang verfügten, und Heinrich Wolff für solche Aufgaben der geeignete Mann wäre. Es kam zu einem Zeitungskrieg, in dem beide Parteien sich gehörig aussprachen, und das Resultat war, daß der Kunstverein an Professor Wolff den Auftrag erteilte, als Kunstvereinsblatt für seine Mitglieder ein Stadtbild zu schaffen. Er radierte die bekannte Hafensicht, das „Hundegatt“. Er gab damit nicht nur die Anregung für viele seiner Schüler, sich Aufgaben zu stellen, in ähnlicher Weise das Stadtbild Königsbergs in feinen malerischen Zeilen festzuhalten, sondern er erbrachte auch den Beweis, daß die Königsberger Künstler in der Lage wären, derartigen Aufgaben gerecht zu werden.

Ich könnte jetzt von manchen Dingen innerhalb der neu gebildeten Künstlerschaft erzählen, von Preisausschreiben, Wettbewerben, Aufträgen von Aulabildern usw., aber es genügt, wenn ich sage, daß es folgerichtig kommen mußte, wie es kam, das Blatt hatte sich eben gewandt und die Kunst war emporgekommen.

Ich will deshalb lieber ein wenig auf die Geselligkeit, das Zusammengehen der Künstler mit der Bürgerschaft schildern. Schon die Künstlerfeste, die man in der Deutschen Ressource veranstaltete, trugen einen anderen Charakter als die bisherigen Herrenabende. Die edle Weiblichkeit war nicht mehr ausgeschlossen und Tanz und Aufführungen waren an die Stelle des derben, oft zotenhaften Bierstichhumors getreten. Die Denkmalsenthüllung des Erfinders der Gänsewurst „Klutke“ in Dommelkeim bildete den Übergang, dem dann im nächsten Jahre schon ein zartes poetisches Märchenfest folgte. Aber eine größere Bedeutung gewann die Gründung der Gesellschaft der Künstler und Kunstfreunde. Dettmann hatte wohl richtig erkannt, daß der Künstlerverein alter Art ein überlebter Begriff sei und so machte er dem jüngeren Künstlerverein „Königsberger Malkasten“ schnell ein Ende. Überhaupt waren die neuen Lehrer keine Freunde des Alkohols, dafür wurden jetzt täglich ungezählte Flaschen Milch in die Akademie geliefert. Der neue Verein der Künstler und Kunstfreunde, etwa um das Jahr 1908 gegründet, und von Männern wie Wolff, Dettmann, Goldstein, Brode geleitet, entsprach sehr bald einem gesellschaftlichen Bedürfnis nach gegenseitiger Aussprache in künstlerischen Dingen. So trafen sich hier alle geistig interessierten Kreise, um die Tagesprobleme in wangloser Weise zu besprechen und in angeregter Debatte zu beleuchten. Beschlüsse wurden nicht gefaßt, aber die sehr ausführlichen Berichte in den Zeitungen brachten Anregungen den Stellen zu Gehör, die es anging. Diese Sitzungen waren natürlich oft sehr erregt, führten manchmal zu merkwürdigen Zusammenstößen, die eines komischen

Beigeschmacks nicht entbehrten. Die Frage der Verlegung des Kantgrabes in die Fürstengruft des Domes war damals aufgetaucht und es wurde viel hin und her gestritten, was mit den Gebeinen des großen Philosophen geschehen soll, als jemand darauf hinwies, daß die Hohenzollern Kant nicht besonders geschätzt hätten und es deshalb fraglich sei, ob eine Beisetzung seiner Gebeine im Dom neben diesen Fürsten im Sinne Kants wäre, faßte ein Herr diese Bemerkung als eine „hochverräterische“ auf, es wurde ein langer Schriftwechsel geführt mit vielen Erklärungen, um eine Sprengung der Gesellschaft aus diesem Grunde zu verhindern.

Daneben feierte man schöne Feste, die als kunstfördernd Bedeutung hatten, so ist besonders ein E. Th. Hoffmann gewidmetes Kostümfest in der alten Hufenterrasse (die wenige Tage darauf abgebrochen wurde) zu nennen. Musikalische Abende, Vorträge und andere Veranstaltungen wechselten ab und werden manchem Teilnehmer noch lange im Gedächtnis geblieben sein.

Auch kunstgewerblich begann man sich zu regen. Mit dem Maler Ewel hatte die Stadt ein Abkommen zur Errichtung einer kunstgewerblichen Lehrwerkstätte getroffen, die in der Magisterstraße ihr Heim fand. Sie wirkte befruchtend auf unser Handwerk und bildete tüchtige Schüler aus. Insbesondere wurden die neuen, von der Stadt errichteten Schulbauten unter ihrem Einfluß ausgemalt, sowohl in figürlicher wie ornamentaler Weise. Glasgemälde wurden entworfen und ausgeführt und das Plakatwesen und die Geschäftsreklame gepflegt. Ein nach Ewels Entwurf gewirkter Teppich erhielt auf der Dresdener Kunstgewerbeausstellung eine Auszeichnung, er befindet sich heute im Besitz der Stadt. Einen besonderen Wert erhielten die von der Akademie veranstalteten *W e i h n a c h t s k u n s t - a u s s t e l l u n g e n* im Leichertschens Kunstsalon, die immer ein künstlerisches Ereignis bildeten, da alle Künstler die größten Anstrengungen machten, hier gut vertreten zu sein und eine strenge Jury die Auswahl traf. Hier mit den Lehrern der Akademie auszustellen, wurde als Auszeichnung empfunden und das Publikum kaufte gern auf diesen Ausstellungen.

Das Anwachsen der künstlerischen Bewegung brachte es mit sich, daß das bisherige Ausstellungslokal in der Sommerbörse nicht mehr den Ansprüchen genügte. Die Kaufmannschaft gab auch das Börse-lokal nicht mehr gerne her, besonders der Getreidehandel litt erheblich unter der Verdunkelung der Räume; schließlich erklärten sie die Unmöglichkeit, noch fernerhin die Veranstaltung der Ausstellung zu gestatten und so war der Kunstverein und die Künstlerschaft nicht in der Lage, größere Veranstaltungen zu unternehmen. Der Bau einer Kunsthalle wurde erwogen, auch für möglich gehalten, da durch die Entfestigung der Stadt Bauterrains vorhanden waren. Bei einer Festlichkeit fanden sich drei Königsberger Bürger bereit, je 5000 M. für den Bau einer Kunsthalle zu stiften, im Falle von seiten des Magistrats ein geeignetes Terrain zur Verfügung gestellt würde. Der Kunstverein nahm die Sache in die Hand, und nach endlosen Verhandlungen konnte 1912 mit dem Bau begonnen werden. Es hat sich um

den Bau der Kunsthalle ein kleiner Legendenkranz gesponnen; da ich die Verhandlungen von Anfang bis zum Ende geführt habe, so will ich hier aus den Akten einiges mitteilen. Das Hauptverdienst um das Zustandekommen des Hauses hat unsere Bürgerschaft und es wird immer in der Geschichte unserer Stadt ein Ruhmesblatt für sie sein, daß in wenigen Wochen die Summe von 75 000 M. von allen Kreisen der Bevölkerung aus Stadt und Provinz aufgebracht wurde, um der Künstlerschaft ein Ausstellungsgebäude zu schaffen. Die Stadt gab dazu dann eine Hypothek von 65 000 M., die der Kunstverein verzinsen und amortisieren mußte. Das Gebäude wurde nach der Fertigstellung Eigentum der Stadt, es wird nur vom Kunstverein verwaltet. Professor Fr. Lahr entwarf den Plan zu dem Hause und hat später auch die Ausführung geleitet. Dem Bauausschuß gehörte der Vorstand des Kunstvereins: Landeshauptmann v. Berg, Maler Anderson und Konsul Minkowski an, denen die Herren Kommerzienrat Heumann, Hofphotograph Gottheil, Konsul Frech, Professor Albrecht, Stadtbaurat Glage, Kaufmann Bernh. Heyne und Otto Herm. Claas beigezogen waren. Die Firma Probstowski übernahm die Ausführung des Baues für 125 000 Mark und stellte das Haus rechtzeitig fertig, so daß darin die Jahreshundertausstellung im Februar 1913 in Anwesenheit des Kaisers eröffnet werden konnte. Damit hatte Königsberg seine Kunsthalle, die für die Entwicklung unseres Ausstellungswesens von größter Bedeutung wurde. Leider verhinderte der Krieg den geplanten Durchbruch des Mittel-Tragheim, wodurch das Haus, trotz seiner schönen Lage am Oberteich, immer noch ein wenig abseits des Verkehrs liegt. (Dem Vernehmen nach soll dieses Übel demnächst beseitigt und die Straße durchgelegt werden.)

Königsberg wurde aber auch äußerlich unter der weitschauenden Bodenpolitik seines Oberbürgermeisters Rö r t e mehr und mehr zu einer schönen Stadt. Die Hüfen wurden ausgebaut, ebenso Umalienau und Marauenhof, Promenaden wurden am Schloß- und Oberteich geschaffen und Schmuckplätze mit Denkmälern und Brunnen geziert. Der Hofphotograph Gottheil stiftete den Cauerschen „Eva-brunnen“, der auf den Steindamm errichtet wurde, Rosenberg schuf seinen „York“ am Walter-Simon-Platz, der Minister schenkte die „Luerochsen“ von August Gaul und den Bogenschützen von Heine mann. — So war das künstlerische Leben im besten Wachsen, man hatte überall große Pläne. Für den August 1914 war eine Kunstgewerbeausstellung geplant, für die die Vorbereitungen soweit gediehen waren, daß schon bedeutende Einbauten in den Wrangel-turm gemacht waren; es sollte hier ein Restaurationsbetrieb mit Dachgarten eingerichtet werden, man sah im Geiste die Wallgräben mit Booten bevölkert, auf denen lachende Studenten mit hellgekleideten Couleurschweftern gondelten usw. Die Gegend um den Wrangel-turm sollte Willen und Gärten zieren; die Sonne meinte es gut mit uns, es war das schönste Wetter von der Welt, als der August 1914 nahte. Ich war auf dem Lande und malte meine Studien; am Freitag mittag fuhr ich von Patersort in die Stadt und wollte abends

zurückkehren; leider kam es anders, denn schon am anderen Abend stand ich als Soldat auf dem Hofe der Kommandantur und wartete auf die einberufenen LandsturMLEUTE. Den Wrangelturm sah ich erst nach zwei Wochen und fand in ihm russische Gefangene untergebracht, die mich melancholisch anschauten. So begann ein neuer Abschnitt im künstlerischen Leben der Stadt und so schließt hier mein Rückblick auf die Zeit vor dem Kriege.

Der Neuschenhof bei Heiligenbeil.

Von Emil Johannes Gutzzeit.

In Urkunden des 15. Jahrhunderts begegnen wir häufig der Bemerkung, daß dieser oder jener Ort im „Neuschen Kammeramt“ gelegen habe. Dies Amt hieß bis etwa 1466 das „Natanger Kammeramt“ nach dem altpreussischen Felde Natangen (bei Hafelau, Kreis Heiligenbeil gelegen). Zu ihm gehörten — wie zum Kammeramt Zinten im Gebiet Balga — fast ausschließlich nur Orte mit preussischer Bevölkerung. Aus dem Natanger bzw. Neuschen Kammeramt wurde dann später das Amt Carben geschaffen. Das Amtshaus im Neuschen Kammeramt ist ohne Zweifel im Neuschenhofe zu suchen, der in der Nähe des heutigen Vorwerks Neinschenhof nördlich von Heiligenbeil lag. Heute ist von dem Ordenshause nichts mehr vorhanden als der Name; die Stelle, wo der Hof gestanden hat, sollen noch zwei alte Ahornbäume anzeigen. Hier im Neuschenhofe (Ruschenhof), der nach Bender¹⁾ bereits 1332 genannt wird, wohnte ein Rämmerer²⁾, meist ein Preuße, der über seine Landsleute Gericht hielt und sie bei den Arbeiten beaufsichtigte.

Aus dem Ueberbuch des Amtes Balga erfahren wir, daß der Neuschenhof um 1400 haufällig war, so daß an seinen Gebäuden Reparaturen vorgenommen werden mußten.

Man hat viel herumgeraten³⁾, ob der Amtshof Neuschenhof im Neuschen Kammeramt mit dem Hof Natangen (1364 curia Nattangynen) im Kammeramt mit Natangen identisch sei. Das Amt Natangen hat gegen 1466 seinen Namen in Neuschen Kammeramt umgewandelt, sonst blieb alles beim alten. Nach den vorliegenden Quellen gab es noch 1400 im Kammeramt Natangen nur einen Ordenshof, den Neuschenhof. Heiligenbeil, Balga, Einsiedel dürften garnicht als Amtshof in Frage kommen, ebenso nicht das von Bender angenommene Carben. Es war damals ein Dorf⁴⁾! Der einzige Ordenshof, der im angeführten Ueberbuch des Amtes Balga unter „Kammeramt“ genannt wird, ist der Neuschenhof; er

1) Zeitschr. f. d. Gesch. u. Altertumskd. Ermlands V., S. 543.

2) Ord. Fol. 162, S. 19.

3) Vgl. Rogge, Altpr. Mon. V., S. 123 u. VI., S. 117, ebenso Bender, Zeitschr. f. Gesch. u. Altertumskd. Ermlands V., S. 543 Fußnote 1.

4) Ord. Fol. 162, S. 130 u. Ord. Fol. 131, S. 160.

muß also auch der Hof Natangen gewesen sein. Welche Gründe dafür maßgebend gewesen sein mögen, für „Hof Natangen“ und „Kammeramt Natangen“ nach dem dreizehnjährigen Städtekrieg den eigentlichen Namen „Neuschenhof“ und „Neuschen Kammeramt“ zu setzen, ist nicht klar zu beweisen. Mag sein, daß die Erinnerung an das altpreußische Feld Natangen im Volke geschwunden war und sich allmählich eine Verschmelzung zwischen Preußen und Deutschen vollzog.

Wechsel im Mitgliederbestande.

Im Jahre 1927 verlor der Verein durch den Tod Herrn Professor *Ungewitter* = Königsberg, Herrn Prof. *Wermbter* = Hildesheim und Herrn Konsistorialsekretär *Macholz* = Magdeburg. Acht Mitglieder sahen sich genötigt, aus dem Verein auszuscheiden.

Neu eingetreten sind 1927:

Kreis Heiligenbeil,
Landkreis Königsberg,

Kreis Sensburg,
Stadt Angerburg,

Stadt Domnau,
Stadt Gumbinnen,

Stadt Marienburg,
Stadt Marienwerder,

Institut für Heimatforschung bei der Universität Königsberg,

Theologisches Seminar bei der Universität Königsberg,

Bibliothek der Akademie zu Elbing,

Staatliches Gymnasium Kößel,

Herr *Barabas* in Speichersdorf,

Herr Archivhilfsarbeiter Dr. *Forstreuter* in Königsberg,

Herr Studienrat Dr. *Gehrmann* in Mohrungen,

Herr Regierungsrat *Kallmann* in Allenstein,

Fräulein *von Königseck* in Königsberg,

Herr Maler *Krüger* in Königsberg,

Herr Studienrat *Luckenbach* in Rastenburg,

Herr Dr. *Masche* in Königsberg,

Herr Bibliotheksdirektor Dr. *Bredenk* in Danzig-Langfuhr,

Herr Studienassessor Dr. *Senedel* in Königsberg,

Herr Amtsgerichtsrat Dr. *Wiese* in Königsberg.

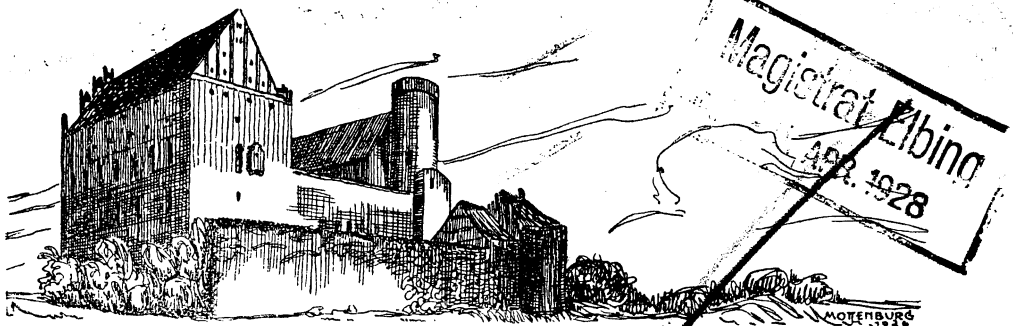
Die Zahl der Mitglieder betrug am 31. Dezember 1927: 235.

Königsberg i. Pr.

Kommissions-Verlag von Bruno Meyer & Co.

1927

Druck: Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G., Königsberg i. Pr.



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 2

1. April 1928

Nummer 4

Inhalt: Jahresbericht, Seite 49. — Vereinsnachrichten, Seite 50. — E. Krollmann, Wer war der Verfasser der Epitome gestorum Prussiae? Seite 51. — Erich Maschke, Das mittelalterliche Memel im baltisch-preußischen Raum, Seite 53. — B. Schmid, Ein Urkundenfund in der Marienburg, Seite 66. — M. Hein, Ein Beitrag aus dem schwedischen Reichsarchiv, S. 68 - Buchanzeige S. 71.

Jahresbericht für das Jahr 1927.

Unser bisheriger Vorsitzender, Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Krauske, teilte auf einer Vorstandssitzung am 14. Dezember 1926 mit, daß er aus Gesundheitsrücksichten genötigt sei, mit Ablauf des Jahres 1926 den Vorsitz niederzulegen. Der Vorstand wählte in derselben Sitzung den Direktor der Königsberger Stadtbibliothek, Dr. Krollmann, zum Vorsitzenden.

Der Verein beklagt den Tod seiner Mitglieder Konfistorialobersekretär Macholz-Magdeburg, Professor Ungewitter-Königsberg, Professor Werbter-Hildesheim. Einige Mitglieder sahen sich zum Austritt genötigt. Erheblich größer war die Zahl der neu eingetretenen, so daß wir Ende 1927 234 Mitglieder zählten.

Von der von Herrn Amtsgerichtsrat Dr. phil. h. e. Arthur Warda besorgten Ausgabe des Scheffner-Briefwechsels konnte dank der Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft der 1. Teil des 3. Bandes erscheinen; außerdem wurden 4 Hefte der Mitteilungen des Vereins herausgebracht, in denen über die Sitzungen, den Ausflug nach Balga und die Besichtigung der Staatsbibliothek berichtet worden ist.

Die Jahresversammlung fand satzungsgemäß am 14. Februar statt. Die nach den Satzungen ausscheidenden Vorstandsmitglieder, Herr Amtsgerichtsrat Dr. phil. h. e. Warda, Herr Professor Dr. Ziesemer und Herr Kaufmann Zilske, wurden einstimmig wiedergewählt.

Zu Ehrenmitgliedern wurden einstimmig gewählt der bisherige Vorsitzende Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Krauske und der frühere stellvertretende Vorsitzende Herr Ge-

heimer Regierungsrat Professor Gottlieb Krause anlässlich seines goldenen Schriftstellerjubiläums und seines 75. Geburtstages.

Die Kasse wurde von den Herren Magistratsräthen Dr. Lederhogen und Sahm geprüft und richtig befunden, worauf dem Schatzmeister Herrn Paul Berding Entlastung erteilt wurde. Herr Berding erstattete den Kassenbericht.

Kassenbericht für das Jahr 1927.

Einnahmen:

Beiträge von Privatmitgliedern	998,—	RM.
Beiträge von körperchaftlichen Mitgliedern	825,—	"
Erlösanteil für verkaufte Veröffentlichungen des Vereins durch den Verlag Dunder u. Humblot, München	67,56	"
Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, betr. Scheffner-Briefe III, 1. Hälfte	1700,—	"
Städtische Sparkasse, Zinsen	199,90	"
Erlös für verkaufte Bücher	406,95	"
	<u>4197,41</u>	RM.

Ausgaben:

Kosten der Mitteilungen	831,86	RM.
Kosten der Scheffner-Briefe	2672,29	"
Kosten der Sitzungen	218,68	"
Sonstige Ausgaben (Porti, Telephongespräche, Honorar an den Vereinsboten usw.)	257,03	"
	<u>3979,86</u>	RM.

Gesamteinnahmen 4197,41 RM.

Gesamtausgaben 3979,86 "

Mithin Mehreinnahme 217,55 RM.

Die Jahresbeiträge (für Einzelmitglieder 6 M. und für körperchaftliche Mitglieder 15 M. jährlich) sind zu zahlen auf das Postcheckkonto des Vereins Königsberg 4194 oder an Herrn Schatzmeister Paul Berding in Firma Berding u. Kühn, Königsberg, Kantstraße 13/14. Herrn Berding bitten wir auch, von etwaigen Wohnungsänderungen zu benachrichtigen.

Der Vorstand.

Vereinsnachrichten.

Im verfloffenen Vierteljahr fanden drei Sitzungen statt.

Am 9. Januar sprach Herr Professor Dr. Stolze über „Neuere Forschungen zur Geschichte des Bauernkrieges“.

Am 13. Februar sprach Herr Professor Dr. Rothfels über „Poincaré und der Kriegsausbruch“.

Am 12. März sprach Herr Archivhilfsarbeiter Dr. Forstreuter über „Die Befehung König Gedimins von Litauen und der Deutsche Ritterorden“.

Die Jahresversammlung fand satzungsgemäß am 13. Februar statt.

Wer war der Verfasser der Epitome gestorum Prussiae?

Von C. Krollmann.

Im ersten Bande der *Scriptores rerum prussicarum* ist die *Epitome gestorum Prussiae* abgedruckt. Von dem Verfasser weiß man nur, daß er samländischer Domherr war, da er selbst mittheilt: Anno eodem (1313) in die Lucie sui receptus in canonicum terre Sambiensis. Wenn wir seine Persönlichkeit genauer feststellen wollen, müssen wir zunächst die vor und nach seiner Wahl zusammenstellbaren Domherrnlisten prüfen. Im Jahre 1310 bestand das Domkapitel aus folgenden Domherrn: Johannes Clare Propst, Petrus Defan und Presbyter, Gerwinus, Nicolaus senior sacerdos und canonicus, Nicolaus de Bohemia und Johannes. Dieses Kapitel wählte am 13. Dezember den Propst Johannes Clare zum Bischof an Stelle des am 14. September verstorbenen Bischofs Siegfried von Regenstein. Erzbischof Friedrich von Riga, der damals mit dem Deutschen Orden in heftigem Streite lag, verweigerte dieser Wahl die Bestätigung. Dadurch wurde die Tätigkeit des Kapitels, das an seiner Wahl festhielt, natürlich lahmgelegt. Die Schwierigkeiten steigerten sich noch, als der vom Papste zur richterlichen Entscheidung zwischen Orden und Erzbischof entsandte Legat Franciscus von Moliano, der gegen den Orden Partei ergriff, über die preussischen Bistümer, welche sich weigerten, die Kosten seiner Tätigkeit zu tragen, den Bann aussprach. So war das Kapitel nicht in der Lage, amtliche Handlungen vorzunehmen und Urkunden auszustellen. Auch nachdem der Bann 1313 aufgehoben war (1313. IX. 30), mußte es sich noch die größte Zurückhaltung auferlegen. Zwar berief es im Dezember 1313 den ungenannten Canonicus in seine Mitte, wahrscheinlich an die Stelle eines der beiden Domherrn Nicolaus, die seit 1310 nicht mehr vorkommen, aber es sind keinerlei Urkunden des Kapitels vorhanden bis zum Jahre 1318. Erst am 2. November dieses Jahres stellen der Propst Johannes (das ist natürlich nicht der Electus, sondern der unter den Domherrn von 1310 an letzter Stelle genannte Johannes), der Defan Bertram, der Official Peter, und die Canoniker Conrad, Pleban (von Königsberg) und Jakob wieder eine Urkunde aus, während der erwählte Bischof wohl bereits nach Avignon aufgebrochen war, um am päpstlichen Hofe seine Bestätigung zu betreiben. Es fehlt in der Liste der 1310 genannte Gerwin, der wahrscheinlich den Bischof begleitete. Neu erscheinen: der Defan Bertram, der Pfarrer Konrad und der unbeamtete Domherr Jakob. Einer von diesen dreien muß also der unbekannte Verfasser der *Epitome* gewesen sein, da die übrigen Domherren schon vor 1313 im Amte waren. Durch Prüfung ihrer Lebensläufe wird sich feststellen lassen, wem die Autorschaft zuzuschreiben ist. Bertram wird verhältnismäßig selten in den Urkunden erwähnt. Nach 1318 zunächst wieder einige Male in den Jahren 1327 und 1328, und zwar stets ohne Amtsbezeichnung als Zeuge des Bischofs in Fischhausen. (Die

Bischöfe hatten regelmäßig einen oder zwei Domherren in ihrer näheren Umgebung.) Von 1330 X. 12 bis 1333 steht er als Propst an der Spitze des um die Zeit von 6 auf 8 Mitglieder verstärkten Domkapitels. 1334 räumt er diese Stellung dem bis dahin nicht als Prälat vorkommenden Domherrn Jakob ein und bekleidet seitdem wieder das Amt des Dekans. 1337 V. 3 wird er zuletzt genannt. In einer Liste von 7 Domherrn (1338 I. 13) fehlt er schon. Bertram kommt, da er schon 1318 eine der beiden damaligen Prälaturen bekleidete und später lange Zeit von Königsberg abwesend war, als Verfasser der Epitome wohl nicht in Betracht, sonst würde er wohl sich nicht mit der Erwähnung seiner Domherrenstellung begnügt, sondern auch seinen Titel als Dekan oder gar Propst erwähnt haben. Der Domherr Jakob hat eine noch glänzendere Laufbahn aufzuweisen. Er führt 1322 als erster den Titel Custos, ist 1330 Procurator des Bischofs und verwaltet von 1334—1344 das Amt des Propstes. Nach dem Tode des Bischofs Johannes Clare (1344 V. 5) wird er vom Kapitel zum Bischof gewählt und am 2. November desselben Jahres vom Papste bestätigt. Er gehörte der sich von Bludau nennenden samländischen Vasallenfamilie an. Seine Regierung dauerte bis zum 20. Januar 1358. Was gegen die Autorschaft des Dekans Bertram einzuwenden war, gilt in noch höherem Maße von Jakob. Er wird in der Epitome gar nicht erwähnt, was doch wohl der Fall wäre, wenn der Verfasser seine Wahl zum Bischof erlebt hätte. Sein Vorgänger, Bischof Johannes, wird mehrere Male ehrenvoll hervorgehoben. Dagegen weisen alle Lebensumstände des Domherrn Konrad fast zwingend auf seine Verfasserchaft hin. Er dürfte seit seiner Wahl zum Domherrn sein ganzes Leben in Königsberg zugebracht haben. 1318 erscheint er als Pfarrer von Königsberg-Altstadt. Dem Domkapitel stand das Patronat über die St. Nicolaus-Kirche zu, und es besetzte die Pfarre mit Vorliebe aus seinem eigenen Kreise. Dieses Amt scheint er bis 1330 bekleidet zu haben, wenigstens wird bis dahin kein anderer Pfarrer der Altstadt erwähnt. 1331 wurde er zum Scholasticus befördert und gleichzeitig erscheint der Domherr Peter von Elbing als Pfarrer von Königsberg. Auch das Amt des Scholasticus bedingte den dauernden Aufenthalt in der Stadt. Konrad wird 1334 XI. 23 zum letzten Male als Scholasticus in dem verstärkten Kapitel genannt. Er braucht aber deshalb noch nicht durch Tod oder andere Ursachen ausgeschieden zu sein. In einer Domherrnliste von 1338 fehlt er zwar schon, sie ist aber nicht vollständig, und ein Scholasticus wird darin nicht genannt. Erst 1340 erscheint in einer neuen vollständigen Liste ein neuer Scholasticus Rüdiger, der auch vorher Pfarrer von Königsberg war. Konrad wird nicht mehr darin erwähnt, er dürfte also vorher gestorben sein. Diese Daten passen ausgezeichnet zusammen mit den Ergebnissen, die aus der Epitome selbst zu ziehen sind. Der Chronist hat bis zum Jahre 1338 geschrieben, dann brechen seine Aufzeichnungen ab. (Die weitergehenden Daten in der Hochmeisterliste faßt schon Zoepfen mit Recht als spätere Zutaten auf.) Ganz besondere Vorliebe zeigt er für Königsberg. Er bringt ganz spezielle Nachrichten, die von anderen Chroniken als unwesentlich bei-

seite gelassen werden, aber für die Geschichte der Stadt wesentlich sind. So berichtet er von Bauten an dem alten Dom in der Altstadt, von der Aufführung dramatischer Spiele auf dem Altstädtischen Markte (1323 und 1325 zu Pfingsten), von dem Guß der großen Glocke (1325), alles mit genauer Datierung. Königsberg wird öfter als Ausgangspunkt größerer Reisen nach Litauen erwähnt (1322 und 1329). Man hat den Eindruck, daß der Verfasser hier überall seine Mitteilungen aus eigener Anschauung macht, also bei diesen Gelegenheiten in Königsberg anwesend war. Wenn er das Amt eines Pfarrers und später das des Scholasticus bekleidete, erscheint er ja auch mehr, als z. B. der Propst, dem doch die Verwaltung des domkapitularen Landesteiles oblag, an die Residenz am Sitz der Kathedrale gebunden. Als Pfarrer mußte es ihm ganz besonders nahegehen, daß, wie er meldet, der päpstliche Zehnteneinsammler Jacobus de rota in unerhörter Weise Geld von den Kirchen erpreßte und ganz besonders die Pfarren im Bereich der Kathedrale heimsuchte (1317). Die Anlage der Epitome verrät einen schriftkundigen Mann; er benutzt mit Vorliebe österreichische Quellen für seine allgemeingeschichtlichen Angaben. Sein Interesse für die Geschichte des samländischen Bistums ist sehr lebhaft, er gibt Rechenschaft über das vorhandene Urkundenmaterial des bischöflichen Archivs. Solche literarischen Neigungen waren damals in den Kapiteln keineswegs Allgemeingut. Unter den fünf Domherren, die 1310 den Johannes Clare zum Bischof wählten, waren noch zwei, die weder lesen noch schreiben konnten. Aber bei einem Manne, der für das Amt des Scholasticus ausersehen wurde, also für die Ausbildung des jungen Nachwuchses der Geistlichkeit verantwortlich war, erscheint eine gewisse literarische Bildung doch unumgänglich. Aus allen diesen Gründen dürfte wohl als einziger unter den samländischen Domherren zur Zeit des Bischofs Johann Clare (1310—1344) der Königsberger Pfarrer und Scholasticus Konrad als Verfasser der Epitome in Frage kommen.

Das mittelalterliche Memel im baltisch-preussischen Raum.

Von Erich M a j k e.

Unter den Problemen, deren Lösung der deutsche Osten seit dem Versailler Vertrag verlangt, spielt auch die Memellandfrage eine nicht geringe Rolle¹⁾. In ihr konzentrieren sich ja Zusammenhänge, die weit über Memel hinausgreifend, aus seiner geographischen Lage und einer bestimmten Verteilung der politischen Kräfte rundum erwachsen, für deren jede es eine Schlüsselstellung bedeutet. Auch die Vergangenheit Memels kennt diese viel umkämpfte Stel-

¹⁾ Vgl. R. Schierenberg, Die Memellandfrage als Randstaatenproblem. (Berlin 1925.)

lung in den langen Jahrhunderten politischer und kriegerischer Konflikte zwischen dem baltisch-preußischen Gebiet und dem litauisch-polnischen Hinterland.

Memel ist im Jahre 1252 nicht von Preußen, sondern vom livländischen Zweige des Deutschen Ordens aus gegründet worden. Es gehörte zu Kurland. Es ist seinem Ursprunge nach eine baltische Stadt. Erst im folgenden Jahrhundert ging es in den Besitz des preußischen Ordenszweiges über. Aber auch dann behielt es eine Stellung, die es mit Livland wie mit Preußen verband. Beiden zugekehrt, für beide die Mittelstelle, behielt es durch Jahrhunderte die Aufgabe, zu der es eine erste großzügige Wahl im strategischen Zuge der Burqbauten des Ordens bestimmt hatte. Memel wuchs hinem in Wesen und Verwaltung des Preußischen Ordenslandes. Es blieb darüber hinaus die Schwelle und das unmittelbar verbindende Tor zu den deutschen Gründungen in Livland.

Von Riga ausgehend, hatte die livländische Mission sich vor allem dem Norden zugewandt und hier, beschleunigt durch den Wettstreit der konkurrierenden Mächte, der Bischöfe und des Ordens, der Deutschen und der Dänen, weithin Erfolge gehabt. Ein Menschenalter später hatte von der Basis der Weichsel aus der Orden seine Mission begonnen. Nach der Vereinigung der Schwertbrüder mit dem Deutschen Orden wurde das Zusammenwirken beider um so dringender, als zwischen ihnen vom Meer in das Innere hinein ein breiter Teil heidnischen Landes ihnen die gleiche Aufgabe der Eroberung stellte. Das Samland, Schalauen und Nadrauen, von Norden her das südliche Kurland mußten erobert werden, sollten das livländische und das preußische Missionsgebiet sich zu einem breit an die See angelagerten Block zusammenschließen. Über die Brücke der Kurischen Nehrung, über Haff und längs des Strandes verbanden sich Kuren und Samländer zu gemeinsamer Abwehr, zu raschem Angriff gegen die eine und die andere Front, bis der Orden in der Gründung zweier Burgen den Auftakt zu ihrer Unterwerfung gab: M e m e l und R ö n i g s b e r g. Der strategische Zusammenhang beider Gründungen ist deutlich. Aber die Verschiedenheit der Lage wollte es, daß jede der beiden Städte ihr eigenes Gesicht und ihre eigene Aufgabe im jungen Staate des Ordens erhielt.

Der Verfassungsaufbau in Preußen und Livland war durchaus verschieden. Während in Preußen der Orden Landesherr war, die Bischöfe zwar rechtlich innerpolitisch neben ihm selbständig, tatsächlich in weitgehender Abhängigkeit waren, hatte er in Livland zunächst in die rechtliche Stellung der Schwertbrüder eintreten müssen: er war Lehnsmann der Bischöfe. Wenn eine Zahl die Relation von Bischofs- und Ordensmacht hier und dort ausdrückt, so war es der Teilungsmodus, den der päpstliche Legat für die neu eroberten Gebiete bestimmt hatte: in Preußen erhielt der Orden zwei Drittel, eines die Bischöfe; in Livland war es umgekehrt. Auch in Kurland hatte der erste Bischof nach der Urkunde des Legaten Wilhelm von Modena 1237 zwei Drittel des Landes zwischen Memel und Windau erhalten, das ihm als Diözese bestimmt war²⁾.

²⁾ Livl(ändisches) U(rkunden)-B(uch) I nr. 153.

Diese Abhängigkeit mußte dem Orden unerträglich sein. Aber während er seine Herrschaft über die inneren Mächte im übrigen Livland erst in dem Augenblick durchgesetzt hatte, als die veränderte außenpolitische Lage sie im Grunde sinnlos machte, drang er in Kurland sehr schnell durch. Auch die Kuren hatten sich beim ersten Aufstand der Preußen (1242) wieder erhoben. Dem Orden, nicht den bischöflichen Kräften war der Sieg über sie zuzuschreiben. So gelang es ihm, beim Legaten, durch dessen wohlgesonnene Berichterstattung an die Kurie aber auch beim Papst die Meinung durchzusetzen, Kurland gehöre zu Preußen. Das bedeutete vor allem die Anwendung des preußischen Teilungsmodus auf Kurland. In der Urkunde vom 7. Februar 1245 wurden dem Orden zwei Drittel, dem Bischof eines der wieder Neubegründeten Diözesen zugewiesen. „Wer jene Länder kennt, weiß, daß Kurland gänzlich zu dem Gebiet Preußens gehört³⁾“, hatte Wilhelm zur Begründung dieser Neuordnung gesagt. Und hatte dieser Satz vordem auch keine Gültigkeit gehabt, so erhielt er sie jetzt. Kurland blieb „baltisch“ in seinem Zusammenhang mit den Eigentümlichkeiten der livländischen Geschichte und der schließlich immer stärker betonten Eigenentwicklung des livländischen Ordenszweiges. Aber es wurde „preußisch“ in der Struktur seiner Verfassung und dem Einflusse des Ordens im ganzen, dem es stets stärker unterlag als die anderen livländischen Bistümer⁴⁾. In dem Gebiet nördlich der Memel war ein vermittelndes Zwischenglied zwischen livländischer und preußischer Verfassung schon geschaffen, ehe noch Memel gegründet und mit ihm die unmittelbare Landverbindung zwischen den beiden Missionsgebieten gelungen war.

Die Anlage der Memelburg im Sommer des Jahres 1252⁵⁾ war eine der strategisch best durchdachten Gründungen des Ordens. Am Ausgange des Kurischen Haffes gelegen, beherrschte es die damals noch kürzere Nehrung und zertrennte die Verbindung zwischen Samen und Kuren. Am Rande Samaitens, war es die Einbruchspforte in das Innere, da es zugleich die Einfahrt in die Memel freihielt. Wie weit die Pläne des Ordens gingen, zeigt die Gründung der Georgenburg (1257) am Mittellaufe des Stromes. Die beiden Burgen sollten eine breite Brücke zwischen Livland und Preußen schlagen. Als die Georgenburg bald wieder verloren ging, blieb die Aufgabe der Verbindung zunächst wieder bei Memel allein. Und endlich bot hier, auf halbem Wege zwischen Preußen und Livland, die Natur den einzigen Platz für eine Hafenanlage an der langen, unmarkierten Küste zwischen Riga und Königsberg, deren Wert freilich erst real werden konnte, wenn das Hinterland einem friedlichen Wirtschaftsverkehr geöffnet war.

³⁾ Livl. II. B. I nr. 181.

⁴⁾ Für die Gesch. Kurlands vgl. P. h. S c h w a r z, Kurland im 13. Jahrhundert. Leipzig 1875.

⁵⁾ Vgl. hier u. später J o h. S e m b r i k i, Gesch. d. Rgl. Preuß. See- und Handelsstadt Memel (Memel 1900) und Z u r k a l o w s k i, Studien zur Gesch. der Stadt Memel und der Politik des Deutschen Ordens. Mitpr. Monatschrift 43 (1906).

Der Schwerpunkt Kurlands wurde mit der Begründung Memels an die südliche Grenze des Bistums gelegt. Es war nicht nur an eine Burg gedacht, die der Kriegführung des Ordens diente. Auch der Bischof folgte mit seinen Interessen der strategischen Bewegung nach Süden. Mit dem Bau der Burg wurde zugleich die Anlage einer Stadt beschlossen; in ihr wollte auch der Bischof mit dem Domkapitel seinen Sitz aufschlagen⁶⁾.

Das preukische Teilungsprinzip wurde nicht nur auf die Landschaften, sondern auch auf die Stadt Memel selbst angewandt, da Bischof und Orden beschlossen hatten, auch städtische Gründungen im Verhältnis von eins zu zwei zu teilen. Sie erkannten sehr schnell das Unbequeme der Verabredung und überließen die Stadtanlagen jedem Partner in seinem eigenen Gebiet. Nur für Memel, das indessen gegründet war, beließ man es, zum Nachteil der Stadt selbst, bei der einmal vorgenommenen Teilung⁷⁾. Wie sie eine livländische Gründung war, so erfolgte auch ihre Besiedelung nach dem Vorbilde der livländischen Kolonisation: die Einwanderer kamen nicht auf dem Landwege wie der überwiegende Zugang in die preukischen Städte, sondern über See. Im Frühjahr 1261 schrieb der Meister von Livland nach Lübeck, wenn von dort Kolonisten nach Memel kommen wollten, so sollten sie sich einrichten, rechtzeitig vor Winteranfang einzutreffen⁸⁾.

So war denn in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die livländische Mission bis an die vom päpstlichen Legaten festgesetzte Südgrenze, die Memel, gedrungen, und zugleich hatte der Einfluß des Ordens sich von Preußen bis über den Strom nach Kurland hinein durchgesetzt. In der strategischen Wahl des Ortes, der beabsichtigten Verlegung des bischöflichen und kapitularen Sitzes nach Memel, in der Verleihung eines außergewöhnlich großen Grundbesitzes an die Stadt⁹⁾ drückte sich die Großartigkeit der ersten Pläne aus.

Es verging eine geraume Zeit, bis der Bischof von Kurland sich daran machte, auch von sich aus mit ihrer Durchführung zu beginnen. Streitigkeiten, vor allem der konsequente Ausbau der Vorherrschaft durch den Orden, hinderten jede eigene Entwicklung des Bischofs auch in den Zeiten, in denen die Spannungen äußerlich überbrückt waren. Die gefährdete Lage Kurlands gab den Bischof in den Schutz und damit auch in die Macht des Ordens, der sie hier fast noch mehr ausnutzte als in den preukischen Bistümern. So residierte der Bischof bald in Riga und ging schließlich ganz außer Landes¹⁰⁾. Wohl finden sich Spuren eines Domkapitels. Es scheint nicht lange und gewiß nicht ständig seinen Sitz in Memel aufgeschlagen zu haben. Schon der zweite kurländische Bischof seit der Gründung Memels war ein Deutschordensbruder, Emund von

⁶⁾ Preuß. II. B. I 1 nr. 261 und Livl. II. B. I nrr. 236 u. 237 von 1252 Juli 29 u. Aug. 1.

⁷⁾ Livl. II. B. I nr. 241.

⁸⁾ Pr. II. B. I 2 nr. 135.

⁹⁾ Preuß. II. B. I 2 nr. 279 von 1254 Febr. 8.

¹⁰⁾ Vgl. Schwarz §. 97 f.

Werb, bei dessen Ernennung der Einfluß des Erzbischofs von Riga fast ganz ausgeschlossen war.

Erst unter Bischof Emund konsolidierte sich 1290 das Kapitel des Bistums in einer Form, die der Neugründung gleichsam¹¹⁾. Sie bedeutete einen neuen Sieg des Ordens, denn es wurde gleich den preußischen Bistümern außer Ermland mit Priesterbrüdern des Ordens besetzt und ihm inorporiert. Jetzt hatte der Orden auch keinen Grund mehr, es aus Memel mit mehr oder minderem Gewalt fernzuhalten. Im gleichen Jahre und durch eine zweite Urkunde des folgenden schenkte der Bischof die Hälfte der Johanneskirche seinen Domherren¹²⁾. Im Januar 1291 teilte auch der Komtur von Memel im Auftrage des Bischofs und des livländischen Meisters die Stiftsländer in den Landschaften von Pilsaten bis Bihavelanc, die Gebiete nördlich von Memel, so zwischen Bischof und Kapitel, daß dem letzteren ein Drittel überlassen wurde¹³⁾.

So schienen die bischöflichen Kräfte doch noch im Süden des Bistums festen Fuß fassen zu wollen. Aber bereits gegen Ende des Jahrzehnts, in dem das Kapitel seinen Sitz in Memel genommen hatte, gab es ihn wieder auf. Am 16. August 1298¹⁴⁾ erlaubte der Bischof seinen Domherren, sich in Windau niederzulassen. Die Bischöfe und mit ihnen die Kapitel zogen stets die Gebiete vor, die schon möglichst durch den Orden gesichert waren und hinter der Front der eigentlich gefährdeten Zone lagen. Mehr als einmal sind in Preußen wie in Livland die ersten Teilungen korrigiert und die Besitztitel vertauscht worden, weil sich das ursprünglich gewählte Stück als zu unsicher für den Sitz und den geistlichen Aufgabenkreis des Bischofs erwies.

Memel war nun durch seine Verbindung mit Livland und Preußen besonders gefährdet. Als die Preußen im großen Aufstand 1260 auch die Kuren mit sich forttrissen, war Memel von Norden wie von Süden bedroht und abgeschnitten. Es blieb auch nach dem Niederwerfen der Kuren (1267) wie der Preußen (1283) gefährdet, als die Kämpfe um Samaiten immer mehr in den Vordergrund traten: in den zahllosen Zügen gegen Litauen und Samaiten bildete es einen Brennpunkt der kriegerischen Unternehmungen.

Je wichtiger in diesem Zusammenhange der Süden Kurlands für die Strategie des Ordens war, desto konsequenter wurde dieser in seiner Politik gegen Bischof und Kapitel. Die schwere militärische Belastung des schmalen Verbindungslandes durfte nicht noch durch die Zersplitterung der landesherrlichen Gewalten gesteigert werden. Und solange rechtlich keine Änderung der Verhältnisse möglich war, mußte politischer Druck den Brüdern wenigstens die ausschließliche Macht im Memelland verschaffen. Gerade gegen das Ende des 13. Jahrhunderts steigerte sich das Zerwürfnis zwischen Orden und Bistum zum offenen Kampf, in dem auch ein Schloß des Kapitels zerstört wurde.

¹¹⁾ Libl. II. B. I nr. 530.

¹²⁾ Libl. II. B. I nrr. 531 u. 539.

¹³⁾ Libl. II. B. I nr. 540.

¹⁴⁾ Libl. II. B. I nr. 575.

Es war ein Erfolg des Ordens, als der Bischof in die Verlegung der Kapitular-Residenz nach Windau einwilligte. Der äußere militärische Druck und der innere Streit konnten den Domherren freilich den ständigen Aufenthalt in Memel verleiden.

Wenn die Grenzbestimmung von 1237 für das Bistum Kurland die Windau als nördliche, die Memel als südliche Grenze benannt hatte, so hatte die ursprüngliche Aktivität der Livländer das Zentrum des Bistums an die südliche Grenze vorzutragen gesucht, als Memel gegründet wurde. Um die Jahrhundertwende zog sich nun das Kapitel ganz an diese erste Nordgrenze zurück, und der Bischof folgte ihm, als er im Anfang des 14. Jahrhunderts seinen Sitz in das 1295 erbaute Schloß Wilten an der Windau verlegte. Im gleichen Maße wuchs der Einfluß des Ordens. Es war zunächst noch der Einfluß des livländischen Zweiges.

Im Vorfrühling des Jahres 1323 hatte Memel wieder einmal schwer unter einem feindlichen Angriff zu leiden. Gedimin von Litauen stieß auf einem überraschend durchgeführten Zuge gegen Memel vor und eroberte und verbrannte die Stadt, während die Burg sich halten konnte.

Gerade dieses Ereignis mochte eindringlich beweisen, daß die Sicherung Memels eine grundsätzlich neue Lösung forderte. So folgte denn das Ordenskapitel, das im Jahre 1328 in Elbing tagte, einem Vorschlage der Livländer, um Wandlung zu schaffen¹⁵⁾. Das Kapitel hatte sich ausführlich mit den livländischen Angelegenheiten zu befassen. Innerer Zwist im Orden, wie er Karl von Trier außer Landes geführt hatte, hatte auch die Autorität des livländischen Meisters erschüttert. Gerhard von Livland hatte im Jahre 1322 resigniert. Es folgten weitere Schwierigkeiten, die Livländer wehrten sich gegen Vorschläge des Hochmeisters für die Meisterwahl, eine Zeitlang vertrat ein von Preußen aus eingesetzter Ordensbruder die Stelle des livländischen Meisters, noch einmal folgte im Jahre 1328, eben auf der Kapiteltagung in Elbing, der Rücktritt des Meisters in Livland: die Sache des Ordens erforderte dringend, daß die persönlichen Schwierigkeiten überwunden wurden.

Daher wurde nach sorgfältigen Überlegungen der Führer der Ordensbotschaft, die der livländische Zweig zum Kapitel entsandt hatte, Eberhard von Monheim, der Komtur zu Goldingen, zum Meister in Livland ernannt. Daneben hatte das Kapitel über den Vorschlag der Livländer zu entscheiden, das Memelgebiet dem preussischen Ordensteile zuzuweisen. Sie begründeten ihn vor allem mit der Entlegenheit Memels. Die befestigte Basis lag im Norden wie im Süden zu weit entfernt, um auch dem Verbindungsstück schon einige Sicherheit gewähren zu können. Vor allem nach Norden war die Entfernung des gegen Preußen vorgeschobenen Postens zu groß, der Kontakt zu gering, um ihn in den livländischen Staats- und Kirchenbau fest einzubeziehen. Trotz der weit nach Samaiten hinein gedachten Ostlinie zog sich das gesicherte Gebiet tatsächlich nach Süden immer schmaler gegen die Küste hin zusammen, schließlich

¹⁵⁾ Livl. II. B. II nr. 733.

nur ein enger Streifen, der nach Preußen hineinführte, eine Landschaft, die trotz der Stromgrenzen der Memel viel mehr fest auf dem preußischen Block aufsitzen konnte, ehe sie stärker an Livland zu binden war. Denn die Memel wurde von Anfang an keine Grenze, sondern eine Verbindung. Der organische Zusammenhang des Gebietes nördlich der Memel und der Stadt, die seinen Mittelpunkt bildete, wuchs nach dem geschichtlichen Bedürfnis. Dieses lockerte das Band nach Norden und straffte es von Süden her. Strategisch war Memel nur von Preußen aus zu halten. Aber auch Bischof und Kapitel von Kurland waren leichter in die Gesamtpolitik des Ordens hineinzuzwingen, wenn Memel zu Preußen gehörte und damit unmittelbar dem Zentrum des Ordens unterstand. Die Stellung zu ihnen war wohl gemeint, wenn die Urkunde vom 25. Mai 1328 noch von anderen Mängeln sprach, solange Memel zu Livland gehörte.

Durch den Verzicht Livlands auf das Memelgebiet wurden die Grenzen Preußens beträchtlich nach Norden verschoben. Sie führten jetzt von der Heiligenaia an die Minge, folgten ihrem Lauf bis zur Quelle und gingen weit nach Osten, die Landschaft Karlowen umfassend, in der die Georgenburg an der Memel lag.

Die Stellung des Bischofs von Kurland in dem an Preußen abgetretenen Gebiet blieb von dem Besitzwechsel unberührt. Da sein Landteil sich auf ein Drittel beschränkte, wurden Schwierigkeiten vermieden, die bestimmt entstanden wären, hätten noch die Teilungsvorschriften für Livland gegolten. Auch jetzt lohnte sich für den Orden die Politik, die er schon 1245 getrieben hatte. Dennoch bedeutete es für ihn keine endgültige Lösung, daß der Bischof von Kurland mit weltlicher wie geistlicher Jurisdiktion jetzt nach Preußen herübergriff.

Lange Jahrzehnte blieb dieser vorläufige Zustand bestehen. Die Interessen der beiden Landesherren gingen immer weiter auseinander. Der Bischof hatte sich ganz auf den nördlichen Teil seiner Diözese konzentriert. Hier flossen auch die Quellen seiner Einkünfte. Das arme, kaum besiedelte Gebiet, die kleine Stadt, die nicht viel mehr als ein Anhängsel an die Ordensburg war, bedeuteten ihm wenig. Sie konnten ihn vor allem nicht locken, auch noch Ausgaben für diese abgelegenen Besitzungen auf sich zu nehmen. Der Orden aber mußte auf den Ausbau der ganzen strategisch für ihn so wichtigen Anlage hindrängen. Dafür war ihm die Stadt nicht minder wertvoll als seine Burg.

Das Jahr 1390 hatte zwar für Memel eine gewisse Entlastung gebracht durch den Übertritt Witowts nach Preußen und den Vertrag 30 samaitischer Häuptlinge, in dem sie neben dem Beistand gegen gemeinsame Feinde dem deutschen Kaufmann freien Handel versprachen, während der Orden den samaitischen Kaufleuten den Zutritt zu den Handelsplätzen in Memel, Ragnit und Georgenburg zusagte¹⁶⁾. Aber die Erfolge Witowts im Osten machten den Orden mißtrauisch. An der Netta und gegenüber von Grodno an der

¹⁶⁾ Cod. ep. Witoldi nrr. 77, 78.

Memel legte er im Mai 1392 zwei neue Burgen an¹⁷⁾). Um die gleiche Zeit suchte er auch Memel endgültig fest in seine Hand zu bekommen und für die drohenden Schwierigkeiten mit Witotw rechtzeitig auszubauen.

Wie Bischof Otto von Kurland bald selbst zugab¹⁸⁾, waren weite Strecken Landes infolge der Streitigkeiten noch immer nicht geteilt worden und lagen brach und öde. Der Kampf gegen die Heiden, zu dem die Mittel des Bischofs gewiß nicht genügen konnten, wurde unzulänglich geführt, und mancher Christ war am Strande erschlagen oder gefangengenommen worden. Vor allem aber war die Stadt Memel selbst ohne Mauern, weil der Bischof nicht zu bewegen war, zu seinem Drittel am Bau und den Unkosten beizutragen.

Als es nun endlich am 12. Juni 1392¹⁹⁾ zwischen dem Hochmeister Konrad von Wallenrod und dem Bischof in Memel zu einer Verabredung über die so lange aufgeschobene Teilung der Landschaften kam, machte der Hochmeister den Vorschlag, der Bischof solle von der Stadt und dem Gebiet Memel auch die dem Orden gehörigen beiden Anteile kaufen²⁰⁾, um eine einheitliche Verwaltung zu ermöglichen, oder auf sein Drittel verzichten und es dem Orden verkaufen. Er gab als Grund an, daß Memel bisher vom Samland aus erhalten worden sei, Krankheiten und andere böse Zufälle jetzt aber ein Fortführen dieses Zustandes unmöglich machten: ein deutliches Zeichen ebenso für die ärmliche Lage der Stadt und der Burg, die sich nicht einmal aus eigenen Mitteln zu erhalten vermochten, wie für die enge Verbindung nach Preußen, besonders dem Samland.

Der Bischof lehnte ab. Er ging ebensowenig auf den anderen Vorschlag Konrads ein, gemeinsam mit dem Orden für die Befestigung der Stadt zu sorgen und für den „dritten Stein“, wie für das auf ihn entfallende Drittel der anderen Unkosten und Arbeiten aufzukommen: er könne nicht länger die Bürger der Stadt den Gefahren für Leben und Habe aussetzen, unter denen sie bisher gelitten hätten. Hier aber begnügte er sich nicht mit der Absage des Bischofs. Er erklärte ihm, daß er dann die Mauer allein bauen, aber die auf den Bischof entfallenden Kosten genau berechnen und bei Gelegenheit einziehen lassen werde.

Der Orden bestand auf seinem Willen. Für ihn begann jene Zeit, in der seine Politik gegen die livländische Geistlichkeit endlich Erfolg zu haben schien. Wenn es ihm in den nächsten Jahren gelang, selbst den Erzbischof von Riga zum Nachgeben zu zwingen, konnte der Widerstand des kurländer Bischofs gewiß nicht lange dauern.

¹⁷⁾ Vgl. Caro, Gesch. Polens III, 109. Krumbholz, Samaiten und der Deutsche Orden bis zum Frieden am Melno-See (Altpr. W. 27, 1890) S. 14.

¹⁸⁾ Libl. II. B. III nr. 1319.

¹⁹⁾ Libl. II. B. III nr. 1316.

²⁰⁾ Libl. II. B. III nr. 1317.

Dazu zeigte sich, daß das Mißtrauen des Ordens gegen Witowt nur zu berechtigt gewesen war. In heimlichen Verhandlungen war der Litauer ins polnische Lager zurückgekehrt. Am 24. Juni überfiel er plötzlich Ritterkwerder und die neuen Ordensburgen. Jetzt verlangte auch die Lage in Memel eine sofortige Lösung.

Schon am 30. Juni²¹⁾ verzichtete der Bischof auf die Länder, die in dem Gebiete südlich der Heiligenaa an Preußen gefallen waren, und tauschte dafür das Schloß Neuhausen in Kurland, südöstlich von Hafepot, mit allen Rechten ein. Die geistliche Gewalt behielt er sich noch vor, sie ging aber auch sehr schnell auf den Bischof von Samland über.

Damit war endlich eine Entwicklung zum Abschluß gekommen, die 1245 mit dem Satze begonnen hatte, der Kurland den Verhältnissen in Preußen gleichstellte. Was zunächst ein Vorstoß des Ordens gegen den Bischof gewesen war, hatte sich immer stärker zu einer Wendung des Memelgebietes aus Livland nach Preußen gewandelt. Die Entscheidung war mit der freiwilligen Übergabe Memels an Preußen durch die Livländer im Jahre 1328 gefallen. Jetzt, mit dem Verzicht des kurländischen Bischofs, hatten sich die livländischen Staatsgewalten rechtlich aus dem Memel- und Dangegebiet endgültig zurückgezogen.

Das konnte nicht bedeuten, daß Memel darauf verzichten sollte, geographischer und strategischer Mittler zwischen Livland und Preußen zu sein. Hierin blieb die Stadt unentbehrlich im weiten Zusammenhang ihrer Stellung. Nach Kurland gerichtet, aus dessen politischem Zusammenhang sie sich löste, und nach Preußen, dem sie sich notwendig anschloß, zwischen beiden das Tor und mit seiner Burg der Wächter des Lores, von Litauen her immer bedroht, das nur an dieser Stelle die Zange der livländisch-preußischen Umklammerung zertrümmern konnte, aber auch der Ausgangspunkt für zahllose Kriegsreisen ins Innere des Landes, war Memel von einer äußeren strategischen und politischen Bedeutung, der unter der Belastung durch diesen Wert sein Inhalt an Eigenleben in keiner Weise entsprach.

Sieht Memel daher in jeder Beziehung an seiner gleichmäßig Preußen und Livland zugehörigen Aufgabe fest, so bildete sich andererseits im Laufe der Zeit um so schärfer das Bewußtsein dafür aus, daß es zu Preußen gehöre. Im Anfang des 15. Jahrhunderts kamen öfter Kuren über die Grenze bis auf die Felder von Memel, bedrohten die Burgen, raubten Geräte aus den Hütten am Strand und machten im Jahre 1409²²⁾ energische Schreiben des Komturs von Memel an den von Windau nötig, um sich dieses Gefindel von jenseits der Grenze vom Halse zu halten. Andererseits beschwerte sich aber auch der Windauer darüber, daß oft Kuren nach Memel flüchteten und dort blieben, so daß für Kurland die Gefahr der Ent-

²¹⁾ Livl. II. B. III nr. 1319.

²²⁾ Livl. II. B. IV nrr. 1778, 1782.

völkerung drohe. Hier scheint sich gleichfalls jener lettisch-kurische Siedlungszug in das preußische Dange-Memelgebiet hinein anzudeuten, der dann zum Teil noch größeren Umfang annahm.

Diese unmittelbare Verbindung, die sogar dem Bevölkerungszuge mehr Spielraum ließ, als den Verwaltungsbehörden beiderseits der Grenze lieb war, wurde bald durch den Frieden am Melno-See im September 1422²³⁾ zerrissen. Nicht nur ging Samaiten endgültig verloren; auch kurisches Gebiet wurde abgetreten, auf das Witomt als erster mit der Behauptung Anspruch erhoben hatte, es sei uraltes litauisches Land. Die neue Grenze führte in einer Entfernung von drei Meilen am Memelstrom, Ruß, Haff und Burg Memel vorbei, durch die Wildnis ans Meer. Sie blieb im großen und ganzen bis zum Versailler Vertrag gültig.

Es ist schwer zu erkennen, weshalb gerade diese Grenze gewählt wurde; sie zeigt in der vagen Angabe der Dreimeilen-Entfernung, wie wenig sie geographische und natürliche Grundlagen hatte, die jenen Zeiten als Merkmal der Grenzziehung besonders wichtig sein mußten. Auch ihre allerdings auffallende Abhängigkeit von den Abbruchslinien der hochsamaitischen Endmoränenlandschaft zum Alluvium des Memeldeltas erklärt sie nicht. Dennoch kann sie nicht willkürlich sein. Der Orden muß sich besonders darum bemüht haben, die Burg und Stadt Memel zu behalten und mit ihr einen Raum, der ihm wenigstens einige Bewegung ließ. Es ist sehr charakteristisch, daß Witomt auf diese Grenzführung einging, obgleich er die strategische Wichtigkeit des Postens gegen Livland voll erkennen mußte. Aber er konnte keine Ansprüche erheben, deren Dringlichkeit und Recht ihm auch das Gebiet um Memel zusprach, wie etwa Samaiten.

Die jahrzehntelangen Kämpfe des Ordens um Samaiten waren also vergeblich gewesen. Witomt hatte den samaitischen Keil, der schon immer hindernd zwischen Preußen und Livland gelegen hatte, bis an das Meer vorgetrieben. Damit war auch Memel vom nördlichen Ordensstaat getrennt. Erst jetzt machte die politisch-geographische Grenze es offensichtlich zu jener Grenzstadt im nordöstlichen Preußen, als die auch unser historisches Bewußtsein es kennt. Tatsächlich änderte sich freilich noch nicht viel. Die Verbindung, gefährdet, ob nun Krieg oder Friede mit Litauen herrschte, führte auch weiter über Memel den Strand entlang. Es hielt die Fühlung nach Norden aufrecht, auch wenn sich jetzt fremdes Staatsgebiet zwischen Preußen und Livland schob.

Nach einigen Jahrzehnten des Friedens, die allerdings für Memel weder wirkliche Ruhe brachten, noch es aus seiner Handelslage größeren Nutzen ziehen ließen, machte der 13jährige Krieg noch einmal alle Beziehungen lebendig, durch die Memel in seiner Schlüsselstellung auch im weiteren Zusammenhange wichtig war.

Gleich anderen preußischen Städten beim Aufstand des Bundes verraten, fiel es dann in die Hände der Samaiten. Im November 1455 wurde es von den Livländern genommen, die bis dahin zur

²³⁾ Livl. II. B. V nr. 2637.

Unterstützung der Preußen in Königsberg gelegen hatten²⁴). Die Stadt und die Vorburg gingen in Flammen auf, die Burg wurde von den Samaiten geräumt. Zwar waren die Livländer von Preußen, von Königsberg aus zum Angriff vorgegangen. Aber der Zusammenhang mit Livland war dadurch doch noch einmal hergestellt. Für das Zusammenwirken der beiden Ordenszweige, besonders der Weg der livländischen Hilfstruppen nach Preußen, war der Gewinn bedeutend. Herzog Balthasar von Sagan schrieb einem deutschen Fürsten, Memel sei genommen, „so das die pforte czwischin Preussen und Lieffland ganz offin ist²⁵).“ Es unterstand wieder dem Meister von Livland.

Es diente ihm bereits im folgenden Jahre 1456 als Objekt für die Verhandlungen mit König Christian von Dänemark.

Im Norden wie im Süden der Ostsee standen die Mächte sich feindlich gegenüber²⁶). In Skandinavien kämpft Christian um die Erhaltung der Kalmarer Union gegen Karl von Schweden. Im Süden war der Krieg zwischen Polen und dem Bund unter Danzigs Führung auf der einen, dem Orden auf der anderen Seite wieder ausgebrochen. Die Hanse, enger mit Danzig als mit dessen Gegnern verbunden, England und Holland bedrängten wenigstens in diplomatischen Aktionen bald die eine, bald die andere Seite, um die Freiheit des Seehandels nach Möglichkeit zu wahren. Gemeinsame Feindschaft und Freundschaft gruppieren die Ostseemächte. Der Angelpunkt ihrer Beziehungen lag bei Danzig. Mit ihm waren der dänische König wie der Orden verfeindet. So war für sie ein Bündnis das gegebene; auf der andern Seite fanden sich Danzig und der Bund mit Polen sowie König Karl von Schweden.

Die schwankende Politik Christians und die nicht minder vorsichtige des Ordens realisierten ein Bündnis vom 7. Oktober 1455 nur für die Kasse des Dänenkönigs. So verhandelte der livländische Orden, der in diesen Zeiten der eigentliche Träger der Seepolitik des Ordens ist, auch in den folgenden Jahren mit König Christian. Im Herbst 1456²⁷) berichteten die Ordensgesandten aus Kopenhagen, daß der König für seine Hilfe eine jährliche Geldsumme, die Abhängigkeit Livlands und die Auslieferung Memels verlange.

Memel sollte während des Krieges von dänischen Truppen besetzt und dem Orden nach Friedensschluß zurückgegeben werden, sobald er die Verpflegung und sonstigen Unkosten der Besatzung bezahlt habe. Aber der Orden wußte, wie man durch unerschwingliche Geldforderungen aus der zeitweiligen Übergabe einen dauernden Besitz mache, und wollte von sich aus die Verpflegung stellen. Die dem Orden befreundeten Kaufleute sollten freie Fahrt nach Memel haben, der Orden selbst freien Weg für seine Briefboten zwischen Livland und Preußen.

²⁴) Livl. II. B. XI nr. 470.

²⁵) Livl. II. B. XI nr. 500.

²⁶) Vgl. Daenell, die Blütezeit der deutschen Hanse II (Berlin 1906), S. 146 ff.

²⁷) Livl. II. B. XI nr. 630.

Für den Fall aber, daß Preußen selbst an den König von Polen verloren gehe, wurde bestimmt, „dat men den deme vurgerorden herrn Konige to Denemarken . . gunne und laete dat slot tor Memel so mer alse dem Konige to Polan²⁸⁾“. Das also war der Grund, aus dem der Orden unter Umständen auf Memel verzichten wollte. Selbst wenn das Schlimmste geschah und Preußen verloren ging, sollte Polen die Schlüsselstellung am Ausgange des Kurischen Haffs nicht erhalten. Solange sie ein Dritter besaß wie der König von Dänemark, war sie noch wiederzugewinnen und blieb für Livland der Zugang nach Preußen erreichbar.

Sah der Orden Memel auch hier im Zusammenhang der baltisch-preußisch-litauischen Politik, so wurde die Stadt mit der Forderung des dänischen Königs hier zum ersten Mal in ihrer Geschichte als Faktor der Seepolitik gewertet. Von ihrem Hafen aus konnte der Däne sich am Südostrufer der Ostsee eine Stellung schaffen, durch die er Danzig und seinen litauischen Handel, Riga und den gesamten Verkehr beherrschte, der sich zwischen ihnen und von ihnen aus abspielte.

Die Pläne Christians zerschlugen sich. Im Herbst 1457²⁹⁾ schloß der Orden einen Vertrag, in dem noch von Geldzahlungen, nicht mehr von der Untertänigkeit Livlands und der Besatzung Memels die Rede war. Gleichzeitig schlug der Meister von Livland dem Elbinger Komtur vor, die Preußen sollten Memel wieder übernehmen: es könne von Livland aus auf die Dauer nicht gehalten werden. Auch jetzt zeigte sich der Zusammenhang Memels mit Preußen enger als jeder andere. Aber der preußische Orden war wohl nicht imstande, das Schloß zu besetzen. Es blieb bis zum Jahre 1468 in livländischer Verwaltung³⁰⁾.

Noch einmal schien es unter dem letzten Hochmeister, als ob Memels Lage an der Ostsee es einem neuen Unheil aussetzen sollte. Wieder wurde es als Hafenstadt von Seemächten der Ostsee bedroht. Im Mai 1524 plante „der Schwede samt denen von Lübeck“ einen Angriff auf die Stadt. Als der Stellvertreter des Hochmeisters, der samländische Bischof Georg von Polenz, davon Nachricht erhalten hatte, schrieb er auch an den Meister in Livland um Hilfe³¹⁾. Er wies ihn darauf hin, daß Memel „Paß und Straße“ nach Livland sei; an ihrer Verteidigung waren die Livländer ebenso interessiert wie die Preußen. Für den Ordensstaat blieb Memel der Schlüssel zu den drei Ländern, die dort zusammentrafen. Im dänischen Vorschlag von 1456, in der Bedrohung durch die Schweden aber drückte sich bereits aus, daß ein anderer Faktor seiner Lage wichtig für seine Geschichte werden sollte: die Lage an der Ostsee.

Der Angriff der Schweden und Lübecker blieb aus, aber der Vertreter des Hochmeisters fürchtete für Memel, solange Erich von Braunschweig dort Komtur war³²⁾. Die Entwicklung Albrechts zum

²⁸⁾ Ebenda, S. 501.

²⁹⁾ Livl. U. B. XI nr. 702.

³⁰⁾ Voigt, Gesch. Preußens IX, S. 18.

³¹⁾ Ordensbriefarchiv (Königsberg) vom 23. Mai 1524.

Luthertum entfremdete ihn dem jungen Fürsten. Dazu vernichtete ihm die Aussicht der Säkularisation die erhoffte Laufbahn. Obgleich ihm die Komturei Koblenz zugewiesen war, blieb er in Memel. Er hielt gute Verbindung mit Wolter von Plettenberg. Es kam nicht zu weiteren Schritten; aber eine Zeitlang konnte man befürchten, daß Erich sich dem livländischen Meister unterstellen würde, um für sich und seine Komturei der Reformation und Säkularisation zu entgehen. Die impulsiven Pläne Erichs von Braunschweig waren der letzte Schatten jener alten Verbindung des Memelgebietes mit dem baltischen Deutschtum. Die Säkularisation trat entfremdend zwischen Preußen und Livland. Immer weiter wichen die Linien der Entwicklung hier und dort auseinander, bildete die Geschichte neue Zusammenhänge, während die alten sich lösten. Und je mehr sich aus den beiden Gebieten der nordostdeutschen Kolonisation Bildungen mit zwar verwandten, aber doch eigentümlichen Merkmalen entwickelten, desto bedeutungsvoller erscheint für die heutige Struktur des Memelgebietes jener Tag, an dem es aus livländischer in preußische Verwaltung überging.

Auch im preußischen Ordensgebiet hat die deutsche Kolonisation das Memelland nur noch in späten Ausläufern erreicht³²). Aber in Livland wäre Memel wirklich nur eine kleine deutsche Stadt in volksfremdem Lande geblieben. Es hätte die städtische deutsche Kultur entwickelt, die auch die mittleren Städte der baltischen Randstaaten noch heute in ihrem Aufbau besitzen. Auch Memel wäre die Tragödie des baltischen Schicksals nicht erspart geblieben. In Preußen dagegen wurde sein Hinterland im 15. und 16. wie im 18. Jahrhundert von deutschen Kolonisten besiedelt. Gleich dem übrigen Lande schloß es sich der Reformation an. Vor allem aber blieb es durch den preußischen Staat dem deutschen Kulturkreis erhalten.

Sechs Jahrhunderte sind seit dem 25. Mai 1328 vergangen. Sie waren lang genug, um aus Memel und Memelland ein abseitiges und bescheidenes, aber völlig dazugehöriges Teil des preußischen Staates zu machen. Es war belanglos, daß seine Landbevölkerung im 16. Jahrhundert und später weithin durch litauische Zuwanderung zweisprachig geworden war und zunächst zwei Kulturkreisen angehörte. Das gleiche Staatsbewußtsein herrschte, der Staat gab gleiche Möglichkeiten, stellte gleiche Forderungen. Es wußte sich auch im fernen Grenzwinkel in der Sicherheit seines Staates, dessen größere Möglichkeiten und intensiveres Leben im Zentrum und Westen lagen. Die Gunst der eigenen Stellung, die es zur Ordenszeit selbst so schwer belastet hatte, war mit dem Frieden nun endlich wirtschaftlich fruchtbar geworden³⁴). Memel wurde das Tor des Holzhandels aus dem weiten Stromgebiet des Njemen.

³²) Über ihn vgl. J. Weisse, Herzog Erich von Braunschweig, der letzte Komtur des Deutschordens zu Memel (Abg. 1908).

³³) Vgl. P. K a r g e, Die Litauerfrage in Altpreußen in geschichtlicher Beleuchtung (Abg. 1925).

³⁴) Memels Stellung als Handelsstadt ist in diesem Aufsatz nur wenig berücksichtigt worden. Sie durfte vernachlässigt werden. Die Bedeutung dieser Rolle Memels gehört fast ganz einer späteren Zeit an. Bis tief in das 16. Jahr-

Im Zusammenbruch des deutschen Ostens ging auch Memel verloren. In ihm aber gewann es auch einen Teil seiner alten, ursprünglichen Aufgabe zurück. Schon im Anfang trug es preußische Züge in seinem staatsrechtlichen Aufbau, ehe es noch preußisch wurde. Heute ist es, seinem Wesen nach preußisch und ein Teil des Deutschen Reiches, staatlich getrennt und nimmt im Kampf um seine Autonomie wieder baltische Züge an.

Jene alte Schlüsselstellung zwischen Livland und Preußen, an der Ostsee, am samaitisch-litauischen Randgebiet, zu dem selbst es heute so wenig wie einst gehört, ist wieder aktiviert worden. Memel ist wieder etwas im weiteren Rahmen der politischen Gestaltungen, und ist, aus seiner Lage heraus, ähnliches wie es damals war. Solange es Mittler war zwischen dem preußischen und dem livländischen Ordenslande, war ihm selbst jede Blüte verwehrt und es wichtig nur in den Beziehungen, die hier sich schnitten und trafen. Seine politische Aufgabe war geringer geworden, als es nur Handelsstadt war, die im Siebenjährigen Kriege, an der Kontinentalsperre, an osteuropäischem Holz verdiente. In der Vergangenheit zumindest war der Wert und die Aufgabe dieser von allen Zentren abgelegenen Stadt immer am größten, wenn Zusammenhänge auf ihre lasteten, denen das Eigenleben nicht gewachsen war, wenn sie selbst litt, damit Größeres geschehen oder Schlimmeres verhütet werden konnte.

Ein Urkundensfund in der Marienburg.

Von Bernhard Schmid.

Die nachstehend abgedruckte Urkunde ist durch ihre eigenartigen Fundumstände bemerkenswert. Als Steinbrecht die Schloßkirche St. Marien wiederherstellte, wurde auch das schwere, gotische Wandgestühl des westlichen Teiles von den Wänden abgerückt, um diese bis unten hin genauer zu untersuchen. Hierbei fand man im März

hundert hinein war ja gerade das für seine Geschichte kennzeichnend, daß seine außerordentlich günstige Lage am Ausgang des Njemen durch die politische Situation wirtschaftlich wertlos blieb. Der durchaus entwickelte Handel Litauens wich nach Niga, nach Masovien oder über Polen zur Oder aus. Erst als die Litaverreisen und Kriegszüge beendet waren (vorher nur in kurzen friedlichen Perioden), wählte er die natürliche Straße des Memelstromes. Dann aber führte er an Memel vorbei nach Danzig, das auch den Holzhandel fast ganz bei sich konzentriert hatte. Vgl. dazu Joh. Kemeika, Der Handel auf der Memel von Anfang des 14. Jahrhunderts bis 1430 (Kieler Dissertation) in: Taula ir Zodis Bd. 5, Kowno 1927. Nach dem zweiten Thorner Frieden riß auch Königsberg einen namhaften Teil des Memelhandels an sich. Erst ganz langsam in Wirtschaftskämpfen bis in das 19. Jahrhundert hinein, lenkte Memel den Handel zur Mündung des Kurischen Haffs in die See. Vgl. auch G. Novak, Die preußisch-litauischen Handelsbeziehungen zur Zeit Herzog Albrechts (1525—68), (Dissert. Königsberg 1922), Zurkałowski, Neue Beiträge zur Gesch. d. Stadt Memel, Mitpr. M. 46 (1909), S. 83 ff. sowie dessen Kontroverse mit Sembriski im gleichen Bande, S. 278 ff.

1889 hinter dem Gestühl zwei Pergamente des 14. Jahrhunderts. Man kann annehmen, daß dieses Gestühl entweder zur Zeit der Kirchweihe nach dem Erweiterungsbau, 1344, schon vorhanden war, oder bald darnach eingebaut ist. Ebenso ist es wohl sicher, daß dieses Gestühl vor 1889 nie abgerückt ist. Das eine Pergament, vom 27. März 1369 ist die Einleitung eines Notariats-Instrumentes, das ein nicht genannter Notar vor dem Hochmeister und den fünf Großgebietigern „in castro sancte Marie domo principali ordinis etc.“ aufgenommen hat. Der Zettel zeigt zwei größere Zusätze am Rande, ist deshalb wohl verworfen und scharf unter der letzten Zeile abgeschnitten. Für den Kanzleidienst hat man sich dies als eine öfters wiederkehrende Eingangsformel wohl aufgehoben.

Das zweite Pergament, etwa 9,5 : 27,0 cm groß, bietet inhaltlich mehr. Es ist am 19. November 1358 zu Marienburg ausgestellt und besagt, daß der Orden den Erzbischof Arnestus von Prag in seine Gebetsgemeinschaft aufnimmt. Das Schriftstück ist sauber geschrieben, mit vielen Abkürzungen, und ohne jede Faltung, war auch nie besiegelt. Ob es eine verworfene Reinschrift oder eine Abschrift für den Kanzleigebrauch war, ist jetzt schwer zu entscheiden. Arnestus von Pardubitz war seit 1343 Bischof und von 1344 bis 1364 Erzbischof von Prag; vergl. Cubel, Hierarchia catholica medi aevi 1198 bis 1431, I pag 408. Über den Anlaß zu diesem Akt der Dankbarkeit berichtet das 1378 abgeschlossene Chronicon Livoniae des Hermann von Wartberg*). Ein abtrünniger Ordensbruder hatte das Gerücht verbreitet, daß die Litauer sich wollten taufen lassen. Der „allzu leichtgläubige“ Kaiser Karl IV. schickte daraufhin 1358 die Kommissare, den Erzbischof von Prag, Herzog Johann von Troppau und den Deutschordensmeister in deutschen Landen nach Preußen und Litauen, aber die Litauer verspotteten und verlachten sie, wie es ein Ordensbericht aus späterer Zeit überliefert. Es mag dem Hochmeister selbst unangenehm gewesen sein, daß diese kaiserlichen Abgesandten vor eine von vornherein aussichtslose Aufgabe gestellt waren, und daher dieses besondere Zeichen des Dankes. Man kann wohl annehmen, daß der Erzbischof diese Verleihung in Marienburg selbst empfangen hat; sie ist immerhin ein kleiner Beitrag zur Kenntnis der freundschaftlichen Beziehungen hoher geistlicher Würdenträger in jener Zeit.

Wie sind diese Pergamente an den Fundort gelangt? Die Rückwand des Gestühls ist zwei Meter hoch und größtenteils ganz dicht an der Mauer, ein zufälliges Verlieren ist hier so gut wie ausgeschlossen, ein absichtliches Verstecken, etwa aus Schabernack, sehr unwahrscheinlich. Sie können also nur in einer Zeit, in der das Gestühl von der Wand abgerückt war, hier heruntergefallen sein, und den Anlaß zum Abrüden bot vielleicht die Ausführung der Wandmalereien in den Arkaden unmittelbar über dem Gestühl. Man brauchte Raum zur Aufstellung von Gerüsten, wollte aber in dieser Zeit die Benutzung des Gestühls nicht entbehren. Der Zettel vom

*) Script. rer. Pruss. II. Leipzig 1863, Seite 79.

März 1369 würde dann ein Anhalt zur Zeitbestimmung der Wandgemälde, der Patriarchen, Propheten und Apostel sein. Steinbrecht glaubte Beziehungen zu den Wandgemälden des Hansasaales im Rathause zu Köln herausfinden zu können, was wohl zutreffend ist. Diese sind 1370 entstanden. Vergl. das amtliche Verzeichnis der Gemälde des Wallraf-Richartz-Museums zu Köln, 1910, Seite 104, Nr. 335—339; ähnlich im Wegweiser 1927, Seite 26. Die Fundumstände dieser beiden Pergamentzettel würden diese Datierung bestätigen: um 1370. Der Verlierer war vielleicht kein Kanzleibeamter, sondern der Maler, denn Maler benutzten Pergamentstreifen zum Überkleben der Fugen des Malgrundes der Tafelgemälde. Vier solcher Streifen, aus einem theologischen Buche herausgeschnitten, wurden 1912 auf den Tafeln des Graudenzener Altares gefunden. So mag der Marienburger Wandmaler gleichzeitig auch mit der Ausführung von Altartafeln, die wir leider nicht mehr besitzen, beschäftigt gewesen sein.

Venerabili in Christo patri ac domino, domino Arnesto dei gracia sancte Pragensis ecclesie archiepiscopo frater Winricus de Knyprode ordinis fratrum domus Thewtonicorum hospitalis sancte Marie Jerosolimitani magister generalis, salutem et bonis perfrui sempiternis. Devocionem quam ad ordinem nostrum geritis ob dei reverenciam affectu sincere karitatis acceptantes, Christoque non immerito acceptabilem fore credentes piis ipsam beneficiorum spiritualium vicissitudinibus compensari, Vos ad universa et singula Religionis nostre suffragia in vita recipimus prout et in morte, plenam vobis participacionem bonorum omnium tenore presentium concedentes, que per fratres nostri ordinis ubicunque locorum morentur operari dignabitur clemencia salvatoris. Datum Marienburg XIX. die mensis Novembris Anno domini millesimo ccc I viii.

Ein Beitrag aus dem schwedischen Reichsarchiv zur Haltung der preußischen Stände im 1. Nordischen Krieg.

Von M a r S e i n.

Es ist bekannt, daß zu den Gründen, die den Großen Kurfürsten 1657 zum Aufgeben des schwedischen Bündnisses und zur Rückkehr zu Polen bewogen, auch die Besorgnis gehörte, daß die preußischen Stände sonst ohne und gegen ihn den Weg nach Warschau finden würden, den sie seit fast eineinhalb Jahrhunderten zu gehen gewohnt waren, so oft sie gegen den Landesherrn Rückhalt zur Bewahrung ihrer Rechte und Privilegien nötig zu haben meinten. Der Königsberger Vertrag vom Januar 1656, der das Herzogtum Preußen zu einem Lehen der Krone Schweden machte, hatte die den Sondervorteilen der Stände so bequeme Verbindung mit Polen zerissen. Und wenn sie zunächst noch hoffen mochten, bei Schweden

einen Retter ihrer „uralten Freiheit“ finden zu können, so zerrann diese Hoffnung, seit Karl X. Gustav im November 1656 seiner Lehns-herrlichkeit im Labiauer Vertrag entsagte. Mit der Erwerbung der Souveränität hatte der Kurfürst ein Ziel erreicht, das er sich schon im Sommer 1655, als er bei Ausbruch des schwedisch-polnischen Krieges genötigt worden war, Partei zu ergreifen, gesteckt hatte.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Stände schon vor dem Abschluß des Labiauer Abkommens von diesen Plänen gewußt haben. Sie fürchteten seine Verwirklichung umsomehr, als die Haltung des Kurfürsten sie in der Tat um das Schicksal ihrer Privilegien besorgt machen durfte, wenn er ihr souveräner Herr war und blieb. Die Not des Krieges hatte Friedrich Wilhelm dazu gezwungen, unter Bruch der geltenden Rechtsanschauungen von den Ständen nicht bewilligte Steuern auszusprechen, die das durch Einquartierung, Durchmärsche, feindliche Einfälle und nicht zuletzt auch durch eine Seuche schwer heimgesuchte Land doppelt drückten.

Schon vor Abschluß des Labiauer Vertrages, im Herbst 1656, suchten jedenfalls einige preußische Adlige, namentlich ein Oberst Krehen, Verbindung mit Franz von Visola, der im Sommer vorübergehend als österreichischer Gesandter in Preußen geweilt hatte. Krehen stellte ihm den im Lande gegen den Kurfürsten herrschenden Unwillen vor, und sprach es unverhohlen aus, wenn Erzherzog Wilhelm, des Kaisers jüngster Bruder, zur Unterstützung Polens nach Preußen kommen wollte, würde das Land sich erheben und den Brandenburger vertreiben oder doch zum Verzicht auf die Souveränität nötigen. Waffen und Pferde seien bereit, auch an Geld fehle es nicht; auf Königsbergs Mitwirkung sei zu rechnen. Er bat, den Kaiser hiervon zu benachrichtigen; sobald seine Truppen sich näherten, würden sie sich erheben. (Vgl. Pribram im Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 70, S. 202 f. und 212.)

Und dann erfolgte, ein knappes Jahr nach dem Labiauer Vertrag, in Wehlau und Bromberg auch der Verzicht Polens auf die preußische Souveränität. Wohl sicherten diese Verträge dem Herzogtum Preußen den Frieden. Und dies erkannten die Stände in einer offiziellen Eingabe vom 11. Oktober 1657 auch dankbar an. „Wenn wir aber“, so hieß es in ihrer Erklärung weiter, „zurückgedenken und den glücklichen Zustand unserer Voreltern, welche nicht allein in sicherem Frieden, sondern auch in ungekränkter F r e i h e i t gelebet, betrachten, und den unserigen entgegenhalten, so werden wir gewahr, daß bei dieser neu erworbenen Ruhe wir leider nichts mehr als einen bloßen Schatten der alten Glückseligkeit haben.“ (Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Bd. 15, S. 398.) Ein französischer Diplomat hörte damals, daß die Preußen eine Erhebung planten (Waddington, Le Grand Electeur, Bd. 1, S. 72).

Zu dieser kurzen Notiz bringt ein bisher unbekannter Bericht des schwedischen Gesandten am brandenburgischen Hof, Bartholomäus Wolfsberg, vom 11. November 1657 eine wertvolle Ergänzung.

Wolfsberg hatte im Herbst 1657 mit dem Kurfürsten Königsberg verlassen und ihn über Bromberg, wo die bekannte Begegnung und offizielle Versöhnung mit dem polnischen Königspaar erfolgt war, nach Berlin begleitet. In seinem Bericht an König Karl Gustav vom 11. November schilderte er die Vorgänge bei den Bromberger Festtagen und fuhr dann fort: Wiederholt „hat der König mit dem Churfürsten einen ziemlich starken Trunk getan und ist so treuherzig geworden, daß er dem Churfürsten geoffenbaret, was gestalt noch neulicher Zeit einige von seinen preußischen Geheimen Räten (d. h. also Oberräten), den König nicht alleine invitiret, daß er igo, da der Churf. mit seiner Armee weg wäre, kommen, sich des Landes bemächtigen und ihrer Assistance in Eröffnung Thür und Thor versichert sein wollte, sondern auch inständig angehalten, daß der König dem Churf. die so gar embsig suchende und zu der preußischen Stände Präjudiz gereichende Souverainitet, so dem Berlant noch mit gewissen Conditionen der Churf. nunmehr von Polen auch erhalten haben soll, nicht bemilligen möchte.“ (Reichsarchiv Stockholm.) Daß der weinselige Polenkönig im großen ganzen die Wahrheit sprach, wird man glauben dürfen, umso mehr, als seine Mitteilungen so gut zu der Andeutung des französischen Diplomaten passen. Ein Irrtum dürfte jedoch bei der Angabe vorliegen, daß die Oberräte selbst das hochverräterische Ansinnen an König Johann Kasimir gestellt hätten. Nach allem, was wir wissen, hätten diese einen derartigen Treubruch nicht gewagt, so ungern sie auch das Lehnsband mit Polen zerrissen sahen.

Von einem der damaligen vier Oberräte, dem Kanzler Johann von Kospoth, haben wir (in den erwähnten Urkunden und Aktenstücken zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm) manch ein Zeugnis seiner Anhänglichkeit. Ein bisher unbekannter Brief Kospoths vom 17. Januar 1659, vermutlich an den Oberpräsidenten Otto v. Schwerin gerichtet, beweist gleichfalls aufs beste seine Loyalität. War Preußen seit 1657 auch von kriegerischen Ereignissen verschont geblieben, so hatte es doch inzwischen unter Einquartierungen und namentlich unter den hohen Kriegssteuern sehr zu leiden gehabt. Noch sei alles, schreibt Kospoth, „in schuldigster Devotion gegen Seine Churfürstliche Durchlaucht, nur daß die Contributiones dem Landmann sehr schwer fallen müssen, weiln wir niemals solchen Überlauf als jezo empfunden (d. h. wohl, so viel wie jezt mit Bittgesuchen überlaufen sind). An Remonstration und guten Worten, Ermahnung zur Geduld mangelt es nicht, aber es gehet schwer zu. Gott gebe Frieden, . . . massen unsere vires nicht tanti, und sollten auch mehr Völker (d. h. Truppen) hereinkommen, so ist der annona sehr zum Unterhalt exigua. Euer Erzellenz werden nichts bessers noch heilsamers vor diese Lande und nichts Nützlichs vor S. Churf. Durchlaucht als dieses raten können; denn Gott weiß unsern Zustand, welchen wir so deutlichen S. Churf. Durchl. nicht schreiben dürfen.“ Er bittet den Briefempfänger, den Zustand des Landes recht zu beherzigen, zumal immer die Gefahr bestände, daß Polen ohne seine Verbündeten Frieden mit Schweden schliesse, womit er doch wohl an-

deuten will, daß die polnischen Sympathien in Preußen an Boden gewinnen müßten, sobald Polen, nicht aber der Kurfürst von der Last des Schwedenkrieges befreit wäre. „Ich vor meine Person wünschte nichts lieber, als S. Churfl. Durchl., wann es Dero Zustand leiden möchte, diesen Landen näher zu sein, dann wo jemalen deren Gegenwart nötig gewesen, so ist sie jezo am nötigsten.“ (Reichsarchiv Stockholm.) Mit diesen treuen Worten schließt der Brief, deren Gesinnung uns in eine neue Zeit hinüberführt, in der man nicht mehr, um ein bekanntes Wort des Obersten v. Kalckstein anzuführen, in Warschau polnische und in Königsberg deutsche Kleider trug (Paczkowski in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Bd. 2, S. 106).

Buchanzeige.

Marie von Olfers. Briefe und Tagebücher. 1826—69.
Herausgegeben von Margarete von Olfers. Mit vier Lichtdrucktafeln. Berlin (Mittler u. Sohn) 1928.

Diesem Werke gebührt ein Hinweis auch in diesen Mitteilungen, entstammt Marie von Olfers (1826—1924) doch mütterlicherseits als Enkelin der Elisabeth von Stägemann, geb. Fischer, der Gattin des Geh. Staatsrats Friedr. Aug. von St., der Königsberger Buchdruckerfamilie Hartung. Wenn auch während ihres langen Lebens ihr eigentlicher Wohnsitz immer ihre Geburtsstadt Berlin geblieben ist, so hat Marie von O. doch wiederholt die Sommermonate auf dem ostpreußischen Gute ihres Großvaters, Metgethen verlebt, und ihre Briefe von dort aus verschiedenen Jahren geben ein anschauliches Bild von dem Leben auf dem Gute und damit einen kleinen Beitrag zur Geschichte des Gutes, das damals während der Bewirtschaftung durch August v. St., den Sohn Friedr. Augusts v. St., nicht in der besten Verwaltung sich befand. Treten aber in dem Werke diese für den Ostpreußen interessanten Momente weit zurück in der Mannigfaltigkeit des äußeren und inneren Erlebens der Marie von O., so bietet doch die Fülle des Stoffes so viel allgemein menschlich Anziehendes, daß jedermann, der die Fähigkeit besitzt, sich in eine „Persönlichkeit“ — eine solche war Marie von O. — hineinzuvertiefen, das Buch in steter Spannung durchlesen wird, um mit dem Wunsche zu schließen, daß diesem Bande bald auch eine gleiche Darstellung der letzten 55 Lebensjahre folgen möge. Nicht bloß das Leben und Treiben der Berliner Gesellschaft jener Zeit von 1848 an, für welche das Haus von Mariens Vater, des Generaldirektors der Königl. Museen, Jgnaz von Olfers, ein beliebter Treffpunkt war, tritt uns in den meist an die nächsten Verwandten gerichteten Briefen und den Tagebuchaufzeichnungen in voller Frische entgegen. Vor allem sehen wir die Entwicklung der reich begabten Marie von O. zu einer eigenartigen Persönlichkeit, wir sehen die Entfaltung ihrer künstlerischen Talente als Dichterin und Malerin und nicht zum wenigsten als Lebenskünstlerin. Ein Charakter zeigt sich uns, dem

die Betrachtung unter irgend einem politischen Gesichtspunkt niemals gerecht werden kann. Politik liegt außerhalb der Sphäre der Marie v. D., und äußert sie einmal eine politische Ansicht, dann ist sie sich auch der „Frauenpolitik“ bewußt. So wenn sie während des Schleswig-holsteinischen Krieges im April 1864 an ihren Schwager Yorck schreibt: „Ich glaube eigentlich jetzt an eine lange Kriegszeit, in der die Völker sich entführen und an edlen Thaten sich stärken und erfrischen . . . Das sind wohl barbarische Ansichten, und du meinst wohl auch, der Völkerfrühling käme durch Kultur und Frieden. Ich glaube es nicht mehr. In körperlichem Wohlergehen, in äußerem Glück entartet das Volk immer wieder nur in Schmerzen und Entbehrungen wird es groß. Der Staatsmann in Dir lächelt wohl. Dafür ist es auch Frauenpolitik, und ich würde ganz gern wieder ein Weibchen in dem verderblichen Glück leben.“

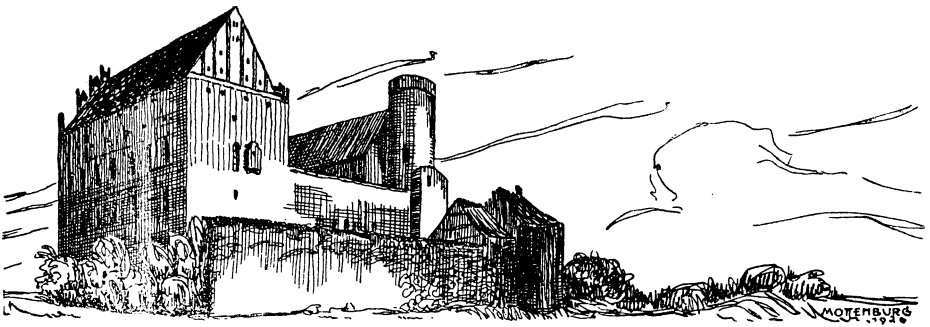
In feiner Zurückhaltung hat die Herausgeberin des Werks, eine Nichte der Marie v. D., zwischen den einzelnen mitgeteilten Brieffstellen und Tagebuchblättern nur kurze Mitteilungen zum Verständnis des Zusammenhangs und nur zu Anfang des Werkes im ersten Kapitel einen Abriß des Lebens der Marie von D. bis zum Beginn ihrer eigenen Mitteilungen gegeben, so daß der Vorwurf einer schönfärbenden Charakteristik nicht aufkommen kann, da ja Marie von D. selbst in ihren nie für den Druck geschriebenen Briefen und Tagebüchern zu uns spricht. Ein besonderer Wert des Buches liegt m. E. für die heutige, für familiengeschichtliche Forschungen besonders interessierte Zeit in folgendem. Es wird in diesem Werk uns ein weibliches Mitglied aus der dritten Generation einer Familie vorgeführt, von deren beiden vorausgegangenen Generationen uns auch je ein weibliches Mitglied in biographischer Darstellung geschildert worden ist. Im Jahre 1846 gab zuerst Wilhelm Doran „Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth von Stägemann“ aus deren Handschrift heraus. 1908/14 erschien der Lebenslauf der Tochter Elisabeths „Hedwig v. Olfers, geb. v. Stägemann (1799—1891),“ verfaßt von ihrer Tochter Hedwig, verheh. v. Abeken. Daran nun schließt sich jetzt diese Biographie von Hedwigs v. D. zweiter Tochter Marie. Hier bietet sich dem nicht nur die genealogische Abstammung verfolgenden Familienforscher Material und Gelegenheit, Anlagen des Geistes und Herzens weiblicher Familienmitglieder aus drei aufeinander folgenden Generationen vergleichend zu betrachten. A. W.

Königsberg i. Pr.

Kommissions-Verlag von Bruno Meyer & Co.

1928

Druck: Ostpreussische Druckeret und Verlagsanstalt A.-G.,
Königsberg i. Pr.



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 3

1. Juli 1928

Nummer 1

Inhalt: Vereinsnachrichten, Seite 1. — Karl Gustav Springer †, Seite 1. — Gottlieb Krause, Zur Vorgeschichte der Schlacht an der Ragbach, Seite 2. — Kurt Forstreuter, Zacharias Werner und seine Mutter, Seite 12.

Vereinsnachrichten.

- Im vergangenen Vierteljahr fanden folgende Vorträge statt:
16. April: Herr Oberbaurat Dr. Schmid: Die Marienburg. Neuere Forschungen und Ausgrabungen.
14. Mai: Herr Regierungsbaumeister Hauke: Das Heilsberger Schloß.

Am 10. Juni fand ein Ausflug nach Heilsberg statt. Unter Führung von Herrn Regierungsbaumeister Hauke besichtigten die Teilnehmer Stadt und Schloß Heilsberg. Ein Spaziergang ins Simsfertal bildete den Abschluß des Tages.

Die Mitglieder, die mit der Zahlung noch im Rückstande sind, werden dringend gebeten, den Beitrag (für Einzelmitglieder 6 M., für körperschaftliche Mitglieder 15 M.) auf das Postcheckkonto des Vereins, Königsberg 4194 einzuzahlen.

Karl Gustav Springer †.

Am 19. Mai starb in seiner Heimatstadt Königsberg der Rechnungsrat Gustav Springer. Ein tödliches Nierenleiden raffte ihn im 61. Lebensjahr dahin. Er war eine geborene Forschernatur. In der Stadt aufgewachsen, von seiner Mutter, einer geborenen von Arenken, schon in den Kinderjahren liebevoll in die Geschichte der engeren Heimat eingeführt, hat er sein ganzes Leben, soweit es die amtlichen Pflichten erlaubten, der Erforschung der Geschichte und Ortskunde Königsbergs gewidmet. Mit einem feinen Spürsinn, mit großem Fleiße und eiserner Beharrlichkeit ausgestattet, vertiefte er

sich in die einschlägige Literatur und trug ein gewaltiges Material von archivalischen Nachrichten zusammen. So wurde Springer der beste Kenner der historischen Topographie Königsbergs zu unserer Zeit. Es gibt keine Straße, keinen Platz, kein amtliches oder irgendwie bedeutsames Privatgebäude, dessen Geschichte und Entwicklung, soweit sie überhaupt feststellbar war, ihm nicht vertraut gewesen wäre. Da ihm eine gute Darstellungsgabe und volkstümliche Schreibweise zu eigen war, hat er die Ergebnisse seiner Forschungen zumeist in lebendigen und anschaulichen Aufsätzen in den drei großen Königsberger Zeitungen niedergelegt und dadurch höchst anregend für den geschichtlichen Sinn eines außerordentlich großen Leserkreises gewirkt. Aber diese Aufsatzreihen waren immer so wertvoll, daß sie auch gesammelt in Buchform ihrer Wirkung nicht entbehrten. So hat die Sammlung „Alt-Königsberg“ verschiedene Ausgaben erlebt. Ihr schließt sich ein vortrefflicher Fremdenführer durch Königsberg an, der auch bereits in dritter Auflage erschienen ist. Den Höhepunkt der Tätigkeit Springers bildete das Jahr 1924 mit dem Kant- und dem Stadtjubiläum. Damals erschienen die genannten Werke in neuem Gewande, ferner eine Monographie „Kant und Alt-Königsberg“ und das rein wissenschaftlich gehaltene „Geschichtliche Straßenverzeichnis der Stadt Königsberg i. Pr.“, in dem Springer sein reiches topographisches Wissen zusammengefaßt hat. Zu diesen größeren Arbeiten kommen noch an die 70 ortsgeschichtliche Aufsätze, die in demselben Jahr in den Tagesblättern erschienen sind. Nachdem er in den Ruhestand getreten war, dachte Springer sein Werk zu krönen durch eine Geschichte der Stadt Königsberg, die in der von Oskar Schlicht herausgegebenen Ostpreußischen Landeskunde in Einzeldarstellungen erscheinen sollte. Leider nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand, ehe er diese Aufgabe vollenden konnte. Auch das Erscheinen einer bereits fertiggestellten größeren Arbeit über die Tore der Stadt Königsberg hat er nicht mehr erleben dürfen. Springers Name wird bei allen fortleben, die sich je mit der Ortsgeschichte Königsbergs beschäftigen werden, um so mehr, da sich nicht so leicht ein anderer Forscher finden wird, der mit gleicher Liebe und gleichem Fleiße sich in die Geschichte der Stadt bis in die kleinsten Einzelheiten zu vertiefen bereit und befähigt sein wird. K.

Zur Vorgeschichte der Schlacht an der Katzbach.

Von Gottlieb Krause.

Wohl selten ist eine folgenreiche Schlacht so gegen jede Berechnung geschlagen worden wie die an der Katzbach am 26. August 1813. Sowohl Macdonald wie Blücher hatten sich dazu entschlossen, zum Angriff vorzudringen, und gingen dabei beide von der irrigen Voraussetzung aus, daß sich der Gegner defensiv verhalten werde.

Macdonald wollte an jenem Tage bis zur Gegend von Sauer, wo er den Feind vermutete, vorrücken, ihn dort angreifen und über diese Stadt zurückwerfen. Er erwartete den Zusammen-

stoß aber erst für den folgenden Tag. Der Marschall gebot über ein Heer von gegen 90 000 Mann, das seine Stellungen nördlich der Raabach zwischen Goldberg und Liegnitz hatte; die beiden Hauptgruppen befanden sich bei den genannten Städten. In 3 Kolonnen sollten seine vier Korps ihr Ziel, Jauer, erreichen. Als Zeitpunkt des Aufbruchs wurde für alle 7 Uhr vormittags bestimmt. Die beiden Korps Lauriston und Gérard sollten von Goldberg her sich über Seichau gegen Jauer wenden, das bei Liegnitz stehende Korps Souham auf direkter Straße gegen diese Stadt vorgehen. An die mittlere Kolonne, das Reiterkorps Sebastiani, erging der Befehl, sich von Brockenorf in südlicher Richtung auf Kroitsch und die Raabach-Brücke in Bewegung zu setzen. Der Oberfeldherr begleitete den Vormarsch des Korps Gérard¹⁾.

General Souham erhielt den Marschbefehl erst 9½ Uhr und brach mit seinem Korps zwei Stunden später auf, aber nicht in der von Macdonald vorgeschriebenen Richtung, sondern marschierte auf dem linken Ufer der Raabach südwestwärts, in der Absicht, den Fluß bei Kroitsch zu überschreiten, da die anderen Übergänge, auch die Chausseebrücke bei Liegnitz, zerstört waren²⁾.

Blücher hatte bereits am 24. August den Entschluß gefaßt, die Offensive zu ergreifen. Am 25. war sein Hauptquartier in Jauer, aber die beiden russischen Korps unter Sacken und Langeron standen bereits nördlich und nordwestlich davon bei Malitsch und bei Sennersdorf. Das Korps York, das noch bei Jauer zurückgeblieben war, marschierte daher in der Frühe des 26. unter Regen und Sturm bis über Brechtelsdorf hinaus, um sich mit den beiden andern Korps in eine Höhe zu setzen. Um 10 Uhr machten die Truppen halt und stellten sich in einer flachen Senkung zwischen Brechtelschhof und Bellwizhof verdeckt auf³⁾. Blücher nahm sein Quartier im Schlosse von Brechtelschhof; hier fand auch York Unterkunft.

Da der Feind in den beiden Tagen sich untätig gezeigt hatte, nahm man an, daß er auch jetzt keine Offensivbewegung vorhabe. Daher wurde von Blücher um 11 Uhr die Disposition zum Vormarsch ausgegeben. Man hatte sich zu einem umfassenden Angriff des bei Liegnitz stehenden Korps Souham entschlossen. Sacken sollte den Feind bei Liegnitz in der Front festhalten, York die Raabach bei Kroitsch und Dohnau passieren und dann nach Norden vordringen, um die Franzosen von Hahnau abzuschneiden und ihnen in den Rücken zu fallen. Langeron erhielt die Aufgabe, die bei Goldberg stehenden französischen Truppenteile abzuwehren. Schon spricht der Befehl Blüchers die Erwartung aus, daß beim Rückzuge des Feindes die Kavallerie mit Kühnheit verfare. „Der Feind muß erfahren, daß er im Rückzuge nicht unbeschadet aus unsern Händen

1) W. Sattig, Die Schlacht an der Raabach. Berlin 1914. Beiträge zur Geschichte der Befreiungskriege. Herausgegeben von R. v. Friederich. 4. Heft, S. 22, 23, 24, 25.

2) Ebenda, S. 31 u. 32.

3) Vgl. Beilage zum Militair-Wochenblatt. Monat Januar und Februar 1844, S. 117—118. Monat März und April, S. 122—123.

kommen kann.“ Punkt 2 Uhr sollten sich alle Kolonnen in Bewegung setzen⁴⁾).

Wie merkwürdig dieser Befehl! Man beabsichtigte, den Angriff über die Katzbach zu tragen, während der Feind schon selbst im Vormarsche gegen die Schlesiſche Armee begriffen war und sich seit fast 1½ Stunden mit ihren Vortruppen im Gefechte befand.

Auf der von Goldberg nach Sauer führenden Straße stand Langeron; seine Vorhut gelangte über Seichau hinaus. Schon gegen ½10 Uhr wurde sie vom Feinde, es war das 5. Korps (Gauriston), angegriffen und wich vor ihm, ohne ernstlichen Widerstand zu leisten, aus Seichau und weiter über den Pflinsengrund zurück.

Auch bei der Avantgarde des Dorschen Korps hatte der Kampf begonnen. Ihr Führer war der Oberst von Kähler. Preußische Kavallerie-Feldwachen zur Beobachtung des Feindes streiften jenseits der Katzbach. Zu ihrer Unterstützung wurden die langgestreckten Dörfer Kroitsch und Wültsch vom Major Klüg mit den beiden ostpreußischen Jägerkompagnien und 100 Tirailleurs des Brandenburgischen Infanterie-Regiments besetzt. Dahinter hütete Major Hiller mit dem Gros des Fußvolks der Vorhut Nieder-Grayn sowie die Defileen der Wütenden Reife. Es war gegen 10 Uhr, als die preußischen Bedetten in vollem Galopp vor Kroitsch erschienen, hinter ihnen große Massen feindlicher Reiterei, gemischt mit Artillerie. Es war das Reiterkorps Sebastiani. Klüg hielt mit seiner kleinen, tapferen Schar solange stand, „wie noch ein Schuß aus der Büchse bei dem starken Regen herauswollte“, dann zog er sich auf das rechte Ufer der Katzbach zurück, wo er von Kavallerie der Vorhut aufgenommen wurde. Sofort drängte der Feind nach und erhielt von Lasnig her Unterstützung durch 3 Bataillone der Brigade Meunier vom Korps Gérard, die den Reitern Sebastianis den Reifeübergang freimachen sollten⁵⁾. Nach kurzem Gefechte mit den preußischen Tirailleurs wurde Nieder-Grayn genommen, und als auch bald danach die Reife-Brücke in die Hände der Franzosen gefallen war, befahl Major Hiller den Rückzug auf die Talhöhen.

An der rechten Seite des Reifetales steigt eine Hochfläche 30 bis 60 Meter empor; sie stürzt in engen, steilen, schwer passierbaren Schluchten zum Tal hinunter. Oben bildet sie eine leicht gewellte Ebene; auf dieser hat sich am Nachmittage die Schlacht abgespielt. Die Franzosen, Reiter, Fußvolk und Artillerie, suchten nun an verschiedenen Stellen nördlich und südlich von Nieder-Grayn, hauptsächlich auf dem nach Zänowitz führenden Wege, das Plateau zu ersteigen. Der Aufstieg war schwierig und dauerte lange; die Truppen kamen vereinzelt und in Unordnung oben an. Nachdem die preußische Avantgarde den Feind eine geraume Zeit in den Defileen aufgehalten hatte, zog sie sich, der Übermacht weichend, langsam längs des Talrandes zurück. Es war etwa ½2 Uhr geworden,

⁴⁾ U. a. D. S. 126.

⁵⁾ Sattig, a. a. D. S. 25.

als die Franzosen einige Kräfte auf der Hochfläche entwickelten⁶⁾. Die schwer bedrängte Vorhut wurde von der preußischen Reserve-Kavallerie aufgenommen und setzte unter ihrem Schutze den Rückzug bis Bellwitzhof fort.

Führen wir uns die Lage der Gegner kurz vor der entscheidenden Schlacht vor Augen:

Um 2 Uhr finden wir die Avantgarde des Yorkschen Korps zwischen Bellwitzhof und Christianshöhe, das Gros in 2 Kolonnen zwischen Brechtelshof und Bellwitzhof. Das Korps Sacken näherte sich, von Malitsch her kommend, dem Dorfe Eichholz⁷⁾. So war die Hauptmacht der Schlesiſchen Armee, 55 000 Mann stark, auf der Hochfläche konzentriert und in günstigster Stellung. Das Korps Langeron freilich befand sich von ihr getrennt jenseits der Neiße an der Zauerschen Straße. Bei der französischen Boberarmee waren die Verhältnisse weit ungünstiger. Sie war in drei Gruppen zerrissen. Der linke Flügel, das Korps Souham, war außer einer Division noch weit zurück; im Zentrum waren die Franzosen an Truppenzahl viel schwächer⁸⁾ als die entgegenstehenden vereinigten Korps Yorks und Sackens. Dazu waren die Truppenkörper beim Ersteigen der Hochfläche vielfach auseinandergekommen und mußten aufs neue geordnet werden.

Auf dem rechten Flügel drang General Lauriston zwar siegreich gegen Langeron vor, aber diese Kämpfe sind für die Entscheidung des Tages ohne Belang gewesen; sie fiel beim Zusammenstoß der Gegner östlich der Neiße.

Es ist sehr auffallend, daß man im Blücherschen Hauptquartier, nachdem die preußische Vorhut schon einige Stunden mit dem Feinde gekämpft hatte, auch von Seiten des Langeronschen Korps der Kanonendonner herüberschallte, noch nicht im Ernste an das Anrücken des französischen Heeres glauben wollte, sondern meinte, daß es sich nur um eine Refognoszierung handele.

In der Darstellung Müfflings, der damals Quartiermeister der Schlesiſchen Armee war, werden diese Vorgänge, die er doch genau wissen mußte, verschleiert⁹⁾. Er erzählt: „Der General

⁶⁾ Weib. z. Militair-Wochenbl. 1844, S. 125. — Nach Rudolf Friederich (Der Herbstfeldzug 1813. Erste bis fünfte Auflage. Berlin 1912, S. 125) nahmen die Bewegungen zu einer ersten Aufstellung die Zeit bis 2 Uhr in Anspruch.

⁷⁾ Friederich, Der Herbstfeldzug 1813. 1. Bd. Berlin 1903, S. 300—301.

⁸⁾ Nach Sattig, S. 44, 49, haben zunächst nur die 6 Bataillone der Brigade Meunier, einige Batterien des Korps Gérard und die beiden leichten Kavallerie-Divisionen Sebastianis mit der Artillerie des Reiterkorps auf der Hochfläche gekämpft. Etwas später erschien die Division Prager vom Korps Souham, aber ohne ihre Artillerie. Ebenda S. 32, 45. Nach G. Illmann (Geschichte der Befreiungskriege 1813 u. 1814. 2. Bd. München u. Berlin 1915 S. 43) hat das Korps Gérard nicht 1 Brigade, sondern 1½ Divisionen für den Angriff im Zentrum hergegeben. Aber auch dann wäre die Übermacht auf Seiten der Verbündeten noch bedeutend gewesen.

⁹⁾ Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. Erster Teil. Erste Auflage. Berlin und Posen 1824. S. 29. Die 2. Auflage erschien Berlin, Posen und Bromberg 1827; sie enthält die hier angeführte Stelle ebenfalls auf S. 29.

en Chef . . . ließ den Marsch der Armee fortsetzen, bis die Meldungen um 11 Uhr vormittags so bestimmt wurden, daß er nicht mehr zweifeln konnte, der Feind sey im Vorrückten, vielleicht um ihn selbst zu einer Schlacht aufzusuchen. Er gab daher den Befehl, daß die Corps, wo sie sich befänden, anhalten und sich verdeckt aufstellen sollten, bis sich des Feindes Absicht noch mehr entwickelt habe. Sollte von Seiten des Feindes bis um 1 Uhr, also in zwey Stunden, kein weiteres Vorrückten erfolgen, folglich sich zeigen, daß seine Bewegung eine Reconoscirung sey, so würde der Marsch der Armee nach der frühern Disposition fortgesetzt.“ . . .

Die 11. Stunde war aber gerade der Zeitpunkt, an welchem der Befehl, der für 2 Uhr den Vormarsch über die Raabach zur Schlacht bestimmte, vom Hauptquartier ausgegeben wurde. Ein anderer Befehl wurde um jene Stunde von ihm nicht erteilt.

Müßfling berichtet dann über den Reconoscierungszritt, den Gneisenau und er gemeinsam unternahmen, durch den dem Oberkommando endlich die Augen über den wahren Stand der Dinge geöffnet wurden. Der Bericht ist kurz; in ihm läßt der Verfasser seine Person völlig zurücktreten. Recht verschieden davon ist jedoch die Darstellung, die er später „als eine Ergänzung“ dazu in seinen 1851 von seinem Sohne veröffentlichten Memoiren¹⁰⁾ gibt. Sie ist eingehender; im Mittelpunkt der Erzählung steht er jetzt selbst. Ihr Inhalt ist kurz folgender: Um „die Maßregeln des Feindes zum Behuf der weitem Beschlüsse zu erforschen“, ritten Gneisenau und Müßfling nach dem Vorwerk Christianshöhe und trafen dort den Major Hiller von der Avantgarde. Dieser versicherte, der Feind sei bereits mit bedeutenden Kräften auf dem Plateau. Dann kam ihnen Kätzler entgegen und antwortete auf die Frage, wo der Feind sei: er folge ihm auf dem Fuße. Müßfling ritt nun allein in dichtem Regen weiter und stellte, obgleich das Wetter keine weite Aussicht gestattete, das Erscheinen einer starken Kavallerie und einiger Batterien fest, auch erblickte er eine Kolonne Infanterie, die, vom Tale heraufkommend, das Plateau fast erreicht hatte. Er sah nach seiner Uhr, gibt aber nicht an, welche Zeit sie zeigte. Es muß jetzt schon nach 1½ Uhr geworden sein¹¹⁾. Um diese Zeit erst hat also das Oberkommando klare Einsicht in die Situation erhalten. Jetzt wurde nach Müßflings Vorschlägen der Plan zum Gegenstoß entworfen.

Die Auffassung Deibrücks in seiner Biographie Gneisenaus ist auch nicht einwandfrei. Darin heißt es¹²⁾: (Es) „wurde befohlen, am Nachmittag 2 Uhr den Fluß, jenseits dessen man den Feind vermuthete, zu überschreiten. Da brachten um Mittag die Vorposten die Meldung, daß der Gegner seinerseits im Begriff stehe, in Massen über den Fluß vorzugehen. Sofort wurde beschlossen, ihn herüberkommen zu lassen, um ihn dann auf diesem Ufer, einem hoch über dem Flußbett liegenden welligen Plateau, anzufallen.“ Daß

¹⁰⁾ „Aus meinem Leben“. Zweite Auflage. Berlin 1855. S. 51 ff.

¹¹⁾ Siehe oben S. 5, Anm. 6.

¹²⁾ Das Leben des Feldmarschalls Grafen Reithardt von Gneisenau. 1. Bd. Berlin 1882. S. 312—313.

Blücher sofort nach der von den Vorposten gebrachten Botschaft diesen Beschluß gefaßt habe, ist in das Reich der Fabel zu verweisen. In Wirklichkeit wollte man im Hauptquartier auch um Mittag noch nicht an einen Angriff seitens des feindlichen Heeres glauben, gab auch den Plan der eigenen Offensive noch nicht völlig auf; als aber nach dem Erkundungszug Gneisenaus und Müßlings kein Zweifel an der Absicht des Gegners mehr möglich war, stand dieser bereits in Massen auf dem Plateau.

Sagen wir es gerade heraus: Das Hauptquartier hatte sich vom Gegner völlig überraschen lassen. Nachdem es jedoch zur richtigen Erkenntnis gekommen war, hat es schnell und energisch gehandelt.

Bei der Prüfung der einzelnen Vorgänge, die sich unmittelbar vor der Schlacht an der Katzbach abgespielt haben, drängt sich dem Betrachter ein Gedanke auf, der in den Geschichtswerken sehr wenig zum Ausdruck gebracht ist, daß nämlich der General York von vornherein die damalige Lage der Schlesiischen Armee richtiger beurteilt habe, als ihr Oberkommando. Dieser durch Scharfblick und praktische Umsicht ausgezeichnete Feldherr hat den Plan, über die Gewässer der Neiße und Katzbach vorzustoßen, obwohl man die Masse des französischen Heeres am letzteren Flusse oder in seiner Nähe mußte, für bedenklich gehalten und sich der Ausführung desselben widersetzt. Diese Auffassung läßt Droysen in seiner trefflichen Biographie Yorks durchblicken; er sagt: „Es wird erzählt, daß York gegen Gneisenau erklärt habe: „er werde eher seinen Degen zerbrechen, als über die Katzbach gehen“, und Droysen fügt hinzu: „Diese Erzählung wird wohl richtig sein, obgleich die „Specialdisposition“ noch vorhanden ist¹³⁾, die York infolge der Blücherschen Disposition ausgab.“

Er begründet diese Annahme folgendermaßen:

„Als York jene ausgab, . . . waren kaum einzelne ferne Kanonenschüsse gefallen, und die Avantgarde jenseits der Katzbach hatte noch nichts von der Nähe des Feindes gemeldet. Aber bald (von 12 Uhr an) hörte man ein rascheres sich näherndes Feuern . . . Wenn um diese Zeit Gneisenau gefordert hat, daß York nach der Disposition um 2 Uhr . . . vorgehen solle, so war die Weigerung Yorks erklärlich, wie denn auch die Ausführung der Disposition — vielleicht in Folge solcher Erörterung — bis 3 Uhr hinausgeschoben wurde¹⁴⁾.“

Droysens Auffassung findet eine wirkungsvolle Bestätigung durch das Zeugnis eines ostpreussischen Mitkämpfers in jener Schlacht. In einem Exemplar des dritten Bandes von Droysens

¹³⁾ Aus den Akten des Kriegsarchivs des Großen Generalstabes mitgeteilt von Sattig, S. 34—35. Er schickt ihr folgende Bemerkung voraus: „York hatte die Disposition des Armees-Oberkommandos . . . nach 11 Uhr vormittags erhalten. Erschienen ihm diese auch nichts weniger als einsichtsvoll, so daß er zum Überbringer geäußert haben soll, er werde eher seinen Degen zerbrechen, als über die Katzbach gehen, so gab er doch folgenden Ausführungsbefehl“: . . .

¹⁴⁾ J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. 3. Bd. Berlin 1852. S. 49—50. Ich zitiere nach dieser, der 1. Auflage. Ich habe noch 2 spätere Auflagen, die 4. (v. 1863) und 8. (v. 1878) verglichen, sie geben die Stelle genau so wieder.

Werk in erster Auflage findet sich ein vergilbtes Blatt mit einer handschriftlichen Aufzeichnung eingeklebt, die sich auf die soeben angeführte Stelle bezieht und unterzeichnet ist:

„Drengfurth d: 3ten Oktober 1852. v. T h s z k a.“

Obgleich die Notiz solange Zeit nach den Freiheitskriegen niedergeschrieben ist, erscheint sie völlig glaubwürdig. Sicherlich geht sie auf einen gleichzeitigen Vermerk zurück¹⁵⁾. Ich teile sie hier vollständig mit:

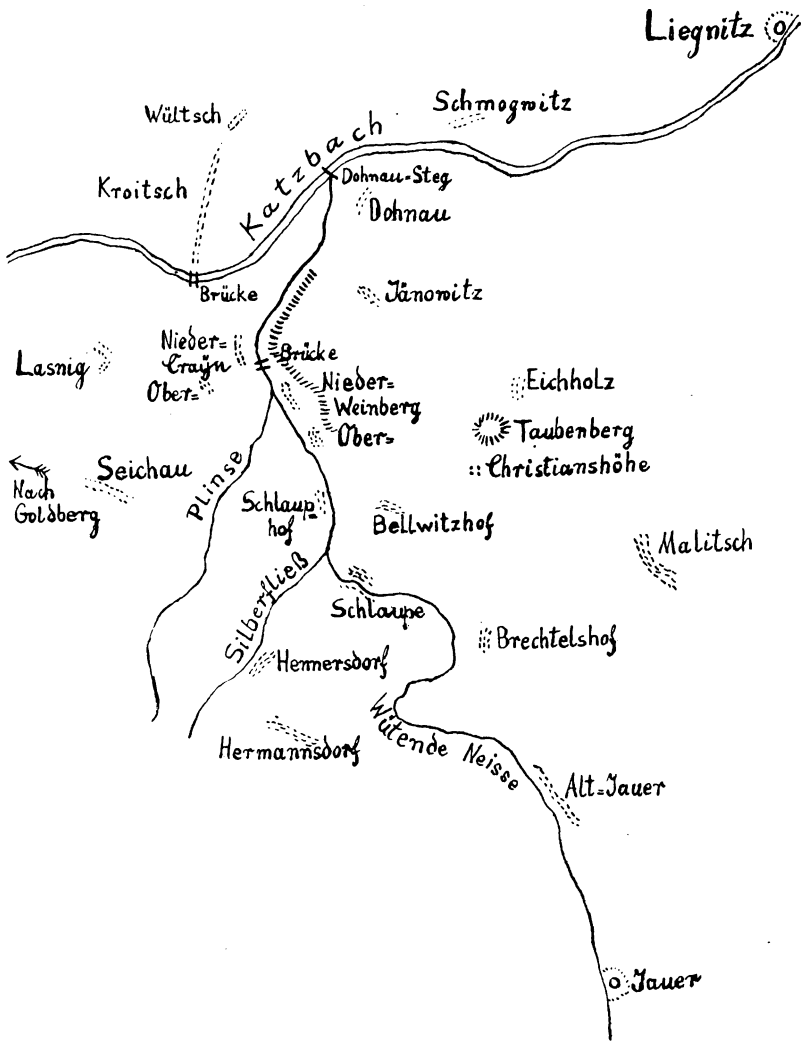
„Anmerkung zu Seite 50 Zeile 10 von oben.

„Darüber kann Unterzeichneter, der damals Lieutenant im litthauischen — jetzt 1ten Dragoner-Regiment war, noch folgendes berichten:

„Ich war am 26ten August Ordonanz-Offizier bei dem Oberst v. Kätzeler, der die Avantgarde kommandirte. Als nun die Avantgarde plötzlich vom Feinde angegriffen und über die Raßbach zurückgeworfen wurde, schickte mich der Oberst v. Kätzeler mit der Meldung davon in das Hauptquartier, um weitere Verhaltungsbefehle zu bitten. Die Generale Blücher und York hatten das Hauptquartier im Schloß von Brechtelshof. Als ich da hinkam und dem General York, der unten im Schloß war, das Anrücken des Feindes meldete, wurde er — als ich hereintrat, sah er sehr finster aus — sehr freund-

¹⁵⁾ Karl Gottlieb Wilhelm v. T h s z k a, geb. 1791, machte, erst vierzehnjährig, als Fahnenjunker im litthauischen Dragonerregiment einen Teil der Feldzüge 1806 und 7 mit, kämpfte als Leutnant in den Freiheitskriegen 1813 und 1814, ward schon im Juli 1813 zum Premierleutnant befördert; 1812 und 1815 ist er nicht an der Front gewesen. Am Anfang des Jahres 1816 kehrte er nach seiner alten Garnison Insterburg zurück. Dem schnellen militärischen Aufstieg in der Kriegszeit entsprach nicht seine spätere Laufbahn. Schon 1821 schied er als Rittmeister mit 150 Talern Wartegeld aus seinem Regiment und ist lange Zeit ohne eine militärische Anstellung geblieben. Erst seit 1843 wird er aufs neue in der „Rang- und Quartier-Liste der königlich Preussischen Armee“ angeführt; er ist bei der in Tappiau, Pr.-Schlau und Drengfurt stehenden 1. Invalidentompagnie tätig, seit 1845 als ihr „Chef“. 1851 wurde er als Major mit Pension und „mit der Uniform des 1. Dragoner-Regiments“ verabschiedet. Die letzten Jahre verlebte er in dem kleinen ostpreussischen Städtchen Drengfurt, wo er nach Angabe des dortigen evangelischen Pfarramtes am 21. Oktober 1859 an Altersschwäche starb.

T. ist mit zwei Büchern in die Öffentlichkeit getreten. In ihnen setzt er dem berühmten Regiment, dem er einst selbst mit Stolz angehört hat, dem der strenge General York „vorzüglich gewogen“ war, ein Denkmal. Besonders gerne erzählt er von dem verwegenen Reiterführer von Platen, dem „tollen“ Platen, wie er genannt wurde, und seinen Kriegstaten. — Das eine Buch: „Erinnerungen aus den Jahren 1812, 13, 14 und 15 ufm.“, bietet eine Fülle von lebensvollen Einzelzügen aus der großen Zeit der Freiheitskriege. P. Stettiner hat in seinem Büchlein „Ostpreußens Erhebung und Befreiung 1812—1814“ (Königsberg i. Pr. 1913) auf S. 43—44 den Abschnitt: „Die litthauischen Dragoner in der Schlacht an der Raßbach am 26. August 1813“ daraus mitgeteilt. T h s z k a s Schrift ist „zum Besten der durch die Überschwemmung in der Tilsiter Niederung Nothleidenden“ 1830 in Gumbinnen herausgegeben (gedruckt bei F. W. B. Krauseneck). Das Vorwort ist datiert „Heide (ein Rittergut), bei Friedland in Ostpreußen, im Juni 1829“. — Das andere Werk ist die mit großem Fleiß verfaßte „Geschichte des königl. Preussischen 1ten Dragoner-Regiments, seit dessen Stiftung im Jahre 1717 bis auf gegenwärtige Zeit.“ Rastenburg, gedruckt bei August Haberland 1837. In ihm kommen die Leistungen des Regiments in den Freiheitskriegen aufs neue zur Darstellung.



Ich und hieß mich, meine Meldung dem General Blücher, der oben logirte, zu machen. Ich fand die Generale Blücher und Gneisenau und viele Offiziere des Staabes in einem großen Saale. Leherer saß auf dem Sopha vor einem Tische, den eine große Landkarte bedeckte. Erstrer stand an einem Fenster und rauchte eine Pfeife. Als ich dem G.: B.: den Anmarsch des Feindes gemeldet, sprang G. Gneisenau auf und schrie: Das ist nicht wahr, Herr Lieutenant! wer weiß, was Sie gesehen haben! nachdem ich nochmals die Richtigkeit meiner Meldung versichert und hinzusetzte, daß der Feind schon diesseits Kroitsch über dem Fluße sei und bedeutende Kolonnen von allen Waffen zeige, schrie Gneisenau abermals: Das ist ein falscher Bericht! Wie kann der Feind schon so nahe und diesseits des Wassers sein? Ich versicherte nun nochmals, daß meine Meldung richtig sei und daß der Feind, der ganz plötzlich links von uns mit großer Übermacht erschienen, uns durch die Katzbach getrieben habe und uns auf dem Fuße gefolgt sei. G: Gneisenau, dem, wie es mir vorkam, der Anmarsch des Feindes sehr unlieb war, fragte nun, wie tief die Katzbach sei und wieviel Fuhrten sie habe. Da ich mich entschuldigte, dieses nicht zu wissen, (da¹⁶⁾ ich nur ein paar Stunden jenseits des Flusses gewesen sei und keinen, den ich deshalb befragen können gesehen hätte, so rief er sehr entrüstet, daß ein Offizier der leichten Cavallerie dieses alles wissen müsse und daß ich noch einmal mit richtiger Meldung den Feind anbetreffend kommen solle. G: Blücher nahm nun das Wort und sagte begütigend zu G: G: Na, na! laßt es man gut sein! und sagte dann zu mir, daß sich der Oberst Kähler auf das Corps zurückziehen solle, wo er weiter Befehle erhalten würde.

„Über diesen Empfang von Seiten des G. Gneisenau war ich sehr erstaunt und erfuhr nach 14 Tagen, als ich ins Hauptquartier von York kommandirt wurde, die Ursache davon. Gneisenau war nämlich Willens gewesen, über die Katzbach zu gehn und den Feind anzugreifen, und York hatte sich dieses zu thun geweigert, weil die Armee hier in guter Stellung sei und daher den Angriff erwarten müsse, und daß, wenn wir über die Flüße gingen, die bei dem Regen stündlich mehr und mehr anwüchsen, im Falle eines Rückzuges Artillerie und Bagage verlieren würden. Dieses hat Gneisenau nicht für richtig erkannt und auf dem Angriff bestanden, und als ich nun mit der Meldung vom Anmarsche des Feindes kam, mochte er wohl glauben, daß G: York den Anmarsch eines kleinen Trupps benutzt habe, um den Anmarsch Macdonalds melden zu lassen, damit der Angriff unterbliebe. Daß der G: Gneisenau trotz meiner Meldung an den Anmarsch des Feindes nicht recht geglaubt, geht aus dem Werk des General Müffling Aus meinem Leben hervor, indem darin Seite 59 gesagt wird, wie er selbst nebst Müffling geritten sei, um selbst sich von dem Anmarsch des Feindes zu überzeugen.“

Seine Sendung nach dem Hauptquartier hat Tyszká bereits in seinen 1830 erschienenen Erinnerungen erzählt¹⁷⁾, aber in kürze-

¹⁶⁾ abgerissen.

¹⁷⁾ S. 103—105. Er hat über seine Erlebnisse ein Tagebuch geführt, das ihm als „Leitfaden“ für seine Darstellung gedient hat.

rer Fassung. Es fehlt der letzte Abschnitt, die Schlußbetrachtung, vor allem aber fehlen die in der Erregung gesprochenen Worte Gneisenaus. Aber gerade sie sind bezeichnend für die Wirkung, welche die Meldung im Hauptquartier hervorrief. In dem für die Öffentlichkeit bestimmten Buche sind diese Stellen aus begreiflicher Rücksicht fortgelassen, besonders auch weil Gneisenau damals noch lebte.

Die Dinge müssen sich demnach im Hauptquartier in folgender Weise abgespielt haben: Unmittelbar vor der Ankunft Tyszkas, die gegen 11 $\frac{3}{4}$ Uhr erfolgt sein wird, ist es im Brechtelshofer Schlosse zu einem heftigen Auftritt gekommen. York hat seine Bedenken gegen die geplante Offensive geltend gemacht, hat aber kein Gehör gefunden. Da kann er in seiner vulkanischen Natur wohl die bei Drohsen angeführte Äußerung getan haben. Auch ist die düstere Stimmung erklärlich, die Tyszka bei seinem Eintritt an ihm bemerkt, und der sofortige Umschwung bei dem Bericht des Offiziers¹⁸⁾. Andererseits hat die Nachricht, die jetzt von der Vorhut des 1. Korps kam, auf Gneisenau wenigstens die Wirkung ausgeübt, daß die Ausführung der Disposition um 1 Stunde, bis 3 Uhr, hinausgeschoben wurde¹⁹⁾.

An einer späteren Stelle seiner „Erinnerungen²⁰⁾“ gibt Tyszka eine Charakteristik Yorks als Heerführer, aus der warme Verehrung für seinen alten General spricht. Hierbei bemerkt er: „Daß der General York richtig urtheilte, bewiesen unter andern die Schlachten an der Raabach und bei Raon.“

Ein anderer, ein höherer Offizier des 1. Korps, der Graf Henckel von Donnersmarck, in der Schlacht an der Raabach Oberst und Führer der 1. Brigade der Reserve-Kavallerie, gedenkt der Verdienste Yorks ebenfalls mit großem Nachdruck. In einem 1814 verfaßten Aufsatz²¹⁾ sagt er u. a.: „Warum wird nur äußerst selten, öfters gar nicht oder doch nur oberflächlich unseres Yorks gedacht?“ Es folgt die Anführung seiner Ruhmestaten, unter ihnen auch sein Verdienst um den Sieg an der Raabach: „Wer war es, der die Schlacht . . . gewann, diese in ihren Folgen unberechenbar große Schlacht? — Denn warum wollen wir es jetzt nicht aufrichtig gestehen? Wir hatten den Befehl, über die Raabach zu gehen und den Feind anzugreifen, und wer kann dafür stehen, ob, wenn er ausgeführt worden, nicht wir dann die Rolle des Herzogs von Tarent (d. i. Macdonalds) übernommen hätten, die ihm wenige Stunden nachher zu Theil ward, — während der General York nach den erhaltenen Rapporten der Avantgarde weise zögerte, Tarent unbedachtsamerweise den Übergang bewerkstelligte, und die flugen und schnell

¹⁸⁾ In den „Erinnerungen“ S. 104 heißt es: „Ich fand (den General York) unten in seinem Zimmer einsam auf- und niedergehen. Als ich ihm die Ankunft des Feindes meldete, sagte er mir mit heiterem Gesicht, ich möchte diese Meldung nur gleich dem Ober-Generale machen.“

¹⁹⁾ Beih. z. Militair-Wochenblatt 1844. S. 126.

²⁰⁾ S. 287—288.

²¹⁾ Wieder abgedruckt in Hendels v. D. Erinnerungen aus meinem Leben. Jertzst 1846. S. 632—634. Beilage XVI. Vgl. ebenda S. 213—214 seine Darstellung der Vorgänge am 26. August kurz vor der Schlacht.

ausgeführten Dispositionen des Generals Yorck ihm eine so totale Niederlage beibrachten.“

Wohl hatte auch Yorck eine hohe Vorstellung von seinen Leistungen; so tritt sein Selbstbewußtsein besonders stark in zwei von Droysen mitgeteilten Schreiben, das eine an Hardenberg²²⁾, das andere an den König²³⁾ hervor; wenn ihm aber F. Thimme in seinem Aufsätze „Das Seydlitzsche Tagebuch des Yorckschen Korps im Feldzuge von 1812“ unter Hinweis auf diese beiden Schreiben vorwirft, er habe bei dem Hervorheben seiner Verdienste „die Linie der Wahrheit mehrfach weit überschritten²⁴⁾“, so widerlegen die historischen Tatsachen solche Beschuldigung. Denn was Yorck und sein Korps geleistet haben, muß mit Bewunderung erfüllen.

Zur Begründung seines Urteils bemerkt Thimme: „So hat (Yorck) sich die Disposition zu der Schlacht an der Katzbach ange-
maßt, die doch ganz gewiß nicht auf sein Konto zu setzen ist.“ Diese Behauptung fällt aber in sich zusammen, da sie auf völligem Miß-
verstehen der Worte Yorcks in seinen Briefen beruht. In beiden wirkt letzterer die kurze Frage auf: „Wo ist die Disposition zur Schlacht an der Katzbach?“ Die Frage ist ironisch gemeint; mit ihr erklärt er sich doch nicht für den Urheber der Disposition, sondern will darauf hinweisen, daß für die Schlacht überhaupt keine Disposition gegolten habe, da die um 11 Uhr ausgegebene verfehlt gewesen und durch das Erscheinen des Feindes gegenstandslos geworden sei. Daß er sich dieser widersetzt hat, kann er sich mit Recht als ein Verdienst anrechnen.

W. v. Unger wird ihm in seinem Werke über Blücher ebenfalls nicht gerecht²⁵⁾; er läßt ihn am 26. August die Rolle des mißgünstigen Baudekers übernehmen, erkennt dann aber an, daß er „doch an der Spitze seiner Infanterie den Ausschlag im Kampfe gegeben“.

Bezeichnend ist das von Unger²⁶⁾ angeführte Wort, das Blücher am Abend des siegreichen Tages zu Gneisenau geäußert haben soll: „Die Schlacht hätten wir gewonnen, das kann uns Niemand abstreiten; nun soll mich man verlangen, wie wir es anfangen werden, es den Leuten begreiflich zu machen, wie wir Alles so klug angestellt haben.“ Damit hätte der alte Held in seiner jovialen Art den Anteil des Glückes an dem Erfolge selbst zugegeben.

Ja, es war eine außerordentlich glückliche Fügung, daß durch den französischen Anmarsch die Schlesiische Armee gezwungen wurde, auf der Hochfläche zu bleiben und sich auf ihr zur Schlacht zu stellen! Hier winkte ihr von vornherein der Sieg.

²²⁾ 22. Juni 1814. Yorcks Leben III S. 493 ff.

²³⁾ 10. Mai 1815. Ebenda S. 424 ff.

²⁴⁾ Forschungen zur Brandenburg. u. Preuß. Gesch. 20. Bd., 2. Hälfte. Leipzig 1907. S. 211.

²⁵⁾ 2. Band. Berlin 1908. S. 79, 80.

²⁶⁾ S. 80.

Zacharias Werner und seine Mutter.

Ein Beitrag nach den Vormundschaftsakten.

Von Kurt Forstreuter.

Kürzlich hat man Zacharias Werner an der Stelle, wo früher sein Geburtshaus stand, durch eine Gedenktafel geehrt. Die Ehrung war berechtigt, und sie geschah auch am rechten Ort. Wie man auch den Dichter und Menschen Zacharias Werner beurteilen mag, in der Geistesgeschichte Ostpreußens nimmt er eine wichtige Stelle ein als Vertreter der romantischen Generation, die in E. Th. A. Hoffmann einen etwas glücklicheren Menschen und einen viel genialeren Dichter hervorgebracht hat. Beide sind Söhne ihrer ostdeutschen Heimat, aber beide sind nur durch ihre Herkunft und erste Jugendzeit mit ihrer Vaterstadt Königsberg verbunden. So ehrte man das Andenken an Zacharias Werner am besten durch eine Gedenktafel an seinem Vaterhause. Das Haus ist jetzt verschwunden. Wir besitzen aber eine Bestandsaufnahme aus dem Jahre 1782, aus der wir uns ein Bild von seinem damaligen Zustande machen können. Das ganze Grundstück bestand aus einem Vorderhause und einem Hinterhause. Das Vorderhaus, in dem Werner geboren wurde, wird so beschrieben: „Dieses Haus ist drei Etagen hoch massiv mit einem geraden Dach erbauet, darin befindet sich in der ersten Etage ein Hausraum, ein Vorgelege, zwei Stuben und darunter drei gewölbte Keller. In der zweiten Etage sind zwei Stuben, eine Kammer, ein Hausraum, zwei Vorgelege. In der dritten Etage ist ein Hausraum, zwei Vorgelege, zwei Stuben, eine Kammer und unter dem Dach, welches mit Vieberschwanz bedeckt, ist eine freie Lucht.“ Der Wert des ganzen Grundstücks stellte 5400 Gulden dar. Aus dieser Zahl, wie aus der Schilderung der Räumlichkeiten gewinnt man einen Einblick in die guten Verhältnisse, in denen der Professor der Beredsamkeit und Geschichte, Jakob Friedrich Werner lebte.

Er hinterließ, als er am 21. April 1782 starb, ein beträchtliches Vermögen, das auf über 60 000 Gulden veranschlagt wurde. Dem Umstande, daß Zacharias Werner so früh schon seinen Vater verlor, verdanken wir eine Quelle zu seiner Jugendgeschichte. Er war noch nicht mündig, und das für den Sohn des Professors zuständige Vormundschaftsgericht, der Senat der Universität, hat sich mehr, als ihm lieb sein konnte, mit den Angelegenheiten seines Pfleglings beschäftigen müssen. Der Niederschlag dieser behördlichen Aufsicht sind mehrere Aktenfaszikel, die sich jetzt, dank der Bemühungen von Herrn Amtsgerichtsrat Warda, im hiesigen Staatsarchiv befinden. In der Hauptsache enthalten diese Akten Vermögensangelegenheiten, die Teilung des Nachlasses zwischen Mutter und Sohn. Aber auch auf die Bildungsgeschichte Werners fällt daraus manches Streiflicht, und schließlich ist auch das Verhältnis des Menschen zum Gelde ein nicht unwichtiger Beitrag zu seiner Charakteristik.

Die Teilung des Vermögens hätte ganz glatt von statten gehen müssen, da nur die beiden Erben vorhanden waren, und Mutter und Sohn in gleichen Theilen erbten. Wenn eine Trennung der beiden Vermögen eigentlich nie eintrat, so lag es theils an dem Vermögen selbst, in der Hauptsache aber an den beteiligten Personen. Der Professor Werner scheint in geschäftlichen Dingen umsichtig und bedächtig gewesen zu sein. Sein Vermögen bildet keine einheitliche Masse, sondern setzt sich aus einer Reihe größerer und kleinerer, sicherer und weniger sicherer Posten, aus Grundbesitz und Schuldforderungen zusammen. Die Mutter Werners hat wohl an der Verwaltung des Vermögens vorher keinen Anteil gehabt. Sie stand nun vor etwas Neuem und erlag einem wahren Raub des Geldes. Ihr ganzes Trachten ging dahin, das Vermögen ihres Mannes ungeteilt in ihre Hand zu bekommen. Keineswegs handelte sie dabei in einer ihrem Sohne feindlichen Absicht, sie liebte ihn zärtlich, aber sie wollte ihn in dauernder Abhängigkeit halten, ein sehr natürliches Bedürfnis, das aber in diesem Falle schon pathologisch anmutet. Die Mutter kannte ihre Schwäche und ahnte vielleicht ihre Krankheit, und sie wollte sich für die Zukunft sichern, indem sie den Geldbeutel fest in der Hand behielt. So wandte sie bei der Erbauseinandersetzung ein dilatorisches Verfahren an. Meist wird sie krank, wenn sie zu einer Verhandlung erscheinen soll. Auch sonst war Frau Werner in ihren Mitteln nicht wählerisch und nicht ungeschickt. Zuerst setzte sie durch, daß die Immobilien ungeteilt blieben, da sie theils überhaupt nicht, theils, wie sie meinte, nur mit Verlust verkäuflich seien. Dann erreichte sie, daß ihr die Schuldokumente ausgeliefert wurden, angeblich, weil sie daraus die Zinstermine feststellen wollte, wozu ja ein Blick genügt hätte, falls sie wirklich darüber noch immer nicht Bescheid wußte. Die Aufnahme des Inventars verschleppte sie durch „vorgeschützte Krankheit“, wie der Vormund ihres Sohnes am 14. November 1783 feststellt. Er muß Ende 1783 eingestehen, daß die Mutter tatsächlich im Besitze des ganzen Vermögens sei. Die Fertigstellung des Inventars und damit eine vorläufige, rein rechnerische Teilung ließ sich aber jetzt, beinahe zwei Jahre nach dem Tode des Erblassers, nicht länger verschieben. Da unternahm Frau Werner einen Gewaltstreich, der deutlich schon der Ausdruck einer abnormen Geistesverfassung ist. Sie schrieb ein französisches Bittgesuch an den König, worin sie behauptete, man habe sie um einen Teil ihres Erbes gebracht, denn ihr Mann habe ein Testament hinterlassen, nach dem ihr drei Viertel, nicht die Hälfte des Vermögens zukämen. Von diesem Testament war bisher gar nicht die Rede gewesen, niemand wußte etwas davon, und es stellte sich heraus, daß nur ein ganz unverbindlicher Entwurf vorliege.

Diese Vermögensstreitigkeiten, die mit der Mündigspruchung Werners im Jahre 1789 keineswegs beendet waren, weiter zu verfolgen, hat keinen Zweck. Schon aus dem Gesagten ergibt sich mit Deutlichkeit, wie ungünstig die Eindrücke waren, die Werner im Hause der Mutter empfing. Zwar hatte er einen Vormund dieser aber war gegenüber dem passiven Widerstand der Mutter machtlos.

Es ist bezeichnend, daß kein Vormund es lange aushielt. Nacheinander nehmen in den sieben Jahren drei Personen dieses Amt ein, alle auf Antrag der Mutter. Zuerst ist es der Kriminal- und Stadtrat *Lilienthal*, der schon im Oktober 1782 sein Amt mit Krach niederlegt. Er erklärt die Verwaltung des ganzen, ungetheilten Vermögens für eine zu schwere Last. Indem nämlich die Mutter die Teilung verhinderte, bürdete sie die Last der Verwaltung des ganzen Vermögens dem Vormund auf. Die Differenzen mit *Lilienthal* aber sind noch anderer Art. Er spricht sich gegen die Erziehung *Werners* im Hause der Mutter aus und hält für nötig, daß er unter männliche Aufsicht komme, da er von der Mutter ganz verzogen werde. In diesem Punkte hatte *Lilienthal* noch weniger Glück als bei der Teilung des Vermögens, der Mutter war am Besitz des Sohnes noch mehr gelegen als am Besitz des Geldes. Bei dem zweiten Vormund, dem Justizkommissar *Cloof*, wiederholen sich die Schwierigkeiten. Sehr interessant ist seine Eingabe an den Senat vom 14. Juli 1784. Auch *Cloof* fordert eine „anderweitige Placierung“ *Werners* und schlägt vor, ihn bei dem Konrektor der deutsch-reformierten Schule, Herrn *Debeau*, in Pension zu geben. *Cloof* geht im einzelnen auf den damaligen Bildungszustand *Werners* ein. Er tadelt besonders sein ungehöriges Betragen gegenüber der Mutter. Sehr wichtig ist, im Hinblick auf die spätere Entwicklung *Werners*, der Vorwurf der Leichtfertigkeit in Sachen der Religion. Bereits der sechzehnjährige Junge war also von der Aufklärung erfaßt. Auch die Lektüre schlechter, wohl aufklärerischer Bücher wird ihm vorgeworfen.

Werner selbst ist nur passiv beteiligt an diesem Kampf um sein Vermögen und um ihn selbst. Das einzige Selbstzeugnis, das wir von ihm aus dieser Frühzeit besitzen, sind ein paar Quittungen aus den Jahren 1784 und 1785, die wohl als die ersten Zeilen, die wir von *Werners* Hand haben, ein kleines Interesse beanspruchen dürfen, sie sind auch inhaltlich bezeichnend insofern, als sie zeigen, über welche Kleinigkeiten Rechenschaft abgelegt werden mußte. Seit 1784 war *Werner* Student. Ueber seine weitere geistige Entwicklung ergibt sich aus den Vormundschaftsakten nichts, bis er im Jahre 1788 aktiv hervortritt. Im Sommer dieses Jahres legte *Cloof* sein Amt als Vormund nieder, er starb bald darauf, so daß man glauben kann, daß er nicht wegen eines akuten Zerwürfnisses, sondern wegen seiner Krankheit zurücktrat. Es war schwer einen Nachfolger zu finden. Frau *Werner* schlug den Kammerkalkulator *Lamhard* vor, der zunächst ablehnte, dann sich aber doch zur Annahme überreden ließ. Er fand wieder eine ganz verwickelte Sachlage vor, denn *Cloof* hatte die Vormundschaftssachen in der größten Unordnung hinterlassen. So kam es, daß *Lamhard* einen Schritt *Werners* unterstützte, den er bei reiflicher Ueberlegung wohl nicht gebilligt hätte. *Lamhard* und der Kriegsrat *Vinck* befürworteten ein Gesuch *Werners* um vorzeitige Mündigsprechung. Dieses Gesuch ist datiert vom 17. Dezember 1788. Wir besitzen den eigenhändigen Entwurf¹⁾, der von der späteren Redaktion wesentlich abweicht. Da

¹⁾ Staatsarchiv Königsberg, Depof. Hagen, Familia *Werneriana*.

Flöck in seiner Ausgabe von Werners Briefen²⁾ dieses Schriftstück nicht veröffentlicht hat, sei es hier nachgetragen. Es ist der erste Brief, den wir von Werner haben.

„Ich wünschte meine Mündigsprechung aus folgenden Gründen:

1) Weil ich selbst mich schon fähig glaube, dem Meinigen mit Behülfe eines Curatoris vorstehen zu können und beigefügten Attesten meines Vorgesetzten gemäß auch nicht Gelegenheit gegeben zu haben glaube, daß Gegentheil muthmaßen zu können.

2) Weil der Tod meines gewesenen Tutoris Justiz-Commisarius Clooß meine Angelegenheiten sehr verworren gemacht, und es eine beträchtliche Zeit fodern würde, um den neuen Tutorem gehörig zu instruiren, woben ich beträchtliche Verluste erleiden könnte.

3) Weil meine Geschäfte seit meines Vaters Tode von Einem Acad. Senat, (als dem mir vorgesetzten Pupillen-Collegio) sehr fehlerhaft und lange nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit betrieben sind, ja nicht einmal das Inventarium völlig abgeschlossen worden, welches zu erweisen ich nicht allein erbötig bin, sondern wodon sich Ein Erlauchtes Stats-Ministerium nöthigenfalls selbst durch Inspection der Pupillenacten überzeugen kann.

4) Weil die vom verstorbenen Vormunde abzulegenden Rechnungen schon bei seinen Lebzeiten von Einem Academischen Senat sehr vernachlässigt sind und also, um Rechtsverlusten von meiner Seite vorzubeugen, meine Majorennität zu völliger Auseinandersetzung mit seinen Erben ganz unumgänglich nöthig wäre.

5) Weil meine Mutter bis zu meiner Majorennität alle Interessen meines väterlichen Erbtheils und

6) der Vormund auch ein jährliches Salarium wenigstens von 50 Rthl. bis dahin ziehen würde, welches alles durch meine impetirte Venia aetatis verhindert werden könnte.

7) Weil dadurch endlich sehr vielen Prozeffen vorgebeugt und die immer zunehmende Unordnung meiner Angelegenheiten und besonders in Rücksicht des Academischen Senats nur allein dadurch gehemmt und vorgebeugt werden könnte, ich aber, wenn ich dieses Jahr nicht veniam aetatis erhielte, einen Schaden erleiden könnte, den vielleicht Jahre mir nicht ersetzen würden.

In dieser Hinsicht hoffe ich, Ein Erlauchtes Stats-Ministerium, da es so sehr für das allgemeine Landesbeste besorgt ist, werde auch auf das meinige in diesem Falle Rücksichten nehmen, und, um mich nicht offenbare, ja fast unvermeidliche Rechtsverluste, die mich doch unverschuldet anrühren, leiden zu lassen, mir aus oben bemerkten Ursachen die unterthänigst gesuchte veniam aetatis gnädigst angedeihen zu lassen.“

Das Statministerium, dem dieses Gnadengesuch zuing, fragte bei der Mutter an, die von nichts wußte. Sie schrieb als Erwiderung einen Brief³⁾, der wohl eines Abdrucks wert wäre, er ist aber zu lang und sagt immer wieder dasselbe. Der Refrain ist, ihr Sohn

²⁾ München 1914.

³⁾ Statministerium 14a 2. Hier auch Werners Gesuch.

sei noch nicht reif, sein Vermögen zu verwalten, denn er befinde sich in einer sehr „verworrenen Lage“. Worin diese Verworrenheit bestand, erfährt man nicht. In einem Protokoll, das in dieser Sache am 11. Februar 1789 aufgenommen wurde, machte die Mutter wohl genauere Aussagen, denn sie hat ein großes Stück des Protokolls vor der Unterschrift zurückgenommen, es ist so dick durchstrichen, daß die halb verblichene Schrift nicht mehr zu lesen ist. Jedenfalls aber wurde Werners Gesuch abgelehnt. Er schrieb darauf noch eine Erwiderung, die nicht eingereicht wurde. Er brauchte ja nur bis zum 17. November 1789, dem gesetzlichen Termin der Mündigkeit, zu warten. Die Mutter hatte also nur einen kleinen Aufschub erreicht, auch darin zeigt sich die Planlosigkeit ihres Vorgehens. Um ein paar Monate Vormundschaft brachte sie die höchsten Behörden und den eigenen Sohn in die größte Verlegenheit. Die Vermögens- teilung zeitigte auch später noch einen starken Aktienverschleiß. Werner zeigt sich dabei in einem wenig vorteilhaften Lichte. Er ist es jetzt, der das ganze Vermögen an sich reißen will. Aber auch diese unerfreuliche Seite seines Charakters ist, wie so vieles andere, aus seiner Abstammung und aus seinen Jugendeindrücken zu erklären. Als später Sohn des rationalistischen Professors und einer exaltierten Mutter hatte Werner ein verschiedenartiges und unbortilhaftes geistiges Erbe übernommen. Zum Geschäftssinn des Vaters kam die Habgier der Mutter, dazu entwickelte sich, als Ausdruck von Werners zweifellos genialer Natur, ein Hang zu gelegentlicher Verschwendung, der hauptsächlich durch erotische Extravaganzen gespeist wurde. Es wäre reizvoll, Werners geistige Anlagen noch weiter zurück zu verfolgen. Das Material dazu liegt vor in den familiengeschichtlichen Sammlungen⁴⁾, die ein entfernter Verwandter der Familie Werner im 19. Jahrhundert veranstaltet hat und die sich jetzt im Staatsarchiv Königsberg befinden. Man könnte dabei wohl über die nackten Daten, die von Gallandi⁵⁾ und Sembrizzi⁶⁾ zusammengestellt sind, hinausgelangen zu einer geistesgeschichtlich begründeten Familienforschung.

⁴⁾ Professor Hagen-Cambridge, ein Glied der in der Geistesgeschichte Ostpreußens so vielseitig vertretenen Familie Hagen.

⁵⁾ Königsberger Stadtgeschlechter, Altpr. Mon. Schr. 1882—83.

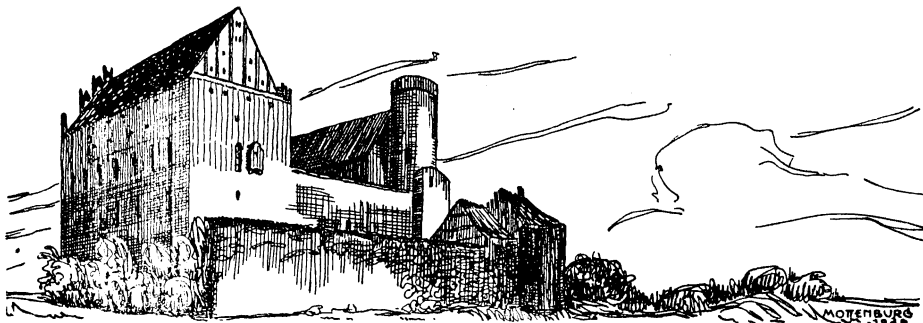
⁶⁾ Königsberger Hart. Ztg. vom 17. November 1912 (Nr. 542).

Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

1928

Druck: Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt A. G.,
Königsberg i. Pr.



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 3

1. Oktober 1928

Nummer 2

Inhalt: Paul Karge †, Seite 17. — Dr. Golub, Die Prostker Grenzsäule, Seite 23. — Arthur Warba, Königsberger Adreßbücher, Seite 25. — Karl Schulz, Die alte Amtsmühle Kalthof, Seite 30.

Paul Karge.

Schon wieder ist der Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen von einem schmerzlichen Verluste betroffen worden. Am 16. Juli verstarb nach längerem Leiden der erst vor kurzem in den Ruhestand getretene Direktor des Königsberger Staatsarchivs, Geh. Archivrat Dr. Paul Karge. Länger als ein Menschenalter — 36 Jahre — hat Karge am Staatsarchiv zu Königsberg als Beamter gewirkt, die letzten 6 Jahre in leitender Stellung. Fast ebenso lange hat er dem Geschichtsverein angehört, viele Jahre als Vorstandsmitglied und schließlich als 2. Vorsitzender.

Karge war kein geborener Ostpreuze, sondern stammte aus Pommern. Er wurde am 16. Dezember 1862 zu Stettin als Sohn des Lehrers August Karge geboren. In der Heimatstadt erhielt er auch seine Schulbildung. Er besuchte das dortige Stadtgymnasium und erwarb im März 1882 das Zeugnis der Reife. Neigungsgemäß und zielbewußt widmete er sich von vornherein dem Studium der Geschichte und der slavischen Sprachen. Mit Ausnahme eines in Göttingen verbrachten Semesters (Sommer 1883), studierte er von 1882 bis 1886 ausschließlich in Berlin. Wo hätte ein mißbegieriger Student auch bessere Lehrer der „Königin der Wissenschaften“ finden können! Man braucht nur die Namen Delbrück, Droysen, Roser, Mommsen, Treitschke, Wattenbach zu nennen, bei denen er Vorlesungen hörte und an den Seminarübungen teilnahm. In slavischen Dingen nahm Brückner, der zwar polnisch gesinnt, aber doch ein tüchtiger Gelehrter war, den ersten Rang ein. Neben dem Fachstudium vernachlässigte

der fleißige Student aber auch die allgemeine Bildung nicht. So hörte er bei Gneist Rechtsgeschichte, bei Dilthey und Paulsen philosophische Kollegs, bei Schmidt und Geiger Literaturgeschichte, bei Riepert Geographie, bei Schmarow in Göttingen Kunstgeschichte. Daß die hierbei empfangenen Anregungen auf fruchtbaren Boden gefallen sind, bezeugen seine späteren literarischen Arbeiten und Vorträge. Den nachhaltigsten Einfluß haben Brückner und Koser auf ihn ausgeübt. Letzterer vielleicht auch, wenn man seine eigene Entwicklung ins Auge faßt, auf die Wahl seiner Laufbahn. Neben diesen beiden hat auch der Göttinger Hanssen richtunggebend gewirkt.

Im Dezember 1886 schloß Karge sein Studium ab mit der Doktorpromotion. Er brauchte das schwierige Examen in Berlin nicht zu scheuen. Als Dissertation legte er einen Teil einer größeren Arbeit über „Die russisch-österreichische Allianz von 1746“ vor. Das Thema war auf Anregung Kosers gewählt. Die vollständige Abhandlung erschien im folgenden Jahre als Monographie in Göttingen. Da Karge die russischen Quellen auf Grund seiner Sprachkenntnisse in weitem Umfange herangezogen hatte und durch Kosers Vermittlung auch mit den Wiener Akten vertraut war, konnte er wirklich Neues bieten, so daß seine Arbeit volle Anerkennung der wissenschaftlichen Kritik fand. Er meldete sich nunmehr zum Archivdienst und erhielt im Mai 1887 seine Einberufung nach Breslau. Hier stand damals an leitender Stelle Colmar Grünhagen, ein Archivfachmann und Gelehrter von wirklichem Range; ein Anfänger im Fach kam hier also zu einem hervorragenden Lehrmeister, der seiner vielseitigen Tätigkeit just „die Rekrutenausbildung für den Archivdienst“ zum Ziel gesetzt hatte und „in dem Zusammenwirken von Universität, Archiv und Geschichtsverein“ die beste Gelegenheit sah, Erfreuliches zu schaffen. Da Karge eine vortreffliche Vorbildung mitbrachte und sich mit Eifer in die Arbeit stürzte, erledigte er die Probezeit zur vollen Zufriedenheit Grünhagens. Als Archivhilfsarbeiter hat er dann noch über ein Jahr in Breslau gearbeitet, nicht nur im Staatsarchiv, sondern auch in den Bibliotheken der Stadt und schließlich während seines Urlaubs im Fürstlichen Archiv zu Pleß. Einen Niederschlag dieser Studien bildete ein Aufsatz über „Slavische Denkmäler aus älterer Zeit in Breslau“, der 1890 im Archiv für slavische Philologie erschien.

Im Oktober 1888 wurde Karge nach Koblenz versetzt, wo er auch wenige Wochen später seine Anstellung als Archivassistent erhielt. In der schönen Stadt an Rhein und Mosel hat er drei Jahre verlebt, die erfüllt waren von rheinischem Frohsinn und später zu seinen schönsten Erinnerungen gehörten. Aber es war ein teures Pflaster und — was schlimmer war — kein Boden für das Studiengebiet, das er sich seit seiner Universitätszeit erkoren hatte: Slavistik und die geschichtlichen Beziehungen Deutschlands zu Rußland und Polen. Es gab keine einzige größere Bibliothek dort, die ihm das literarische Werkzeug hätte liefern können. So konnte er in Coblenz nicht einmal seine Studien zu den deutsch-russischen Beziehungen im 16. Jahrhundert fortsetzen, die er bereits in Berlin und Breslau begonnen

hatte. Um nicht aus der Bahn geworfen zu werden, mußte er sich daher entschließen, um seine Verletzung an ein östliches Staatsarchiv, Posen oder Königsberg, einzukommen. Postwendend erfolgte die Antwort auf sein Gesuch: Versetzt nach Königsberg.

Das Königsberger Staatsarchiv leitete damals seit drei Jahren Erich Joachim, der dank seiner hervorragenden Fähigkeiten bereits mit 35 Jahren an diese wichtige Stelle berufen worden war, um die durch eine unzumutbare Neuordnung des Ordensbriefarchivs in früheren Jahren entstandenen Schwierigkeiten zu lösen. Keiner von beiden Männern mochte ahnen, daß es ihnen bestimmt war, dreißig Jahre lang unter demselben Dache an denselben amtlichen Aufgaben zusammen zu arbeiten.

Sehr bald hatte Karge sich in Ostpreußen eingelebt und auch gesellschaftliche Beziehungen auf dem Lande angeknüpft; sie führten zu seiner Verlobung mit Lili v. Schlemmer, der Tochter eines Gutsbesizers im Kreise Heiligenbeil. Nachdem er im Jahre 1894 zum etatsmäßigen Archivar 2. Klasse aufgerückt war, führte er sie heim zur Begründung eines eigenen Hausstandes. Ihre Ehe, der zwei macdere Söhne entsproßten, war überaus glücklich.

Es versteht sich von selbst, daß jeder, der am Staatsarchiv tätig ist und wissenschaftlich arbeitet, sich auch mit der Geschichte des Deutschen Ordens beschäftigt. Wie hätte Karge sich dem entziehen können, der die deutsch-slavischen Beziehungen von jeher zum Gegenstande seines Studiums gemacht hatte. Nachdem er zunächst seine geplante Arbeit über die Beziehungen der Habsburger zu Moskau um die Wende des 15. Jahrhunderts zum Abschluß gebracht hatte¹⁾, veröffentlichte er daher als ersten preußischen Aufsatz gleichsam rückschauend eine Studie über die Reise der russischen Konzilsgesandten durch die Ordenslande 1438²⁾. Auf die Dauer aber fesselten ihn vor allem andern die preußisch-livländischen Beziehungen in der Zeit des Niederganges des Deutschen Ordens in Livland. Als eine Vorarbeit hierzu darf man seine Studien über die Familie des Herzogs Albrecht ansehen, sowie seinen schönen Aufsatz über „Herzog Albrecht und den Deutschen Orden“³⁾. In derselben Linie bewegten sich die beiden 1898 veröffentlichten Aufsätze: „Die pommerischen Herzöge als Reichskommissare während der livländischen Katastrophe in den Jahren 1559 und 1560“⁴⁾ und „Kurbrandenburg und Polen (die polnische Nachfolge und preußische Mitbelehnung) 1548—1563“⁵⁾. Allmählich konzentrierten sich diese Forschungen mehr und mehr um eine Person, den Markgrafen Wilhelm von Brandenburg, Bruder des Herzogs Albrecht von Preußen. Da der Herzog einsah, daß es für ihn selbst unmöglich sein werde, in Livland sein in Preußen begonnenes Säkularisationswerk persönlich fortzusetzen, versuchte er den livländischen

1) *Quidde's Deutsche Ztschr. f. Geschichtswissenschaft* IX. 1893.

2) *Altpreuß. Ztschr.* 32. S. 488 ff.

3) *Ebd.* 39. S. 371 ff.

4) *Stettin* 1898.

5) *Brandb.-preuß. Forschungen* XI. S. 103 ff. (1898.)

Ordensstaat durch die Wahl seines Bruders Wilhelm zum Koadjutor von Riga für das Haus Brandenburg zu gewinnen. Dieses Werk großer Politik auf weite Sicht gedachte Karge in einer breit angelegten Monographie über den Markgrafen Wilhelm zu schildern. Leider haben ihn teils persönliche Verhältnisse, von denen noch zu reden sein wird, teils der Weltkrieg mit seinen traurigen Folgen gehindert, seinen Plan auszuführen. Es blieb bei der Ankündigung desselben in der Baltischen Monatschrift (1906): „Die Berufung des Markgrafen Wilhelm zum Koadjutor des Rigaschen Erzbischofs“ und der Veröffentlichung zweier größerer Abschnitte aus dem fertig vorliegenden Manuskripte, die erst erfolgte, als Karge wohl schon die Hoffnung aufgegeben hatte, die ganze Arbeit zum Druck zu bringen. Es waren das die beiden in den Mitteilungen aus der livländischen Geschichte XXII und XXIII⁶⁾ erschienenen Artikel: „Die Reformation und Gottesdienstordnung des Markgrafen=Erzbischofs Wilhelm von Riga vom März 1546“ und „Die religiösen, politischen und sozialen Strömungen in Riga 1530—1535“. Wenn man beim Durchlesen dieser Kapitel sieht, wie tiefeschürfende archivalische Forschungen darin enthalten sind, wird man um so schmerzlicher bedauern, daß nur Bruchstücke der langjährigen Arbeit der Öffentlichkeit zugänglich geworden sind.

Da Karge es für seine Pflicht hielt, für seine historischen Arbeiten den Quellen bis ins einzelne nachzugehen und daher auf vielfachen Urlaubsreisen zahlreiche einschlägige Archive aufzusuchen pflegte: Wien, Dresden, Berlin, Stettin, Posen, Petersburg, Warschau usw., hat er natürlich auch seine Kenntnisse in seinem Berufe dauernd erweitert und gern der Allgemeinheit zugänglich gemacht.

So dienten namentlich seine Reisen nach Petersburg gleichzeitig der Archivforschung und brachten zwei wertvolle Gaben: „Die handschriftlichen Quellen der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg zur Geschichte Polens im 16. und 17. Jahrhundert“ und „Das russische Archivwesen“⁷⁾.

Kein Archivar kann sich ganz dem Zwange zu Gelegenheitschriften entziehen. Es kommt nur darauf an, wie er sich dieser Aufgabe entledigt. Die kleine Schrift: „100 Jahre Häbler“ (Königsberg 1903) ist ein hübscher Beitrag zur Geschichte des Kaufmannsstandes in Königsberg geworden und der Aufsatz: „Zur Kolonisationsgeschichte des Oberlandes, das Feld, Dorf und Gut Anfern“⁸⁾, der verwandtschaftlichen Beziehungen seinen Ursprung verdankt, gibt einen reizvollen Ausschnitt aus der Siedlungstätigkeit des Deutschen Ordens nieder. In dem Lebensbilde schließlich, das Karge 1921 seinem Direktor im dreißigsten Jahre gemeinsamen Wirkens zum 70. Geburtstag widmete, hat er Erich Joachim ein schönes Denkmal ehrlicher Dankbarkeit gesetzt.

⁶⁾ Riga 1924 und 1926.

⁷⁾ Ztschr. d. Hist. Gesellschaft für die Provinz Posen XXII. (1907).

⁸⁾ Ztschr. f. osteuropäische Geschichte I. (1911.)

⁹⁾ Mpreuß. Monatschr. 58. (1921.)

Will man das wissenschaftliche Wirken Karges richtig beurteilen, so darf man auch an seiner amtlichen Tätigkeit und an seiner Teilnahme an den Bestrebungen des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen nicht vorübergehen. Wer dienstlich mit ihm zu tun gehabt hat, wird bestätigen, in welchem Maße er durch sein reiches Wissen und unermüdbare persönliche Hilfsbereitschaft jeden ernstesten Forscher zu fördern pflegte. Wer die reiche Folge der Vorträge überblickt, die er in den Sitzungen des Geschichtsvereins gehalten hat — sie hier alle aufzuzählen, würde zu weit führen — und sich erinnert, mit welcher Gewissenhaftigkeit seine Darlegungen stets quellenmäßig begründet waren, kann Zeugnis dafür ablegen, daß er Gebiete der preußischen Geschichte beherrschte, die weit über das hinausgingen, was er gedruckt hinterlassen hat.

Man würde aber dem Menschen Karge nicht gerecht, wollte man nur seines wissenschaftlichen und amtlichen Wirkens gedenken. Langjährige Freundschaft erlaubt mir aus der Erfahrung zu sprechen: Karge war ein glücklicher Mensch, weil er ein Menschenfreund war. Es lag in seiner Natur, am andern immer zuerst das Beste zu sehen. Daher schloß er sich schnell und gern an und sprach auch gern von neuen Bekanntschaften, fast immer mit der fast stereotyp gewordenen Wendung: „Ein prächtiger Mensch“. Demgemäß liebte er sehr die Geselligkeit. Es gab wohl kaum ein gastfreieres Haus als das seinige. Das zeigte sich so recht während des Krieges und in der Nachkriegszeit. Es ist erstaunlich, wie viele baltische Flüchtlinge, wie viele deutsche Heimkehrer, zurückkehrende Soldaten, heimatlose Studenten bei ihm ihre erste Zuflucht gefunden haben, trotz der überaus schweren Zeiten, die hart auf ihm lasteten. Aber er hatte das Glück, daß Gattin und Söhne diese Gesinnung teilten, so daß Geben und Helfen von der ganzen Familie frohen Herzens gewährt wurde.

Auch Karges Leben ist nicht kampflos verlaufen. Er gehörte zu denen, die schon frühzeitig einsahen, daß die Wege der deutschen Politik seit der Ära Bülow, im Innern und im Äußeren, zum Verderben führen mußten, und es lag ihm nicht, die Hände müßig in den Schoß zu legen, wo es um das Wohl des Vaterlandes ging. So begann er, sich politisch zu betätigen, obwohl er einsah, daß das persönliche Opfer erforderte. Er beteiligte sich lebhaft an den Selbsthilfebestrebungen des bedrohten Mittelstandes und an der bürgerlichen Opposition gegen den damals in Königsberg herrschenden Kommunalreformismus. Mit beiden Bestrebungen mußte er bei den gegebenen Verhältnissen scheitern. Als er sich 1912 entschloß, in Königsberg als Freikonservativer für den Reichstag zu kandidieren, erreichte er immerhin einen respektablen Achtungserfolg. Damals legte er sein politisches Bekenntnis in einer umfangreichen Broschüre nieder: „Im Kampf um Deutschlands Zukunft“. Sie zeugt von wirklicher politischer Einsicht und einer Voraussicht, die uns heute wahrhaft prophetisch anmutet. Aber alle Enttäuschungen und persönlichen Opfer des politischen Kampfes vermochten seinem unverwundlichen Optimismus den Menschen gegenüber keinen Abbruch zu tun.

Der Krieg brachte Karge wie so viele in neue Bahnen. Zunächst war es in der bedrohten Provinz der heimatische Fürsorgedienst, der ihn und seine unermüdliche Frau in Anspruch nahm. Aber die erhöhte Aufmerksamkeit, die „Oberost“ den östlichen Fragen zuwandte, rief ihn wieder auf den Plan zu wissenschaftlichen Arbeiten auf seinem eigensten Gebiete. Den Anfang machte ein Aufsatz über Rußland als Nationalitätenstaat im Panther¹⁰⁾. Dann wandte er sich ganz den litauischen Dingen zu. 1917 erschien sein Beitrag zur Geschichte des Deutschtums in Wilna und Kauen (Kowno)¹¹⁾, 1918 eine Reihe von Aufsätzen über Wilna in der Zeitung der 10. Armee¹²⁾. Ihnen folgte in der Nachkriegszeit eine Abhandlung über die Auswanderung west- und ostpreußischer Mennoniten nach Südrußland 1787—1820 im Elbinger Jahrbuch¹³⁾. In den schweren Tagen der Zerstückelung Preußens griff Karge wiederholt zur Feder in den alle Gemüter bewegenden Fragen. So veröffentlichte er 1924 eine rechtsgeschichtliche Studie über die Weichselgrenze von 1230—1772¹⁴⁾ und 1925 mehrere Aufsätze und sein wertvolles Buch über die Litauerfrage in Ostpreußen¹⁵⁾. Hier räumt er grundsätzlich auf mit dem von rein sprachwissenschaftlicher Seite verbreiteten Irrtum, daß die Litauer im Memellande Ureinwohner seien, und weist aus unwiderleglichen historischen Quellen nach, daß sie vielmehr erst gegen Ende der Ordensherrschaft und zur Zeit der Herzöge in längst gefestigten deutschen Besitz eingewandert sind. Mit diesem seinem letzten Werke hat er nicht nur der Wissenschaft, sondern auch den vaterländischen Belangen einen großen Dienst erwiesen.

Im Jahre 1921 wurde Karge nach dem Abgange Joachims zum Direktor des Königsberger Staatsarchivs befördert. Die fünf Jahre Spielraum, die ihm in dieser Stellung nach den neuen Gesetzen noch zur Verfügung standen, hat er mit Zähigkeit durchgehalten, obgleich sein Körper bereits zu Ende des Jahres 1925 versagte. Da er in steter Fürsorge für andere an sich selbst zu wenig gedacht und seit Jahrzehnten nichts für seine Erholung und Gesundheit getan hatte, schwächte ihn eine infolge Krampfaderverbruchs in der Nase plötzlich auftretende Blutung dermaßen, daß er sich nicht mehr recht erholen und seinen Amtsgeschäften nur noch mit großen Unterbrechungen nachgehen konnte. Als er sich im Oktober 1927 pensionieren ließ, schien die sorgenfreiere Muße ihm Besserung zu bringen. Er konnte sogar zur Hochzeit seines ältesten Sohnes nach Riga fahren. Im Sommer trieb es ihn in die alte Heimat, an der er stets mit großer Liebe geangen hatte. Kaum in Stettin angelangt, verfiel er aufs neue in eine Krankheit, der er nach wenigen Tagen erliegen sollte.

Kr.

¹⁰⁾ Panther, D. Monatschr. f. Politik u. Volkstum IV 1. 1916.

¹¹⁾ Ostpreuß. Wtschr. 54. S. 35 ff.

¹²⁾ Zeitung d. 10. Armee, Beilage Nr. 127 u. 158, Hauptnummer 677.

¹³⁾ Elbinger Jahrbuch III. S. 65 ff.

¹⁴⁾ Ebda. IV. S. 33 ff.

¹⁵⁾ Die Litauerfrage in Ostpreußen in geschichtlicher Beleuchtung. Königsberg 1925.

Die Prostker Grenzsäule.

Von Dr. G o l l u b.

Zu den markantesten Grenzzeichen Ostpreußens — wenn nicht gar Deutschlands überhaupt — gehört wohl die Säule, die bei dem Dorfe Prostken im Kreise Dyak unmittelbar am Ostufer des Dyakflusses sich erhebt. Nach dem zuständigen Kirchspiel führt diese Säule auf den älteren Karten Ostpreußens, wie auch in den verschiedenen älteren Beschreibungen den Namen „Ostkolonische Säule“. Für unsere Heimatgeschichte hat dieses Markzeichen insofern eine gewisse Bedeutung, als durch seine Errichtung ein über 100 Jahre langer Streit um den Anfangspunkt der einstmals preußisch-litauischen Grenze seinen endgültigen Abschluß gefunden hat.

In alten Zeiten war der Dyakfluß die Grenze zwischen Sudauen und Masowien gewesen. Seit etwa Mitte des 13. Jahrhunderts aber rückten die Litauer ganz allmählich nach Westen vor und wurden im 14. Jahrhundert Nachbarn des Deutschen Ordens und auch des polnischen Teilsfürstentums Masowien, der Masau, wie der Orden es nannte. Vom Dyakfluß blieben sie jedoch noch weit entfernt. Noch 1343 reichte die Masau — wenigstens nominell — bis zur Quelle des Bober und erst 1379 wird von den angrenzenden litauischen Landen Grodno oder Garten und Podlachien, dem alten Polzerien, sowie von der Memel, die wohl als Grenzfluß galt, gesprochen. Dieses Gebiet zwischen dem heutigen Preußen und der Memel bis nach Masowien und Polen hin wird noch 1382 als Eigentum des Ordens angesehen. Ja, 1390 nahm dieser sogar Grodno selbst in Besitz. Doch schon 1398 überließ er das Gebiet zwischen der Memel einerseits und Scheschuppe, Netta und Bober andererseits an Litauen. Das Land zwischen dem Bober und der heutigen Grenze, d. h. das damalige masowische Teilsfürstentum Wilna, besaß er von 1370—1402 als Pfand. Noch blieben also die Litauer ein gutes Stück von den heutigen Grenzen entfernt. Erst im Friedensvertrag am Melno-See vom Jahre 1422 wurde die Grenzlinie so gezogen, wie sie im großen und ganzen noch jetzt verläuft.

In eben diesem Vertrage aber wurde u. a. der westliche Anfang der neuen Grenze auf eine Art bestimmt, die naturgemäß zu Uneinigheiten über die Lage dieses wichtigen Punktes führen mußte und wohl auch im Sinne der siegreichen Ordensgegner führen sollte. Die litauische Grenze sollte nämlich dort beginnen, wo die masowisch-polnische endete, an der Furt Kaminibrod im Dyakfluß. Über die Lage dieser Furt aber herrschte bereits damals keine Einstimmigkeit.

Ein vadium Likke wird schon im ersten preußisch-masowischen Grenzvertrag von 1343 genannt. Aus dem Schreiben des Balgaer Komturs vom 16. Februar 1405 geht nun hervor, daß man damals noch zwei Furten im Dyakfluß unterschied, deren „oberste“ etwa 3, deren „unterste“ — vom Grenzfluß Choina am schnellsten erreichbar — aber etwa 5 Meilen vom „Hause“ Dyak entfernt lag, was also

einen Unterschied von rund 16 Kilometer ausmachte. Damals hatte der Orden noch die Möglichkeit, sich die günstigere Grenze zu wählen; er tat es nicht. Man darf wohl als sicher annehmen, daß die im Friedensvertrag von 1422 bezeichnete Furt, die früher „oberste“ genannte, also die bei Prostken gewesen ist. Nach den diesem Friedensvertrag vorausgehenden Verhandlungen führte die Furt außer der polnischen Bezeichnung „Kammiennobrod“ (= Steinfurt) angeblich noch die litauisch-preußische „Sungubrast“. Diese Bezeichnung ist wohl identisch mit dem Singurbrast der preußisch-masovischen Grenze östlich Meidenburg am Orzhyßfluß und galt wohl noch nicht als Name einer bestimmten Örtlichkeit. Nicht unmöglich wäre es vielleicht, daß sich aus dem Wortteil „brast“ das spätere „Prostken“ entwickelt hat.

Die unsichere Grenze blieb den mächtigeren Nachbarn natürlich ein willkommenes Streitobjekt. Die Litauer machten wiederholt Versuche, die Linie weiter nach Norden, also nach Preußen hinein, zu verschieben. So behaupten z. B. die gegnerischen Grenzkommissare im Jahre 1541: Die fragliche Furt sei gar nicht die bei Prostken, sondern liege in Wirklichkeit oberhalb des Dorfes Lnd. Damit wäre fast die heutige Stadt unmittelbarer Grenzort geworden! Tatsächlich konnte damals trotz aller Bemühungen die Furt „Kamynobrod“ nicht mehr festgestellt werden. Zweifellos hatte sich der Wasserstand des Flusses — vor allem wohl durch Mühlenanlagen — gründlich geändert.

Bei den nächsten Grenzverhandlungen nun im Jahre 1545 gelang es Herzog Albrecht durch persönliche Vorstellungen und ein Hilfsangebot das Einverständnis des jungen litauischen Großfürsten und erwählten polnischen Königs Sigismund (II.) August zu seinen Grenzvor schlägen zu erlangen. Er nahm diese günstige Gelegenheit wahr, um vor allem den Anfangspunkt der beiderseitigen Grenze möglichst sinnfällig und dauerhaft festzulegen: So entstand die Grenz säule bei Prostken an Stelle einer alten, zum Teil verschwundenen Erdschüttung.

Diese Säule, durchweg aus Ziegelstein in Form eines viereckigen Pfeilers aufgemauert, ist von gedrungener Gestalt, etwa 3 Meter hoch und — wie eine Hütte — mit einem Pfannendach bedeckt. An der Ostseite befindet sich unter den Länderwappen Preußens und Litauens eine Tafel*), deren Inschrift Kunde über die Errichtung der Säule gibt und von Sabinus, dem ersten Rektor der neugegründeten Königsberger Universität, stammt. Sie lautet:

Quando Sigismundus patrys Augustus in oris
Primus et Albertus Marchio iura dabant
Ille Jagellonis veteresque binominis urbes
Hicque Borussorum pace regebat opes
Haec erecta fuit moles, quae limite fines
Signat, et amborum separat arua Ducum
Anno MDXLVO Mense Augusto.

*) Jetzt durch eine Nachbildung ersetzt. Das Original befindet sich in der
Russia.

Bemerkenswert ist zunächst, daß nicht das Wappen Polens, dessen Lehnsmann doch der preußische Herzog und dessen Mitglied der litauische Großfürst war, aufgenommen wurde. Es geschah dies aber auf ausdrücklichen Wunsch der Litauer, angeblich „zur Vermehrung allerley Ergernuß“. Litauen stand damals bekanntlich nur in Personalunion mit Polen, die erst 1569 in eine Realunion umgewandelt wurde.

Weiterhin ist die Datierung: August 1545 bemerkenswert. Dieses Datum ist nicht auf die Entstehung der Säule zu beziehen. Denn aus einem Randvermerk in dem etwa gleichzeitigen oder doch nur wenig späteren Bericht über die damaligen Grenzverhandlungen, die erst am 7. September 1545 begonnen wurden, geht klar hervor, daß die Säule am 10. September, und zwar den Tag über und noch in der folgenden Nacht, also in größter Eile, aufgemauert worden ist. Das Datum auf der Tafel ist demnach höchstwahrscheinlich auf die Entstehung des Distichons zu beziehen.

Mit Errichtung dieser Grenzsäule, die nun schon fast 400 Jahre ihre Aufgabe erfüllt und u. a. Zeugin der für die Masuren so verhängnisvollen Tartarenschlacht vom 8. Oktober 1656 gewesen ist, waren nun zwar durchaus nicht alle Grenzirrunge mit den Litauern, später Polen und Russen behoben, es ist aber niemals wieder um die Grenze am Inßfluß gestritten worden.

Königsberger Adreßbücher.

Von Arthur Warda.

Martin Haß hat in seiner grundlegenden Abhandlung „Die preußischen Adreßkalender und Staatshandbücher als historisch-statistische Quellen“ (Forschung, z. brandenb.-preuß. Gesch. Band XX S. 133—193, 305—346) auf die Bedeutung der genannten Druckwerke für die Erforschung der preußischen Verwaltungsgeschichte und für die Familienforschung hingewiesen. Seine Arbeit behandelt neben den Berliner Adreßkalendern und den Schlesischen Instanzen-Notizen die meistens auch von der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegebenen allgemeinen und speziellen Provinzial-Adreßkalender, so daß noch der Lokalforschung die Aufgabe verblieb, für einzelne Städte die besonderen Adreßbücher zusammenzustellen. Für die Stadt Königsberg i. Pr. ist dies meines Wissens bisher nicht unternommen worden. Die nachstehende Zusammenstellung soll ein Versuch sein, der nur die Anregung zu einer gleichermaßen gründlichen Bearbeitung, wie die von Haß, liefern will. Denn daß das hier mitgeteilte Verzeichnis alle in dieser Hinsicht in Betracht kommenden Druckwerke aufführt, soll und kann nicht behauptet werden. Es sind nur die dem Verfasser bekanntgewordenen Drucke mitgeteilt. Und zwar beschränkt sich diese Liste auf diejenigen Kalender usw., welche ausschließlich oder, wie insbesondere die speziellen Adreßkalender

für Preußen, vorzugsweise ein Verzeichnis von Einwohnern Königsberg enthalten. Näher Angaben über die innere Einrichtung der einzelnen Jahrgänge, das Verhältnis zu einander, über die Herausgeber, sind hier nicht aufgenommen, um den Umfang des Aufsatzes nicht zu ausgedehnt werden zu lassen. Auf eine bibliographische Wiedergabe der Titel (wie bei Haß) habe ich zur Vermeidung höherer Druckkosten verzichtet, dagegen erschien die Angabe des Umfangs nach Seiten bzw. Blättern angebracht und vor allem erforderlich der Nachweis derjenigen Bibliotheken in Königsberg (ohne Ortszusatz), auf denen ich die einzelnen Jahrgänge gefunden habe, oder falls ein Jahrgang in Königsberg nicht zu ermitteln war, der auswärtigen Bibliothek mit Ortszusatz, welche das Buch besitzt. Falls einzelne Jahrgänge in der Arbeit von Haß eingehender behandelt sind, ist dies unter Angabe der Seitenzahl vermerkt. Mit dem Jahrgang 1846 schließt die Zusammenstellung. Der Jahrgang 1847 ist der erste jener gleichartigen Reihe von Adreßbüchern für Königsberg, die ununterbrochen bis zu dem in diesem Jahr erschienenen (seit 1842) 87. Jahrgange des „Einwohnerbuchs“ führt, mögen auch im Lauf der Zeiten Herausgeber und Verleger gewechselt haben, in welcher Hinsicht das Adreßbuch für das Jahr 1862 eine Einzelstellung einnimmt.

[1704.] Das ichtlebende Königsberg in dem Königreich Preußen, Darinnen Der Königl. Regierungs- Universität und Kirchen-Staat Benebst den Stadt-Magistrat Wie auch alle in 1704. Jahr daselbst edirte Disputationes und Tractate, nebst einen vollkommenen Register aller Gebornen, Vertrauten und Gestorbenen vorgestellt werden. Leipzig, Verlegt's Joh. Heinichens, Wittbe. (12°, 84 S. mit Titelbild, Haas S. 143 Anm., Stadtbibl., Staatsarchiv.)

[1715.] Adreß-Calender Des Königreichs Preußen Haupt- und Residenz-Stadt Königsberg, Auf das Jahr 1715. Worinnen der daselbst befindlichen Königl. Regierung, auch anderer so Geist- als Weltlicher, Civil- und Militair-Collegien, Instanzen und Expeditionen Glieder und Bediente, nebst deren Wohnungen, auch einige Künstler, Tractier-Wein-Thee-Caffee- und Wirths-Häuser richtig verzeichnet zu finden. Gedruckt in diesem Jahr. (Längl. 12°, Haupttitel und Umfang bei Haas S. 336 Anm., Prussia [defektes Exemplar].)

[1766.] Adreß-Nachrichten für das Königreich Preußen und insbesondere der Hauptstadt Königsberg derer darin befindlichen hohen und niedern Collegien, Instanzen und Expeditionen auf das gemeine Jahr MDCCLXVI. herausgegeben mit Approbation der Königl. Preuß. Academie der Wissenschaften. (Vign.) 1767. (12°, 155 S. und 23 ung. S. Reg., Haas S. 336, Staatsarchiv.)

[1770.] Adreß-Calender für das Königreich Preußen, und insbesondere der Hauptstadt Königsberg derer daselbst befindlichen hohen und niedern Collegien, Instanzen und Expeditionen, auch derer Königl. Bedienten, Magisträte, Prediger, Universität u. nebst Anführung des Orts und der Zeit ihrer Versammlung, nicht weniger als einem zweyfachen Register, sowohl der Collegien, als derer Per-

jonen, aus welchen selbige bestehen u. auf das gemeine Jahr MDCCLXX. herausgegeben (etc. wie bei 1766, Vign.). (12°, 148 S. und 39 ung. S. Reg., Haas S. 336, Stadtbibliothek.)

[1775.] (Wie bei 1770) auf das Jahr 1775. Nebst einem Anhang für West-Preussen. Herausgegeben (wie bei 1770, Vign.). 1775. (12°, 211 S. und 55 ung. S. Reg., Haas 336, Prussia.)

[1784.] Adress-Calender von Königreich Preussen der daselbst befindlichen hohen und niedern Collegien, Instanzen und Expeditionen, Magisträten, Univerſität, Kirchen und Schulen, Stiftern, Klöstern und in öffentlichen Aemtern stehenden Personen, auf das Jahr 1784. herausgegeben mit Genehmigung der Königl. Preuß. Academie der Wissenschaften. (Vign.) (12°, 249 S. und 67 ung. S. Reg., Haas S. 337. Preuß. Staatsbibl. Berlin.)

[1788.] Adress-Calender (wie bei 1784) auf das Jahr 1788, (wie bei 1784) (Vign.). (12°, 306 S. und 84 S. ung. S. Reg., 1 Bl. weiß, Haas S. 337, Staatsarchiv.)

[1789.] Preußischer Handlungs-Calender enthaltend die Kaufleute und Fabrikanten der Städte Königsberg, Elbing und Memel herausgegeben aufs Jahr 1789. mit 2 Kupfern Elbing und Leipzig, bey Friedrich Traugott Hartmann. (8°, Titelfupfer, Titel, 1 Bl. Vorwort, 72 S., 1 Kupfer — Lage der Speicher-Insel —, am Schluß Beschreibung der Elbingschen Speicherinsel, Stadtbibliothek Elbing.)

[1790.] Königsbergisches Adress-Buch von Kaufleuten, Mätlern und Schiffs-Rhedern auf das Jahr 1790. (Vign.) Königsberg in Preussen, in der Hartung'schen Buchhandlung. (12°, Titel, 3 Blatt Vorbericht — am Anfang Vignette mit Ansicht von Kbg. —, 63 S., 2 Bl. Verb., Stadtbibliothek, — der Herausgeber unterzeichnet sich G—l, vielleicht Gabriel —.)

[1797.] Königsbergisches Adress-Buch von Kaufleuten, Mätlern u. Seeschiffs- und Bordings-Rhedern, nebst Anzeige der Speditours in Pillau und einem Verzeichniß der sämtlichen Gast-Häuser in Königsberg. Auf das Jahr 1797. Königsberg, bey Heinrich Degen, Königl. privil. Buchdrucker. (8°, Titel, 1 Bl. Vorbem., 44 S., Preuß. Staatsbibl. Berlin — Herausgeber ist Heinr. Degen —.)

[1800.] Verzeichniß der in der Haupt- und Residenz-Stadt Königsberg und deren Vorstädten vom Magistrat angeordneten Armen-Aufseher nebst Benennung derer einem jeden derselben zugetheilten Straßen mit einem Rahmen-Register der Aufseher und der Straßen. Königsberg, gedruckt bei Heinrich Degen. 1800. (8°, 64 Bl., Staats- und Universitätsbibliothek.)

[1801.] Königsbergisches Adress-Buch von Kaufleuten, Mätlern, Rhedern u. nebst Anzeige der Rheder und Speditours in Pillau und Verzeichniß der sämtlichen Gasthäuser in Königsberg. Auf das Jahr 1801. Königsberg, gedruckt und zu haben bey Heinrich Degen. (12°, Titel, 1 Bl. Vorbem., 74 S., 1 Bl. weiß, Preuß. Staatsbibl. Berlin — Herausgeber ist Heinr. Degen —.)

[1805.] Königsbergſches Adreß-Buch von Kaufleuten, einer tabellarifchen Ueberſicht der Königsberger und Pillauer Schiffe und deren Größe, einer Anzeige der Rheder und Spediteurs in Pillau und einem Verzeichniſſe der ſämmtlichen Gaſt-Häuſer in Königsberg. Königsberg, 1805. Gedruckt und zu haben bei Heinrich Degen. (12°, Titel, 70 S., 4 Bl. Verzeichniſſe der Poſten, Sammlung Dr. Leppich in Abg.)

[1812/13.] Adreßbuch der Königl. Preuß. Haupt- und Reſidenzſtadt Königsberg, enthaltend das Perſonale der daſelbſt befindlichen öffentlichen Behörden und Inſtitute, deſgleichen der Kaufmannſchaft, Fabrikanten, Künſtler und übrige Gewerbetreibende für das Jahr von Oſtern 1812 bis dahin 1813 herausgegeben von Adolph Wilhelm Schmoldk. Königsberg, gedruckt bei Heinrich Degen. (8°, Titel, 2 Bl. Widm., Seite 3—282, Staats- und Univ.-Bibl., Stadtbibl., Staatsarchiv.)

[1815.] Verzeichniß der in der Haupt- und Reſidenzſtadt Königsberg befindlichen Haus-Eigenthümer. Für das Jahr 1815. Königsberg, bei Heinrich Degen. (16°, 166 S., X S., Stadtarchiv.)

[1817.] Adreßbuch Einer Hochlöblichen Kaufmannſchaft zu Königsberg in Preußen für das Jahr 1817 herausgegeben von B. Dieffenbach Mäkler in Wechſeln, Species und Staatspapieren. Königsberg, gedruckt bei Heinrich Degen. (8°, 116 S., 5 S. Rubr. Reg., 14 S. Namen Reg., 1 S. Druckf., Sammlung Dr. Leppich in Abg.)

[1818/19.] (Wie bei 1817) für die Jahre 1818 und 1819 (wie bei 1817). (8°, 160 S., 8 S. Rubr. Reg., 30 S. Namen Reg., 1 S. Veränd. u. Druckf., Staats- und Univerſitätsbibliothek.)

[1820/21.] (Wie bei 1817) für die Jahre 1820 und 1821 (wie bei 1817). (8°, 184 S., 20 Bl. Rubr. u. Namen Reg. u. Verb., Staats- u. Univ.-Bibl., Stadtbibl., Staatsarchiv.)

[1822/23.] (Wie bei 1817) für die Jahre 1822 und 1823 (wie bei 1817) gedruckt in der Degenschen Buchdruckerei. (8° 190 S., 8 S. Rubr. Reg., 32 S. Namen Reg., 1 S. Berichtig., Staats- und Univerſitätsbibliothek.)

[1822.] Verzeichniß der in der Haupt- und Reſidenzſtadt Königsberg befindlichen Haus-Eigenthümer. 1822. Königsberg, Verlag der Hartungſchen Hofbuchdruckerei. (8°, 120 S., Staats- u. Univ.-Bibl., Stadtbibl., Staatsarchiv, Stadtarchiv.)

[1824/25.] Adreßbuch der Königl. und Stadt-Behörden wie auch E. Hochlöblichen Kaufmannſchaft zu Königsberg in Preußen für die Jahre 1824 und 1825 herausgegeben von B. Dieffenbach (wie bei 1822/23). (8°, 172 S., 20 Bl. Rubr. u. Namen Reg., Staats- u. Univ.-Bibl., Staatsarchiv.)

[1826/27.] (Wie bei 1824/25) für die Jahre 1826 und 1827 (wie bei 1824/25). (8°, 165 S., 40 S. Rubr. u. Namen Reg. u. Verb., Staats- und Univerſitäts-Bibliothek.)

[1829/30.] (Wie bei 1824/25) für die Jahre 1829 und 1830 (wie bei 1824/25, nur mit dem Zuſatz: a. D. hinter: Staats-

papieren;). (8°, 152 S., 37 ungez. S. Rubr. u. Namen Reg., 1 S. Verb., 1 Bl. weiß, Staatsarchiv.)

[1831/32.] (Wie bei 1824/25) für die Jahre 1831 und 1832 (wie bei 1824/25, nur unter Weglassung des Titels des Herausgebers). (8°, 162 S., 6 S. Rubr. Reg., 34 S. Namen Reg., 2 S. Berichtig., Staats- und Universitätsbibliothek.)

[1833/34.] (Wie bei 1824/25) für die Jahre 1833 und 1834 (wie bei 1824/25) Wechsel- und Species-Mäfler. Königsberg. (8°, 164 S., 41 ungez. S. Rubr. u. Namen Reg., 1 S. Verb., Staats- u. Univ.-Bibl., Stadtbibl., Staatsarchiv.)

[1835.] (Wie bei 1824/25) für das Jahr 1835 (wie bei 1833/34) gedruckt in der Degenschen Buchdruckerei. (8°, 159 S., 43 ungez. S. Rubr. u. Namen Reg., 1 S. Berichtig., Staatsarchiv.)

[1836.] (Wie bei 1835) für das Jahr 1836 (wie bei 1835). (8°, 155 S., 36 ungez. S. Rubr. u. Namen Reg., Staats- u. Univ.-Bibl., Staatsarchiv.)

[1837.] (Wie bei 1835) für das Jahr 1837 (wie bei 1835). (8°, 154 S., S. 155—59 Rubr. Reg., 31 ungez. S. Namen Reg., 2 ungez. S. Veränd. u. Verb., Staats- u. Univ.-Bibl., Staatsarchiv.)

[1838.] (Wie bei 1835) für das Jahr 1838 (wie bei 1835). (8°, 154 S., S. 155—60 Rubr. Reg., 16 Bl. Namen Reg. u. Veränd. u. Verb., Staats- u. Univ.-Bibl., Staatsarchiv, Prussia.)

[1839.] (Wie bei 1835) für das Jahr 1839 (wie bei 1835). (8°, 158 S., S. 159—64 Rubr. Reg., 17 Bl. Namen Reg., 1 S. Veränd., Staats- u. Univ.-Bibl., Staatsarchiv.)

[1840.] (Wie bei 1835) für das Jahr 1840 (wie bei 1835, jedoch unter Weglassung des Titels des Herausgebers). (8°, 156 S., S. 157—62 Rubr. Reg., 17 Bl. Namen Reg., 1 Bl. Veränd. u. Verb., 1 Bl. weiß, Staats- u. Univ.-Bibl., Staatsarchiv.)

[1841.] (Wie bei 1835) für das Jahr 1841 (wie bei 1835, jedoch mit den Vornamen: G. L. des Herausgebers). (8°, 170 S., S. 171—76 Rubr. Reg., 17 Bl. Namen Reg., 1 Bl. Veränd. u. Berichtig., Staats- u. Univ.-Bibl., Staatsarchiv.)

[1842.] Adreß-Kalender für die Königl. Haupt- u. Residenz-Stadt Königsberg, auf das Jahr 1842. Königsberg. Gedruckt bei G. J. Dalkowski. (8°, Titel, S. III/IV Erklär. d. Ordensbezeichn., S. V—XV Rubr. Uebers., 240 S., Staats- u. Univ.-Bibl., Stadtbibl., Staatsarchiv.)

[1843.] (Wie bei 1842) auf das Jahr 1843 (wie bei 1842). (8°, 280 S., Staats- u. Univ.-Bibl., Staatsarchiv.)

[1844.] (Wie bei 1842) auf das Jahr 1844 (wie bei 1842). (8°, Titel, S. III—V Erklär. d. Ordensbez., S. VI—XIV Rubr. Uebers., S. XV/XVI Veränd. u. Druckf., 263 S., Staats- u. Univ.-Bibl., Stadtbibl., Staatsarchiv.)

[1845.] (Wie bei 1842) auf das Jahr 1845 (wie bei 1842). (8°, Titel, S. III—V Erklär. d. Ordensbez., S. VI—XIV Rubr. Uebers., 1 Bl. Veränd. u. Druckf., 276 S., Stadtbibliothek.)

[1846.] J. C. Ernst's Neues gemeinnütziges Adreßbuch für die Haupt- und Residenzstadt Königsberg mit Einschluß der Hüfen und der nächsten Umgebung auf das Jahr 1846. Inhalt: 1. Wohnungs-Anzeiger aller Einwohner Königsberg's und Umgegend (mit Ausschluß der Gewerbegehülften und Dienstboten); 2. Nachweis sämtlicher Militair- und Civilbehörden, öffentlicher Institute und Gebäude, sowie der wissenswerthen Privat-Anstalten; 3. Nachweis sämtlicher Straßen und Gassen Königsbergs unter Angabe der Polizei-Districte und Reviere, zu denen sie gehören; 4. ein nach den Gewerben geordneter Nachweis sämtlicher Geschäftstreibenden; 5. vollständiger Nachweis aller in Königsberg ankommenden und von da abgehenden Posten. Erster Jahrgang. Königsberg 1846. C. H. Mangelsdorf. Schloß- und Münzplatz-Ecke. (gr. 8°, Titel, 1 Bl. Vorw. u. Berichtig. u. Nachtr., 260 S. einschl. Anzeigen, Stadtbibl., Staatsarchiv.)

Die alte Amtsmühle Kalthof.

Von Carl Schulz.

Jahrhundertlang gehörten zum Straßenbilde Königsbergs die Wassermühlen. Heute erinnern an diese nur einige Straßennamen, wie z. B. der Mühlenberg, der Mühlengrund und der Mühlengang, die den Platz der früheren Mittel- und Untermühle bezeichnen; die Tragheimer Mühlenstraße, die zur Tragheimer Mühle führte, die drei Fließstraßen, sowie die Fließquerstraße. Nur außerhalb des Königstores ist noch eine der Nachwelt erhalten geblieben: die alte Amtsmühle Kalthof, auch Kalthöfische Mühle genannt, jetzt das Haus Nr. 111 der Königsallee, unweit des Kalthöfer Parkes.

Sie liegt abseits der Straße, tief im Tale, den Blicken Vorübergehender durch die Bäume des früheren Mühlparkes entzogen und bietet so in stiller Verborgenheit einen eigenartigen Gegensatz zur nahen Königsallee, mit ihrem lauten Großstadtverkehr.

Eine Tafel an der Straße nennt das alte schlichte Mühlenhaus mit den zwei abgeschrägten Giebeln „Königstal“ und deutet mit diesem Namen auf dessen jetzige Bestimmung als Gaststätte hin, die nun schon ein halbes Jahrhundert währt. An die alte Zeit, als noch Mahlgäste kamen, erinnert hauptsächlich die Ostseite mit ihrem merkwürdigen Eingang. Ohne erst eine Treppe zu ersteigen, gelangt man über einen Steg unmittelbar in den ersten Stock. An der Westseite plätschert munter der Mühlengraben, der seinen Weg in den Kalthöfer Park nimmt. Die drei fischreichen Mühlenteiche freilich, den Brauer-Teich, den Schmiede- oder Mühlenteich und den Runden- oder Kofgartenteich, suchen wir jetzt vergeblich. Der Letzte wurde schon 1848 als Wiese genutzt. Ludwig von Bacsko, Königsbergs blinder Geschichtschreiber, berichtet allerdings, daß das Wasser des Rumrauschen Teiches die Triebkraft gab. Dieses trieb außerdem noch den Eisenhammer vor dem Gumbinnischen Tore (Königstor) und fiel in

den vor dem Sackheimer Tore 18 Fuß höher als der Pregel liegenden Kupferteich, dessen Wasser, nachdem es den Ober- und Unterkupferhammer vor dem Sackheimer Tore getrieben hatte, in den Pregel fiel.

Die Mühle Kalthof, ursprünglich eine Walkmühle, unterstand früher der Gerichtsbarkeit des Königl. Ostpreuß. Domänen-Justizamtes Neuhausen und wurde laut Erbkaufvertrag (Berlin, den 23. Dezember 1751) von dem Müllermeister Joh. George Knapp erworben. Dieser baute sie zu einer Graupenmühle um und verkaufte sie dann am 16. Mai 1768 an den Kommerzienrat Joh. Christian Kruse, der aber 1779 in Zahlungsschwierigkeiten geriet. Nach ihm gehörte sie dem Fabrikbesitzer Christian Gottfried Glaubitz, der außerdem noch den Sprindkrug und den Eisenhammer besaß. Der Wert der Mühle mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden nebst Garten wurde damals auf 3305 Rthlr 30 Gr. geschätzt. Aber auch Glaubitz kam in Vermögensverfall und seine Grundstücke wurden gerichtlich versteigert. 1800 erwarb die Mühle der Graf v. Klingsporn, der in Königsberg wohnte, doch die Bewirtschaftung einem Lohnmüller Haupt überließ. Den Zeitpunkt des nächsten Besitzwechsels lassen die vorhandenen Quellen nicht mehr erkennen. Um 1812 erscheint dann in der Reihe der Besitzer der Name eines Mannes, der allen Freunden der Stadtgeschichte Königsbergs wohlbekannt ist: der Königl. Regierungsrat und Baudirektor Joh. Theodor Valerian Müller, Schöpfer des schönen Königsberger Stadtplans vom Jahre 1815. Mitbesitzerin war dessen Ehefrau Juliana Karolina, geb. Hoppe. Im Mai 1814 verkauften beide die Mühle dem Müllermeister und Negotianten Friedrich Wilhelm Lehmann für den Preis von 19 000 fl. oder 6333 Rthlr. 30 Gr. Lehmann war vorher Besitzer der Mühle Lauth gewesen und hatte hier eine Müllerwitwe mit fünf zum Teil erwachsenen Töchtern geheiratet, die ihm im Alter aber um mehr als 25 Jahre voraus war. Die Ehe dieses ungleichen Paares auf der Mühle Kalthof wurde nach einigen Jahren gerichtlich geschieden, die Mühle verblieb jedoch der geschiedenen Ehefrau, Anna Dorothea, geb. Marcker, verw. Killatis, die sie an ihren Schwiegersohn, den Mühlenmeister Joh. Gottfried Wiechert verpachtete. Im Mai 1830 verkaufte Frau Lehmann die Mühle an den Müller und Besitzer der Oberkupfermühle Joh. Heinrich Valentin Feldheim und dessen Ehefrau Olive Henriette, geb. Bogelsang, für den Preis von 4000 Thalern. Feldheim, aus Burg bei Magdeburg gebürtig, ein tüchtiger und unternehmender Fachmann, erbaute 1835 in nächster Nähe der Wassermühle, an der jetzigen Rennparkallee, noch eine holländische Windmühle, die nun nicht mehr vorhanden ist. Vorher stand hier ein Gartenhaus, auch Berghaus genannt, das vier Familien Raum bot, 1806 aber von den Franzosen bei ihrem siegreichen Einzuge zerstört worden war.

Im Juli 1845 bat Feldheim das Gouvernement um die Erlaubnis zum Aufstellen einer Dampfmaschine von 12 Pferdekraften zum Betriebe der Mahlmühle von drei Gängen und zum Bau einer Schmiede, denn in trockenen Sommern stand die Wassermühle vier

bis fünf Monate, und im Winter froren die Mühlenteiche bei starkem Froste ein. Auch die Windmühle ließ ihn bei stillem und stürmischem Wetter im Stiche. Der Antragsteller unterließ nicht, besonders darauf hinzuweisen, daß die Roßgärten Windmühle wegen der zu erbauenden Wälle demnächst abgebrochen werden mußte und Königsberg dann nicht die genügende Anzahl Mühlen hätte. Ein Umstand, den die Besitzer fremder Mühlen, wie die zu Pinnau und Insterburg, durch Eröffnen von Mehlniederlagen bereits ausnützten. Hinzu käme noch, daß sämtliche Wassermühlen der Stadt ihr Wasser aus dem Oberteiche beziehen. Sollte dieser aber jemals vom Feinde mittels Durchstich gesperrt werden, so würde Wassermangel alle Mühlen stilllegen. Diesem Bauvorhaben stand jedoch das Rahongesetz von 1844 hinderlich entgegen, das nur Fachwerkbau erlaubte, der noch dazu auf Befehl jederzeit unentschädigt abgebrochen werden mußte. Feldheim wollte mit Rücksicht auf das beträchtliche Kapital nur massiv bauen. Die Angelegenheit ging bis an das Kriegsministerium; die erbetene Erlaubnis wurde nicht erteilt.

Im Oktober 1862 trat das Ehepaar Feldheim die Mühle für den Preis von 19 500 Rthlr., wovon 3500 Rthlr. auf Mobilien entfielen, an den Kaufmann Friedr. Bernhard Göz ab, der sie nach Verlauf eines Jahrzehntes mit einem Verlust von nahezu der Hälfte seiner Kaufsumme an den Gutsbesitzer Eduard Vollmeister und dessen Ehegattin Maria, geb. Görke, abtrat.

Unsere Amtsmühle wurde nun in ein Café mit dem berühmten Namen „Samsjouci“ umgewandelt. So gern jeder gute Deutsche dieses bedeutungsvolle Wort auch hören mag, hier war es jedenfalls unangebracht. Die Begeisterung der beiden Siegesjahre 1870/71 erklärt vielleicht diesen Mißgriff bei der Wahl. Im stillen Mühlenparke ließen nun an schönen Sonntagsnachmittagen die Trompeter der Wrangelfürassiere ihre fröhliche Musik erschallen, wofür ein Eintrittsgeld von einem Silbergroschen erhoben wurde. Doch schon nach Ablauf eines Jahres entschloß sich das Ehepaar Vollmeister zum Weiterverkauf, und 1874 finden wir Café Samsjouci und die Windmühle zum letzten Male im Besitze eines Müllers. Meister Julius Ruhnke hielt den Betrieb der Windmühle noch Jahre hindurch aufrecht.

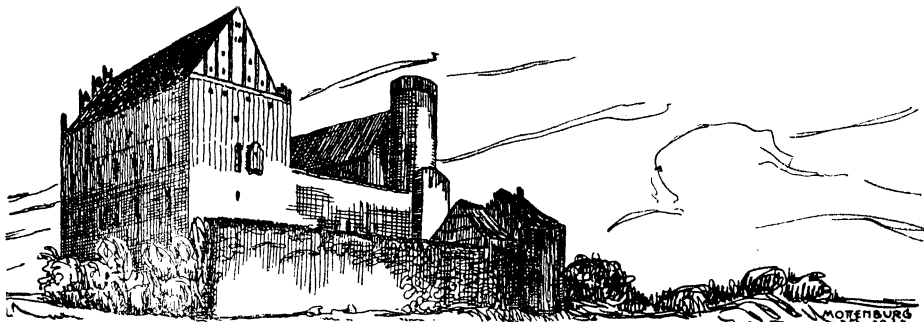
Mit ihm sei die Reihe der Besitzer geschlossen. Diese wechselten im Laufe der Zeit noch öfters und bewirkten jedesmal eine Umtaufe des Namens. Auf Samsjouci folgen: Schweizertal, Wintergarten, Margaretental und schließlich Königstal. Wünschenswert wäre aber ein zutreffender Name, der den uneingeweihten Beschauer auf die Vergangenheit und die frühere Bestimmung dieses altersgrauen Hauses hinweisen würde.

Benutzte Quellen:

- L. v. Waczko, Versuch einer Geschichte u. Beschreibung Königsbergs — 1804.
- Wöchentl. Frage- u. Anzeig.-Nachrichten.
- Königsb. Intelligenz-Zettel. / Hartung'sche Zeitung.
- Amtsrechnungen Kalthof (Staatsarchiv Königsberg i. Pr.).
- Acten betr. Mühle Kalthof (Stadtarchiv Königsberg i. Pr.).

Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 3

1. Januar 1929

Nummer 3

Inhalt: Vereinsnachrichten, Seite 83. — Hans Crome, Die Burgen der alten Preußen, Seite 34. — Dr. Knappke, Königsberger Münzmeister, Seite 41.

Vereinsnachrichten.

Am 8. Oktober sprach Herr Oberstudiendirektor Professor Dr. Schumacher über die Beziehungen des Deutschen Ordens zu England, am 10. Dezember Herr Dr. Bauer, Direktor der Stadtbibliothek und des Stadtarchivs in Elbing über Danzig, Ermland und das Auftreten der Jesuiten in Preußen. Am 12. November fand eine gemeinsame Sitzung mit der Altertumsgesellschaft Prussia statt, in der Herr Pfarrer Doskocil-Charau einen Vortrag mit Lichtbildern über die Insterburger Lutherkirche hielt.

Aus dem sonstigen Vereinsleben seien unsere Bemühungen um die Erhaltung der alten Ortsnamen erwähnt. Wie wohl bekannt, hat die gesetzliche Neuordnung der kommunalen Verhältnisse auf dem Lande eine Zusammenlegung vieler Gutsbezirke und Dörfer zu neuen Gemeinden zur Folge gehabt. Eine überraschende Konsequenz dieses Verfahrens war es, daß die Namen der vielen tausend Güter und Dörfer, die jetzt keine eigenen Kommunalbezirke mehr bildeten, amtlich, d. h. aus den postalischen und sonstigen Amtsverzeichnissen, von Wegweisern und Ortstafeln verschwinden sollten. Im Regierungsbezirk Königsberg wenigstens war derartiges bereits angeordnet worden. Eine Fülle von Protesten war die Folge. Auch wir wandten uns mit einer Eingabe an den Herrn Oberpräsidenten, in der wir weniger die juristischen, wirtschaftlichen und geographischen Bedenken gegen diese Maßregel betonten, als zu bedenken gaben, welchen Verlust für Heimatkunde und Heimatgeschichte, deren Pflege in Wissenschaft und Schule doch gefordert und mit öffentlichen Mitteln unterstützt wird, das Verschwinden vieler tausend z. T. auch historisch bedeutsamer und sprachlich reizvoller Namen bedeuten würde. Auf diese und andere Eingaben hin hat der Herr Minister

verfügt, daß die alten Ortsnamen als Ortsteile weiter bestehen bleiben könnten, wenn die Bewohner einen entsprechenden Antrag an den Regierungspräsidenten richteten. Wir bitten deshalb hiermit alle unsere Mitglieder, besonders die, die auf dem Lande leben und mit ländlichen Kreisen Verbindung haben, durch Wort und Schrift aufklärend zu wirken, auf die Bedeutung der Erhaltung der alten Ortsnamen für Wissenschaft und Volkskunde hinzuweisen und die, die es angeht, zur Stellung der Anträge auf Weibehaltung des alten Namens zu veranlassen. Wir haben uns in diesem Sinne auch an die andern historischen Vereine und sonst in Betracht kommenden Stellen der Provinz gewandt und überall freudige Zustimmung gefunden.

Die Burgen der alten Preußen.

Von Hans Crome.

Die Vorgeschichte, die uns mit dem Werden und Vergehen der Völker, ihren Lebensgewohnheiten, ihrem Kulturzustande, ihren sittlichen und religiösen Anschauungen in der Zeit, bevor die geschichtlichen Aufzeichnungen beginnen, bekannt machen will, gründete sich bisher hauptsächlich auf die Ergebnisse, die die Erforschung der Grabstätten mit ihren Bodentertümern zu Tage förderte. Nur in geringem Umfange hatte die Forschung sich befaßt mit den Zeugen der Vergangenheit, die an der Erdoberfläche als Reste von Siedelungen und Befestigungsanlagen der alten Bewohner in großer Verbreitung im Lande noch vorhanden sind. Und doch kann gerade die Erforschung dieser Denkmäler ein besonders deutliches Bild von dem Leben und dem Kulturzustande der Vorfahren, von der Veränderung ihrer Wohnsitze, ihren kriegerischen Erlebnissen und ihrer Bekanntheit mit den Mitteln des Angriffes und der Verteidigung geben. Die Gründe, weshalb die Erforschung der Wohnstätten und Wehranlagen bisher im Rückstande geblieben ist, sind darin zu suchen, daß die Grabungen mit der Bewegung großer Erdmassen verbunden sind und daher bedeutende Geldmittel erfordern, die für wissenschaftliche Arbeiten solcher Art schwer zu beschaffen sind, und daß ihre Leitung und Beaufsichtigung selbst eine sichere Beherrschung der Ausgrabungsvorschriften und eine gründliche Kenntnis aller vorgeschichtlichen Fragen voraussetzt, ohne die jede Grabung die Gefahr in sich trägt, eher zu einem Schaden, als zu einem Vorteile für die Wissenschaft zu werden. Die Schwierigkeiten der Grabung hat *Bersu* im vorgeschichtlichen Jahrbuche, herausgegeben von *Marx Ebert*, Band II, in einem Aufsatze unter dem Titel „Die Ausgrabung vorgeschichtlicher Befestigungen“ dargelegt, in dem er auch eine genaue Anweisung über die Art des Grabens gibt.

Im Westen unseres Vaterlandes sind durch Grabungen auf vorgeschichtlichen Wehranlagen, die namentlich unter der Leitung von *Karl Schuchardt* gestanden haben, bereits wichtige Ergebnisse erzielt worden. In unserem Osten, der eine reiche Fülle dieser Wehranlagen aufweist — es sind über 400 nachweisbar — ist man

aber noch weit zurück. Wir haben nur eine einzige Ausgrabung im eigentlichen Sinne dieses Wortes zu verzeichnen. Es ist dies die Ausgrabung der alten Preußenburg Wöckliß bei Gildenboden, die Professor Ebert im Jahre 1925 gemeinsam mit dem Studienrate Professor Ehrlich ausgeführt hat. Sonst hat es sich bisher im allgemeinen hier nur um unbedeutende Schürfungen gehandelt.

Es soll im folgenden versucht werden, nach den Ergebnissen der bisherigen Erkundungen und Grabungen ein Bild einer altpreußischen Befestigung zu geben.

Die Bewohner des alten Preußens rechnen zu den baltischen Völkern. Sie sind den Germanen verwandt, stehen den Slawen nahe, sind aber keine Slawen. Von ihren Nachbarn werden sie Prusai genannt. Über die Bedeutung dieses Namens ist uns nichts bekannt.

Die alten Preußen waren ein tapferes und kriegsgewohntes Volk. Überfälle in die Nachbarländer und Einfälle von dort in das Preußenland waren nichts Seltenes. Die Kämpfe mit den Fürsten von Wolhynien und Masowien sind aus der Geschichte bekannt. Das Samland war häufig den Einfällen der Dänen und Skandinavien ausgesetzt, die dort zeitweise festen Fuß faßten. So wurde die Kriegstüchtigkeit und Widerstandsfähigkeit erhalten. Mit der Ankunft des Deutschen Ordens ging die alte Freiheit und das Volkstum nach langen Kämpfen und ruhmreicher Verteidigung, die namentlich in dem großen 15 jährigen Aufstande von 1260—1275 zutage tritt, verloren.

Von dem kriegerischen Geiste der Preußen und ihrem zähen Verteidigungswillen geben die über das ganze Land zerstreuten Burgen ein beredtes Zeugnis. Wir wissen aber nicht sicher, welchem Zwecke im Einzelfalle die Wehranlagen gedient haben. Erst der Fortgang der Grabungen wird in diese Zweifel Licht bringen. Die größeren Wehranlagen waren wohl der Landesverteidigung bestimmt, wie wir dies von der im Eingange erwähnten Preußenburg Wöckliß sagen können. Im übrigen waren sie nicht gegen einen bestimmten Feind gerichtet, sondern sie schützten mehr nach allen Seiten, je nachdem der Feind von Norden, Süden, Osten oder Westen kam. Die zahlreichen kleineren Anlagen hat man wohl als Sitze von Edlen oder Gaufürsten oder als gesicherte Wohnplätze von Stammesgenossen anzusehen. Andere Wehranlagen waren Fluchtstätten der Bevölkerung und dienten zur Unterbringung von Menschen und Vieh bei plötzlichen feindlichen Überfällen.

Dadurch daß der Orden in das Land kam, sind wir vielfach darüber unsicher, wer im Einzelfalle der Erbauer der Wehranlagen gewesen ist. Der Orden war bei der fortschreitenden Eroberung des Landes natürlich nicht gleich in der Lage, neue Stützpunkte für seine militärischen Kräfte und Zwecke zu bauen, er nahm die Befestigungen der Landeseinwohner notgedrungen in Gebrauch. Auch er bedurfte für seine Siedler und für die zum Christenglauben bekehrten Preußen Zufluchtstätten bei Überfällen der heidnisch gebliebenen Landesbewohner und der feindlichen Nachbarn. Die Anlagen, die er vorfand, baute er um oder aus, legte auch selbst neue Fliehburgen an.

Einen Anhalt zur Ermittlung des Erbauers kann im allgemeinen die Grundform der Wehranlagen geben. Die alten Preußen wandten bei ihren Anlagen, soweit das Gelände dem nicht entgegenstand, meist die rundliche Form an, während der Orden viereckig baute. Es gibt Wehranlagen, die eine rundliche und daneben eine viereckige Grundform aufweisen, bei denen also altheidnische Befestigung und Ordensbefestigung nebeneinander liegen. Die Frage nach dem Erbauer bedarf demnach noch sehr der Klärung.

Im großen und ganzen haben wir zu unterscheiden zwischen zwei sich aus der Beschaffenheit des Geländes ergebenden Arten von Wehranlagen, den „Bergburgen“ und den sogenannten Zungen- oder Abschnittsburgen. Bei den ersteren handelt es sich um Befestigungen, die dadurch entstanden sind, daß man einen aus der Ebene hervorragenden Berg zur Befestigung auswählte oder auch ihn im freien Gelände künstlich aufschüttete und die Befestigung gleichmäßig rings herumführte, sie auch wohl noch durch Befestigungsvorlinien, die in weiterem Kreise den Berg umzogen, verstärkte.

Die Zungenburgen sind, wie der Name sagt, unter Benutzung einer Berg- oder Landzunge, meist in dem Bogen eines Baches oder an der Ausbuchtung eines Sees gelegen, errichtet, bei der die Verbindung mit dem Lande durch eine Wehr abgesperrt, die Zunge also an der Wurzel gewissermaßen abgeschnitten war. Man nennt diese Wehranlagen daher auch Abschnittsburgen. Bei diesen Zungen- oder Abschnittsburgen waren die freien Seiten in der Hauptsache schon durch die Natur gegen Angriffe geschützt und bedurften hier somit keiner oder nur einer schwachen Befestigung durch eine Pfahlwand oder eine Rasenmauer. Die Wehranlagen der alten Preußen sind, soweit sich feststellen läßt, in der größeren Zahl solche Zungenburgen. Dies würde sich daraus erklären, daß diese Befestigung die einfachere und daher schneller auszuführende ist und daß das Land mit seinen vielen Seen und Bächen, deren Ufer oft steil abfallen und tiefe Schluchten bilden, für die Befestigung geeignete Landzungen in großer Zahl bietet.

Wir bezeichnen die alten Wehranlagen heute meist mit dem allgemeinen Namen „Burgwall“, weil wir nur noch den Wall von der alten Anlage erblicken, die eigentliche Befestigung dagegen verschwunden ist. Was wir aber von einer Preußenburg nur noch als Wall vor Augen haben, unter Umständen mit Gras und Busch bewachsen, sah einst anders aus. Den Schutz müssen wir uns als eine aus Holz und Erde hergestellte Mauer vorstellen. Ein einfacher Wall würde in den Zeiten, wo die Kämpfe in der Hauptsache mit Nahkampfwaffen ausgefochten wurden, dem Verteidiger keine Überlegenheit gegeben haben. Eine Mauer von einiger Höhe war dagegen für den Angreifer ein beachtliches Hindernis.

Die Holz-Erde-Mauer entstand folgendermaßen: An der Stelle, wo die Umwehrung gezogen werden sollte, errichtete man auf einer Erdschüttung oder über einem Steinpflaster einen Pfosten- oder Blockbau. Bei dem Pfostenbaue trieb man zwei Reihen Pfosten in einer Entfernung von mehreren Metern, je

nach der Stärke, die die Mauer erhalten sollte, in die Unterschicht, verband sie durch übereinander geschichtete Längsbalken, und befestigte sie durch Querriegel untereinander. Den Zwischenraum füllte man mit Steinen, Erde und Wurzelwerk aus, so daß auf diese Weise eine feste Mauer entstand. Am oberen Rande haben wir uns einen umlaufenden Wehrgang zu denken, von dem die Verteidiger den Angreifenden ihre Wurfgeschosse entgegen sandten. Neben dieser Pfostenmauer war die Blockmauer im Gebrauche — und bei den alten Preußen wohl meistens —, die nach der Art der Blockhäuser hergestellt war, wobei sich ein Blockverband an den anderen reihte und der Zwischenraum in der oben geschilderten Weise ausgefüllt wurde. In der Mauer war eine Stelle für das Tor freigelassen, das besonders geschützt war. Die Stärke der Mauer läßt sich aus den in dem Boden zurückgebliebenen Spuren der Pfosten oder der Balkenlagen erkennen. Sie betrug $1\frac{1}{2}$ bis 3 Meter und mehr. Die Höhe der Mauer würde sich aus dem vorhandenen Mauerputze ebenfalls noch feststellen lassen. Sie war oft beträchtlich. Die Vorderseite der Mauer hatte zur Erhöhung der Standhaftigkeit eine schräge Erdschüttung, die, um die Annäherung zu erschweren, mit spitzen Pfählen gespickt war. Der Schutz der ganzen Anlage war in der Regel durch mehrere hintereinander liegende Reihen solcher Wehrmauern noch verstärkt. Zur weiteren Sicherung dienten an besonders bedrohten Stellen der Anlage Holztürme. Die Wehrmauer umschloß den Innenhof. Auf ihm befanden sich die Blockhäuser zur Unterbringung der Bewohner, meist an die Innenmauer angelehnt. Hier lag auch wohl eine befestigte Grube zur Ansammlung des Regenwassers. Sonst holte man das Wasser aus dem Bache oder See, von denen der eine oder andere immer in der Nähe preußischer Wehranlagen zu finden ist. An das Kernwerk schloß sich in der Regel eine Vorburg, deren Größe sich nach dem Zwecke richtete, den die Anlage hatte, und nach der Ausdehnung und Beschaffenheit des Vorgeländes. Sie diente zur Aufnahme einer größeren Besatzung und bei den Flichburgen zur Unterbringung der Flüchtlinge mit ihren Wagen und ihrem Vieh.

Die Wehranlagen gingen entweder durch Feuer oder allmählichen Verfall der sie zusammenhaltenden Holzmassen zugrunde. Die Bildung des heute an der Stelle der alten Befestigungen befindlichen Walles ging so vor sich, daß die Mauer durch Feuer oder nach Verlassen der Burg durch Vermoderung zusammenstürzte. Die Erde- und Steinmassen, ihrer Verbindung beraubt, fielen vorn und hinten über und bildeten so einen Schutthaufen in der Längsrichtung der alten Anlage, der sich dann unter dem Einflusse von Regen und Wind zu dem heutigen Walle abrundete und sich mit Gras und Baumbuchs überzog.

Die altpreußische Befestigungskunst scheint die Anlegung eines Grabens vor der Mauer nicht gekannt zu haben, während der Orden seine Wehranlagen überall durch Wall und davor liegenden tiefen Graben schützte. Deshalb sind die im Lande vielfach vorkommenden Wehranlagen ohne davor liegenden Graben jedenfalls als Werke der alten Preußen anzusehen.

Ein deutliches Bild einer altpreussischen Befestigung hat uns die oben erwähnte von Professor Ebert geleitete Ausgrabung der sogenannten „Schwedenschanze“ bei Wöcklitz im Kreise Elbing, unmittelbar an der alten ostpreussischen Grenze gelegen, geliefert. Ebert hat im Bande I seines vorgeschichtlichen Jahrbuches die Grabung und die sich daraus ergebende Anlage der Burg genau beschrieben. Danach gehörte die Burg zu einer Verteidigungsanlage, die das Hochland bei Trunz östlich der Weichsel abschloß und aus drei großen Burgen bestand, der Schwedenschanze von Wöcklitz im Süden, der Krenzener Burg in der Mitte und der Tolkemitta nördlich am Haffe. Die Burgen sind den sächsischen Burgen zwischen Weser und Elbe bzw. Elbe und Oder verwandt, wenn auch nicht so groß. Die „Schwedenschanze“ ist 300 Meter lang.

Auch diese Burg hat der Orden nach ihrer Einnahme verstärkt und ausgebaut. Sie ist eine richtige Zungenburg, bei der die Landzunge durch das Bartkammer Mühlenfließ, den früheren Rogombach, und einen von Westen in das Fließ einmündenden Bach gebildet wird. Beide Wasserläufe bilden tiefe Schluchten. Gegen sie fällt die sich in südost-nordwestlicher Richtung erstreckende Höhe schroff ab. Von der Spitze der Landzunge im Südosten steigt die Höhe nach Norden allmählich an. Auf ihrem höchsten Punkte liegt das Kernwerk der Anlage. Weiter nach Norden zu fällt das Gelände terrassenförmig ab und ist hier durch eine Mauer mit Graben und noch weiter nördlich durch eine zweite Mauer ohne Graben in ganzer Breite der Landzunge abgeriegelt. Die nördliche äußere Mauer läuft im Süden in einen Bogen aus. Zwischen beiden Mauern liegt der ausgedehnte Außenhof. Die Hauptfront des Werkes liegt nach Südosten. Hier zog sich ein Außengraben entlang, zu dem der Zugang durch Verhaue und Wälle gesperrt war, die senkrecht zur Wegerichtung liefen. Hinter dem Graben glaubt Ebert einen Befestigungsring mit drei Mauern, mit je einem davor liegenden Graben feststellen zu können. Dies würde, wie oben ausgeführt wurde, wieder beweisen, daß die Befestigung sowohl ein Werk altpreussischer wie ordenszeitlicher Erbauer ist und die Arbeiten verschiedener Befestigungszeiten nebeneinander liegen. Die stärkste Mauer und der tiefste Graben lag nach dem Grabungsergebnisse im Südosten der Anlage, dem Kernwerke am nächsten, dessen Binnenhof, von Wallkrone zu Wallkrone gemessen, eine Ausdehnung von 37,5 mal 32,5 Meter hatte. An der Nord- und Südseite des Kernwerkes, da, wo die Mauer an die Steilabhänge stieß, war je ein starker und hoher Holzturm errichtet, von dem aus man den Einblick in die darunter liegenden Schluchten hatte und außerdem die Augenverbindung hielt mit zwei in der Richtung auf Wöcklitz über dem unteren Laufe des Rogombaches liegenden Außenwerken, dem sogenannten großen und dem kleinen Schloßberge, der erstere auf dem linken, der andere auf dem rechten Ufer des Baches gelegen. Der Nordostturm zwischen der ersten und zweiten Mauer war gegen seitliche Umfassung durch einen von Ost nach West verlaufenden Quergaben und durch eine bastionsartige Stellung mit einer Mauer und zwei Gräben, die zugleich das Nordosttor des

Binnenhofes deckte, gesichert. Der Südwestturm sperrte den Weg zum südwestlichen Tore, dem Haupttore des Binnenhofes, da, wo sich die Plattform der Landzunge nach Westen ausbiegend verbreitert. Er war tief unterkellert und an seinem Fuße von einem halbkreisförmigen gegen die Schlucht gewendeten Erdwalle gedeckt. Hinter ihm befand sich ein kurzer Graben, über den eine Brücke geführt haben wird.

Die Außenwände der Mauern bestanden bei dieser Burg aus starken Holzschwellenlagern, die durch Ankohlung und Überziehung mit Lehm (außen, vielleicht auch innen) gegen Wasser und Feuer geschützt waren. In der dritten Mauer, der Hauptmauer, dem Kernwerke am nächsten, ließen sich zwischen den Außenwänden unten wohlerhaltene Holzreste beobachten. Die stärkeren Mauern waren also nicht nur durch Erde und Steine, sondern auch durch ein rostartiges Holzlager gefüllt.

Die Wöcklinger Burg ist das alte, von dem Ordensgeschichtsschreiber Peter von Dusburg erwähnte Castrum Welflika. Sie wurde vom Orden etwa 1235 mit der Unterwerfung Pomesaniens erobert und von ihm besetzt. Im großen Aufstande, in der Zeit zwischen 1260—1275 eroberten sie die mit den Sudauern und anderen preussischen Stämmen verbündeten Pogesanier zurück. Nach tapferer Gegenwehr wurde die Ordensbesatzung überwältigt und niedergemacht und die Burg verbrannt. Nach den gewaltigen Kohlenfichten auf der Südostseite des Kernwerkes und an der Innenseite des Haupttores ist anzunehmen, daß das Unheil von dieser Seite über die Besatzung hereingebrochen ist.

Der Umstand, daß die Burg durch Feuer vernichtet und nicht allmählich verfallen ist, ist für die Burgwallforschung von Bedeutung und von ihrem Standpunkte zu begrüßen, da die verkohlten Reste im Boden den Aufbau deutlicher erkennen lassen, als wenn die Holzmassen vermodert wären.

Ich möchte noch auf einige Burgwälle im Samlande eingehen, das in der Geschichte des Preußenlandes immer eine besonders wichtige Rolle gespielt hat. Dr. Clasen hat diese Wehranlagen in einem Aufsatze mit dem Titel „Samländische Burgwälle“ im Jahrgange 1927 der Ostdeutschen Monatshefte behandelt. Unter den dort aufgeführten Burgwällen seien als sprechende Zeugen der Befestigung der Vorzeit besonders zwei Wehranlagen hervorgehoben: der „Burgwall“ von Mednicken und der „Schloßberg“ von Prenzl. Der Burgwall von Mednicken ist auf einer in den nördlichen Teil des Wargener Kirchenteiches vorspringenden Landzunge gelegen, deren Wurzeln von einem jetzt breit zusammengefallenen, hohen Erdwalle abgeschnitten ist. Dem Walle ist kein Graben vorgelagert, woraus, wie oben ausgeführt wurde, zu entnehmen ist, daß er aus der Vorordenszeit stammt. Man überschreitet den Burgwall, wenn man den Weg von Königsberg über Mednicken am Wargener Kirchenteiche entlang nach Wargen nimmt. Der Schloßberg von Prenzl liegt im südlichen Teile des Wargener Kirchenteiches gegenüber dem Schlosse Prenzl. Er ist deshalb besonders anziehend, weil hier eine altpreu-

fiſche Anlage in unregelmäßig dreieckiger Form neben einer vieredigen, der Ordenszeit angehörigen Burg liegt. Jedem, der ſich von der Geſtalt der alten Wehranlagen ein Bild machen will, iſt der Beſuch dieſer beiden, von Königsberg leicht zu erreichenden Burgen beſonders zu empfehlen.

Die aus der Vorzeit uns überkommenen Wehranlagen führen heute im Volksmunde die verſchiedenſte Benennung. Am häufigſten findet ſich der Name Schloßberg. Andere Bezeichnungen ſind: Schwedenschanze, alte Schanze, Burgwall, Ringwall, Wallberg, im Samlande Hausenberg, Hünenberg, Herenberg ſowie die lettisch-litauischen oder polniſchen Bezeichnungen Pilberg, Pillaſtkis, Pillaſkalis, Zamek, Zamziſko, Grodziſko und andere. In der Literatur wird beſonders die Bezeichnung Burgwall gebraucht, ein Name, der ſich, wie oben ausgeführt wurde, nach dem gebildet hat, was heute von den alten Wehranlagen noch dem Auge erſcheint.

Die in Ostpreußen als Schwedenschanzen bezeichneten Wehranlagen haben, von einzelnen Ausnahmen vielleicht abgesehen, nicht die Schweden als ihre Erbauer. Die Bezeichnung beweist nur, welchen nachhaltigen Eindruck die Zeit der Schwedenkriege auf die Bevölkerung hinterlaſſen hat.

Es ſei an dieſer Stelle noch eines um die Burgwallforſchung hochverdienten Mannes gedacht, des Leutnants Guiſe, dem ich bereits einen kleinen Aufſatz im Heft 26 der Zeitschrift „Prussia“ gewidmet habe. Er bereiſte vor gerade 100 Jahren, 1826—1828, Ost- und Westpreußen im Auftrage der Militärbehörde, um die Befestigungen des Deutſchen Ordens aufzunehmen. Auf dieſen Reiſen hat er ſich auch mit den vorordenszeitlichen Befestigungsanlagen beſetzt und Skizzen, die dieſe Anlagen im Grundriſſe und in der Seitenanſicht zeigen, aufgenommen. Dieſe Skizzen ſind für die heimische Burgforſchung von außerordentlichem Werte, da ſie uns ſowohl Burgwälle wiedergeben, die heute bereits verſchwunden ſind, deren Lage und Geſtalt wir aber an der Hand der Skizzen feſtſtellen können, als auch die Burgwälle in weit urſprünglicherer Geſtalt darſtellen, als wir ſie heute nach 100 Jahren ſehen, wo ſie ſich unter dem Einfluß der Witterung, des Pfluges und des Spatens weſentlich verändert haben. Ostpreußen iſt durch den Beſitz dieſer Aufnahmen anderen Landesteilen gegenüber, was die Zwecke der Burgforſchung betrifft, recht bevorzugt.

Ferner hat Freiherr von Bönigk in den Jahren 1879 und 1880 eine Anzahl ostpreußiſcher Burgwälle an Ort und Stelle planmäßig aufgenommen. Seine Grundrißzeichnungen befinden ſich im Beſitz der Alttertumsgeſellſchaft Prussia. Auf ſeinen Aufſatz „Über ostpreußiſche Burgwälle in ihren einzelnen Teilen“ in den Sitzungsberichten der genannten Alttertumsgeſellſchaft, Heft 6, 1879/80 ſei beſonders hingewieſen.

Der Verfall der alten Zeugen der Vergangenheit ſchreitet unaufhaltſam vorwärts und mahnt, die Erforſchung des Vorhandenen bald und mit Eifer in die Hand zu nehmen. Unſere Sorge muß es ſein, die Reſte zu ſchützen und nach Möglichkeit zu erhalten. Ausreichende geſetzliche Schutzmaßnahmen ſind noch nicht vorhanden. Das

Ausgrabungsgesetz vom 26. März 1914, in dem das unbefugte Graben nach Gegenständen, die für die Kunstgeschichte usw. von Bedeutung sind, verboten wird, führt in den Ausführungsbestimmungen zu § 5 nur eine Anzeigepflicht auf für „bewegliche und unbewegliche Funde, wie Siebelungsreste, Grabanlagen und dergleichen.“ Ein eigentliches Denkmalschutzgesetz fehlt noch. Es ist zu begrüßen, daß sich im vorigen Jahre die „Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der nord- und ostdeutschen vor- und frühgeschichtlichen Wehranlagen“ gebildet hat, deren Aufgabe es ist, besonders gefährdete Burgberge durch geeignete Maßnahmen bis zum Erscheinen eines Denkmalschutzgesetzes sicherzustellen. Sie will besonders geeignete Anlagen an Ort und Stelle aufnehmen und Grabungen ausführen, um eine sichere Unterlage für die Grundform der Burgwälle und den Zweck ihrer Herstellung zu gewinnen. Möchte die Arbeit unserer an Schätzen der Vorzeit so reichen ostpreussischen Heimat den erhofften segensreichen Nutzen bringen. Unsere Aufgabe wird es sein, die Absichten der Arbeitsgemeinschaft durch eine rege Aufklärungsarbeit zu unterstützen und das Bewußtsein in weite Kreise zu tragen, daß es sich bei den alten Wehranlagen um ein wertvolles Heimatsgut handelt, das geschont und gepflegt werden muß und dem Unverstände, der Gleichgültigkeit oder Zerstörungslust nicht zum Opfer fallen darf.

Königsberger Münzmeister.

Dr. K n a p f e, Preussia-Museum.

Spärlich sind die vorhandenen Nachrichten über die Anfänge der Königsberger Münze. In Preussischen Urkunden des 13. Jahrhunderts findet man *Königsberger* und *Samländische Pfennige* erwähnt. Bei diesen handelt es sich um *Ordensmünzen*, nicht um städtische Gerpräge, da in der Handfeste nirgends von einem Präge-recht der Stadt die Rede ist. Es hat demnach eine Ordensmünze bestanden, aus welcher sicherlich die kleinen silbernen Ordenshohlpfennige stammten, die als Münzzeichen die Krone trugen. (Marienburg zeigte das Hochmeisterschild, Elbing ein Kreuz, Thorn ein Burgtor als Münzbild.) In einer Urkunde des Komthurs von Königsberg vom Jahre 1299 wird schon ein „monetarius“ (= Münzer, Münzmeister) *Albertus* erwähnt, welcher vorher im Gründungsprivilegium der Stadt von 1286 als Zeuge unter der Bezeichnung „magister monetae“ bereits auftaucht. Gleichzeitig hört man auch von einem „monetarius“ *Chonradus*.

Darnach erfahren wir bis zur Zeit des Hochmeisters Ludwig von Ehrlichshausen nichts mehr von unserer Münze. — Jetzt erscheint der ehemalige Komthur von Elbing *Heinrich von Plauen* (nicht zu verwechseln mit dem bereits 1429 verstorbenen Hochmeister gleichen Namens) als Leiter der Ordensprägestätte Königsberg¹⁾. Ihm wurden vom Livländischen Orden 3 Münzgesellen zur Ein-

¹⁾ Napierski: Index corporis historico diplomatici livonie, I/37.

richtung einer Münzwerkstätte und zur Herstellung von Ordensschillingen zur Verfügung gestellt²⁾). Die Prägung soll von 1454 bis 1467 stattgefunden haben. Ob man **Heinrich von Plauen** schon als „Münzmeister“ zu betrachten hat, ist zweifelhaft, man findet auch kein Münzzeichen von ihm. Die unter seiner Aufsicht hergestellten Schillinge — die einzige Geldsorte, die damals geschlagen wurde — unterscheiden sich von früheren durch den Fortfall des langen, auf Vorder- und Rückseite über den Ordens- bzw. Hochmeisterschild aufgelegten Kreuzes.

Wieder vergehen an 20 Jahre, bis wir von

Hans Wesner, dem Münzmeister Johann von Tiefen's (1489—1497) hören. Er wird uns namentlich durch eine Feingehaltsprobe der Schillinge dieses Hochmeisters bekannt³⁾). Seine Prägungen zeigen das Kleeblatt (Abb. 1), welches wir vielleicht als ein erstes Münzmeisterzeichen in Königsberg anzusehen haben. Folgerichtig müssen wir bei solcher Annahme seine Tätigkeit dann auch schon unter Hochmeister Truchseß Martin von Wekhhausen (1477—1489) setzen, auf dessen Schillingen erstmalig dieses Kleeblatt erscheint. Sein Name taucht dann noch unter Hochmeister Friedrich, Herzog zu Sachsen (1498—1510) auf, doch suchen wir auf dessen Groschen vergeblich nach seinem Zeichen⁴⁾). Seine Amtsdauer müssen wir also für die Zeitspanne von 1477(?)—1489—1497—1510 annehmen.

Ihm folgte als nächster ein Münzmeister der Altstadt Königsberg, nachdem Hochmeister Albrecht von Brandenburg im Jahre 1521 der Stadt für 10 Jahre das Prägerecht verliehen hatte:

Dominik Plate. Dieser arbeitete von 1521—1527 in der altstädtischen Münze am Holztor in der heutigen Holzstraße nach der Brücke zu. Seine Prägungen waren nicht nach Vereinbarung vorschriftsmäßig ausgefallen, so daß schon 1527 vor Ablauf des Prägerechts weiteres Münzen eingestellt werden mußte. Seine Groschen — andere Geldsorten wurden nicht hergestellt — zeigen kein Münzzeichen. Plate muß ein befähigter Mann gewesen sein, der durch das Vertrauen des Herzog Albrechts als Münzfachverständiger zu den Polnischen Reichstagen entsandt wurde⁵⁾). Im Jahre 1530 hört man noch einmal von ihm als Wardein der Herzoglichen Münze.

Gleichzeitig seiner Tätigkeit in der Städtischen Münze amtiert als **Ordensmünzmeister** unter Hochmeister Albrecht

Albrecht Wilde seit 1520. Er wurde sechs Jahre später wegen Unregelmäßigkeiten gefangen gesetzt und erst auf sein Versprechen, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen, freigelassen. Trotzdem wurde 1529 mit ihm ein neuer Vertrag als Herzoglicher Münzmeister und Pächter eingegangen, und zwar auf Lebenszeit. Doch trat er schon im folgenden Jahre als nicht kapitalkräftig genug, eine solche Päch-

²⁾ Wahrfeldt, Marienburg 49.

³⁾ D. F. Münzverhandlungen fol. 34/Woßberg 191.

⁴⁾ Wahrfeldt, Marienburg I/61.

⁵⁾ Woßberg nennt ihn Plato. Wahrfeldt, Marienburg I 67/68. Schwinkowski, 12.

tung durchzuführen, von seinem Posten zurück. Er starb 1541⁶⁾. Ihm folgte eine äußerst interessante Persönlichkeit in

Jobst Ludwig Diez⁷⁾). Geborener Elsäßer, war er Kaufmann in Polen, meist Metallhändler, darnach Königlich polnischer Sekretär, später wurde er im diplomatischen Dienste verwendet und geadelt. — Hierauf war er Leiter der Krakauer Münze und später auch der Thorner Prägestätte. Seine Prägungen zeigten ein hübsches Aussehen und waren von ordentlichem Schrot und Korn. Schon 1529 verhandelte Herzog Albrecht, da Münzmeister Wilde nicht genügend Mittel besaß, mit ihm über Silberlieferungen und erbat seinen Rat über den Königsberger Münzhof; im Anschluß wurde ihm nach Rücktritt Wilde's die Pacht für 10 Jahre angetragen, worüber auch ein Vertrag zustande kam. Er selbst ließ sich wenig in Königsberg sehen, seine Angestellten gaben durch ihre Betrügereien oft zu Klagen Anlaß, denen bald Differenzen zwischen dem Herzog und Diez folgten. Ersterer warf ihm zu großen Verdienst vor, letzterer behauptete, nur mit Verlust zu münzen. — Doch muß sich wohl alles gut verglichen haben, denn er blieb und hielt die Münze bis 1540 in laufendem Betrieb. Man muß ihm zubilligen, daß er Albrecht durchaus treu ergeben war. Unterstützt wurde Diez durch seinen Münzschreiber

Gustavius Vogelweider⁸⁾), welcher sich durch Tüchtigkeit so großes Ansehen erworben hatte, daß sogar der polnische König ihn zur Prägestätte Wilna anforderte. Er blieb jedoch in Königsberg und trat nach Ablauf des Vertrages mit Diez in Herzogliche Dienste über, aus welchen er wider Erwarten schon 1544 wegen festgestellter Untreuerungen schied. Ihm folgte in demselben Jahre

Hans Nimpf⁹⁾), welcher als Danziger Stadtschreiber wegen Beteiligung am Aufruhr flüchten mußte. Er erhielt vom Herzog 1541 die oberste Aufsicht als „Münzherr“ über die Münze. Er besaß großen Einfluß beim Herzog und war andererseits wegen seines schroffen Wesens bei den Königsbergern mehr als verhaßt. Während seiner Tätigkeit hatte die Münze von 1548—1554 wegen Silbermangels fast vollkommen geruht. Ihm verdankte die Herzogliche Regierung die Aufdeckung der Betrügereien Vogelweiders. War er der „Münzherr“, so war unter ihm als Münzmeister

Heinrich Straube von 1542—1554 tätig, der schon seit 1529 als Wardein beschäftigt war. Von seinem Tun hört man nichts Besonderes. Nach ihm erfahren wir von einem Münzmeister

Gerhard Lenz, der spätestens 1557 sein Amt beginnt und die Münze in ziemlich rege Tätigkeit setzt, nachdem die Polen jahrelang, um die herzogliche Prägung lahmzulegen, den Silber-Transithandel nach dem Herzogtum Preußen verboten hatten¹⁰⁾. Setzt taucht nach langer Zeit wieder ein Münzmeisterzeichen auf, sicher

⁶⁾ Schinkowski 12. 38. Bahrfeldt Marienburg 71.

⁷⁾ Ebenso 79 uff. Ebenso I 71 uff.

⁸⁾ Schinkowski 94. Bahrfeldt, Marienburg I, 72.

⁹⁾ Ebenda 83. Ebenda 72.

¹⁰⁾ Ebenda 85. Ebenda 72.

einen gebogenen Zainhafen vorstellend (Abb. 2). Selten wird er in den Akten erwähnt, nur einmal im Jahre 1561, als er von

Hans Goebel abgelöst wird. Auch dieser war vorher schon Münzschriftreiber und Wardein, und bekleidete sein Münzmeisteramt bis 1573, in welchem Jahre der Betrieb für lange Zeit zum Stillstand kam. 1580 verstarb er¹¹⁾. Nach Wiederaufnahme der Prägungen 1585 übernahm Administrator Georg Friedrich aus Dänischen Diensten



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3



Abb. 4



Abb. 5



Abb. 6



Abb. 7



Abb. 8

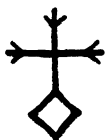


Abb. 9



Abb. 10



Abb. 11

Paul Gulden als Münzmeister und Wardein. Ihm verdankt der Königsberger Münzhof die Umstellung seines Betriebes von Menschenkraft auf Wasserantrieb; es lief nunmehr ein Goebelsches Druckwerk. Gulden war ein betagter stets fränklicher Mann, dessen Rechnungslegung nicht immer einwandfrei war. Seine Prägungen zeigen zwei verschiedene Münzmeisterzeichen (Abb. 3 und 4), erst einen Reichsapfel mit zwei gekreuzten Zainhafen, dann auch einen Reichsapfel ohne diese. Obwohl er 1593 starb, erscheint noch 1594 unter seinem Nachfolger letzteres Signum, was durch Voraussfertigung der Stempel sich erklärt¹²⁾. Sein überaus tüchtiger naher Verwandter (nach verschiedener Lesart Neffe oder Schwiegersohn)¹³⁾

Christof Angerer führte sein Amt fort. Er war ein glänzender Stempelschneider und ein gewandter ehrlicher Meister. Er schied schon 1598 wegen des Wardeins Eberhard Hauslaib aus dem Dienst, da dieser in überaus gehässiger Weise an der Rechnungslegung seines Vorgängers Kritik geübt hatte und auch ihm feindlich gesinnt war. Sein Münzmeisterzeichen besteht aus seinen Initialen mit Zainhafen oder in einem Zainhafen allein (Abb. 5 und 6). Nach ihm kam die Münze von 1598 bis 1618 zum Stillstand.

¹¹⁾ Ebenda 87.

¹²⁾ Zeitschrift für Numismatik XXXV/4.

¹³⁾ Ebenda XXXVII 213.

Nun hören wir erst von einem Münzmeister Georg Wilhelms von Brandenburg, welcher am 29. Dezember 1618 den Königsberger Münzhof an

Simon Janßen¹⁴⁾ gegen Schlagschatz verpachtet. Sein Vertrag endete am 24. Juli 1624, weil man ihm Unehrlichkeit vorwarf und ihn auf 100 000 pol. Gulden verflagte, der Prozeß fiel jedoch zu seinen Gunsten aus, so daß ihm noch 30 000 poln. Gulden zugesprochen werden mußten, für welche ihm der Kurfürst das Dorf Goldbach bei Lapiau verpfändete; später einigte man sich auf eine Zahlung von 9000 poln. Gulden. Er starb 1652. Seine Prägungen tragen als Münzmeisterzeichen ein Herz mit verschieden gestaltetem Kreuz darauf (Abb. 7 und 8).

An seine Stelle trat am Ende des Jahres 1624

Marcus Koch, welcher am 29. April 1625 erst als Münzmeister vereidigt wurde. Da es sich wieder um einen Pachtvertrag handelte, nahm er als Teilhaber einen gewissen Marschal Philipson an. Sein Zeichen: M. K. Schon 1627 muß er zugunsten seines Bruders

David Koch zurückgetreten sein. Er münzte gleichfalls auf eigene Rechnung. Als Münzmeisterzeichen erschien ein Rechteck auf der Spitze stehend mit Kreuz darauf (Abb. 9) oder seine Anfangsbuchstaben D. K. — Sein Wardein Ernst Pfaler wies ihm Betrügereien nach. Er starb 1651, seit 1643 war die Münze schon zum Stillstand gekommen. — Während seiner Tätigkeit finden wir seit 1646 als Wardein

Christian Melchior, der zuerst Sekretär des Großen Kurfürsten, aus besonderem Vertrauen heraus zu diesem Amte kam, und 1660 zum Münzinspektor ernannt wurde. Wir sehen wiederholt dessen Initialen CM allein oder neben denen des Münzmeisters auf verschiedenen Geprägen. — Von 1653 bis 1660 übernahm

Johann Casimir zu Culenburg die Münze der Pacht, während Melchior Wardein blieb. Bald hatte er den Münzhof in Afterpacht an die Königsberger Kaufleute Gerhard Sutert und Dominik Meyer vergeben; da er ständig über Verluste beim Münzbetrieb und Differenzen mit dem Wardein klagte, trat er schließlich ganz von seinem Vertrage zurück. Nur selten taucht als Münzmeisterzeichen sein Wappen auf (Abb. 10). Sein Nachfolger wurde

Hans Müller, wiederum als Münzmeister und Pächter. Nach seinem Tode führte von 1664—1666 seine Witve den Pachtvertrag weiter. Seine Prägungen zeigen als Münzzeichen die Anfangsbuchstaben H M nebeneinander oder auch als Monogramm (Abb. 11). Sieht man gleichzeitig die Buchstaben C G auf Münzen jener Zeit, so stammen diese von dem Obermünzinspektor

Caspar Gelhaar, der von 1664 bis 1678 zugleich Wardein war. — Sehr kurz war die Tätigkeit von

Daniel Koch, Nefte seines Vorgängers David Koch, als Münzmeister in den Jahren 1666/67. Münzmeisterzeichen sind von ihm nicht zu finden. Zwei Jahre später pachtete

¹⁴⁾ Bahrfeldt, Marienburg I, 115.

Thomas Tympe aus Danzig für 3 Jahre die Königsberger Münze. Sein Name blieb noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts in aller Munde, nannte man doch nach ihm die vorherrschende Geldsorte des Ostens die Ahtzehngröscher kurzerhand „Tympe“. Er zeichnete seine Gepräge mit T T. — Sein Nachfolger

Christof Barenhorst, welcher schon einmal in Nürnberg Bankrott gemacht hatte, übernahm die Münze 1672, flüchtete schon 2 Jahre darauf unter Hinterlassung von 10 000 Rthlr. Schulden nach Warschau, wurde dort bald verhaftet und nach Königsberg zurücktransportiert. Trotz Auspfändung bis aufs letzte konnte er seine Verbindlichkeiten nicht decken. Er muß sehr unfähig zum Münzmeisteramt gewesen sein, seine Prägungen waren dem inneren Gehalt nach zu hoch ausgebracht, was man wohl als etwas noch nie Dagewesenes bezeichnen kann. Er zeichnete gleichfalls seine Gepräge mit den Anfangsbuchstaben C V. — Ihm folgte

Heinrich Siwert, welcher eine überaus rege Tätigkeit im Münz-
hof entfaltete. Man kann bei ihm zwei Pachtperioden unterscheiden, die erste von 1674 bis 1677, die zweite von 1679 bis 1685. Während letzterer bezifferte man seine Ausprägungen auf über 66 Millionen Gulden (1 Gulden Poln. = $\frac{1}{3}$ Taler)! Seine Münzen tragen wie üblich die Initialen H S. Auch er schied wegen des Vorwurfs der Unehrllichkeit, man warf ihm vor, an 30 000 Taler veruntreut zu haben. — Noch im Jahre seines Scheidens erscheint als neuer Meister

Bastian Altmann, der aber nur 2 Jahre die Pacht führte, und dann in Weimarische Dienste übertrat. — Trotz der schweren Vorwürfe gegen seinen Vorgänger verpflichtete man diesen aufs neue 1687. **Siwert** prägte jedoch bis zu seinem Tode um die Jahreswende 1694/95 nur sehr wenig, der ganze Münzhof war überaus heruntergewirtschaftet. — Beide letztgenannten Münzmeister gaben ihren Prägungen die Initialen H S und B A, letzterer diese auch in gotischer Kursive.

Siegmund Dannies vom Stargarder Münzhof brachte den Königsberger Betrieb wieder als festbesoldeter Münzmeister in Schwung. Auch seine Tätigkeit währte nur vier Jahre von 1695 bis 1699. Seine Münzen tragen das S D. Der unter ihm arbeitende Wardein

Caspar Gelhaar erhielt den Münzmeisterposten, welchen er mit großer Tüchtigkeit und Fleiß bis zum Jahre 1728 versah. Schon im Jahre 1722 zum königlichen Rat und Münzdirektor ernannt, schied er am 2. April 1728 hochbetagt und vom Könige Friedrich Wilhelm I. ausgezeichnet aus seinem verantwortungsvollen Beruf.

Er hatte dem Könige seinen langjährigen Wardein

Christian Schirmer als Amtsnachfolger empfohlen. Er wurde Vorsteher des Königsberger Münzhofes bis 1743, unter ihm flauten die Prägungen immer mehr ab, so daß schließlich 1743 der Betrieb ganz zum Stillstand kam. Bis zu seinem Tode im Jahre 1751 wurde er als stets redlicher Beamter auch ohne Beschäftigung vom Großen Könige besoldet.

Die Graumannsche Münzreform 1750 stellte das gesamte Preussische Münzwesen auf eine andere Basis. Jede Münzstätte erhielt einen Münzdirektor, der dem Generalmünzdirektor in Berlin unterstand. Das früher übliche Zeichnen der Münzen durch Münzmeister-Buchstaben oder Zeichen kam in Fortfall, feststehende Buchstaben (Königsberg = E) gaben über die Herkunft der Stücke Aufschluß. — Die Selbständigkeit der Münzmeister hatte ein Ende gefunden, sie waren in den vorbildlichen preussischen Beamtenapparat eingegliedert. So können wir uns die Betrachtung des weiteren Münzbetriebes ersparen, zumal der Münzhof gegen Ende des 18. Jahrhunderts gänzlich zum Stillstand kam und das Gebäude 1803 versteigert wurde.

Will man der Tätigkeit der Münzmeister in früheren Jahrhunderten gerecht werden, so darf man durchaus nicht an sie den Maßstab eines Beamten legen, dem jede Obliegenheit bis zum Stüpfelchen vorgeschrieben war. In allen Zeiten war die Münzkunst ein schwierig Ding, meist den Prägeherren und den Räten nicht bis ins Letzte vertraut. So war es nicht verwunderlich, wenn die Ehrlichkeit der Herren Münzmeister nicht immer ihre stärkste Seite war. Bis in das 18. Jahrhundert hinein blieben die Münzmeister oft zugleich Pächter und damit Privatunternehmer, die den Gold- und Silbereinkauf für eigene Rechnung vorzunehmen hatten. Ihr Gehalt war oft nicht hoch, häufig wurde gar keins bezahlt. Man wertete stillschweigend ihre Nebeneinnahmen, wie den Gewinn am Metalleinkauf, den Gewinn der Ziegelkrähe (Abfälle und Schmelzrückstände) und dergleichen mehr. — Trieben sie es darin zu bunt, so verschwanden sie mit vollen Taschen über die nahe Grenze, bald wieder ein neues Unterkommen findend, denn sie waren gesuchte Leute ihrer Kunst.

Selbst im 18. Jahrhundert noch in Preußen, als doch immerhin schon unter Friedrich Wilhelm I. und dem Großen Könige eine vorbildliche Beamtenorganisation herrschte, kannte man diese schwache Seite einer gewissen selbstverständlichen Unehrllichkeit nur zu gut, gab doch Friedrich der Große der Witve des sehr tüchtigen und wohl auch als ehrlich bekannten Berliner Münzmeisters Ernst Georg Neubauer (1725—1749) auf ein Gesuch um Rückerstattung von Vorschüssen und Auslagen ihres verstorbenen Gatten den ablehnenden Bescheid: „ihr Mann habe bei Lebzeiten genug gestollen“!

Unsere Königsberger Münzmeister, teils aus alten Familien desselben Berufes stammend, ihre Künste vom Vater auf den Sohn vererbend, leben in der Numismatik fort. Sie waren durchaus Persönlichkeiten, an denen die Zeit, in welcher sie wirkten, nicht unbeachtet vorüberging. Unentbehrliche Ratgeber ihrer Fürsten, klug, oft schlau, erfahren in ihrem Berufe, dabei auf ihren Vorteil nicht minder bedacht, ohne dabei des Unrechts bewußt, sich Vermögensvorteile verschafft zu haben; dies war etwas Selbstverständliches, Gegebenes, mit ihrem Beruf Verknüpftes. — Ostpreußen war Grenzland, wirtschaftlich mit einer eigenen Währung auf sich gestellt, oft haben unsere Münzmeister als Hüter dieser dastehen müssen, war es

doch durch alle Jahrhunderte stets das Bestreben der Nachbarn — besonders Polens — gewesen, mit ihren viel minderwertigeren Prägungen das gute Königsberger Geld zu sich herüberzuziehen und uns mit schlechtem Gelde zu überschwemmen. Der Münzmeister erste Pflicht war es stets gewesen, die Zeiten zu verstehen und das zu prägende Geld dem baltischen Wirtschaftskreis anzupassen; dank des hohen wirtschaftlichen Verständnisses der brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige ist dies gelungen. Ging bei den Nachbarn in der Währung alles drunter und drüber, die Königsberger Münze war mit ihren ordentlichen Prägungen stets ein sicherer Faktor. Gern bediente sich der Handel unserer Münzen in den verflossenen Jahrhunderten, es war dies kein geringes Verdienst „unserer“ Münzmeister.

- Literatur:** Bahrfeldt, Berl. Münzblätter 1918, S. 193/194.
 Bahrfeldt, Die Münzen und Medaillen-Sammlung in der Marienburg, I Danzig 1901.
 Hensel, Samlg. Brandenburg-preuß. Münzen u. Medaillen, Berlin 1876.
 Napier ski, Index corporis historico diplomatiei livonie.
 Regling, Jahrb. d. Preuß. Kunstsamlg. 48, 1927.
 Schlicheisen Ballmann, Erklärungen der Abkürzungen auf Münzen usw. Berlin 1896.
 Schwinkowski, Das Geldwesen in Preußen unter Herzog Albrecht 1525 bis 1569. Berlin 1909.
 Voßberg, Geschichte über preuß. Münzen und Siegel uff. Berlin 1843.
 Zischrist, f. Num. 1926 XXXVI Heft 3—4. — 1927 Heft 1—4 XXXVII.
 Duden, Rußland, Polen, Sibland bis ins 17. Jahrh. Berlin 1886.
 Braun, Bericht vom Poln. preuß. Münzwesen. Elbing 1722.
 St. Min. Herzgl. Briefarchiv V 23, 9.
 D. Z. 12 870.

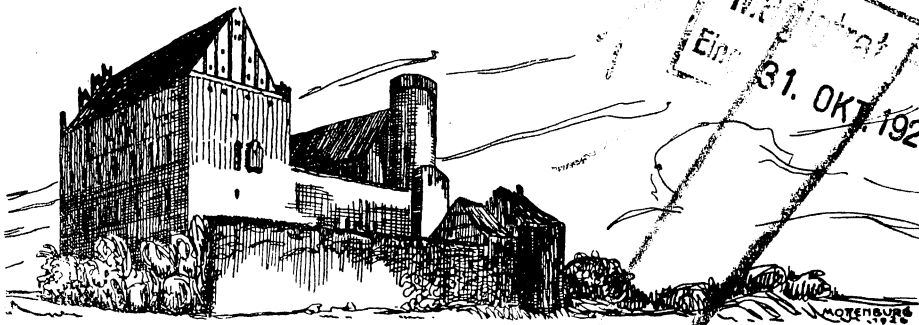
Dr. Walther Franz, Königsberger Willküren, Königsberg 1928. Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung. Heft 2. Hsg. mit Unterstützung der Stadt Königsberg. 175 S. — Das Kernstück des Buches bildet eine Untersuchung der großen, 154 Artikel umfassenden Königsberger Willkür von 1394. 37 Handschriften aus Stadt-, Staatsarchiv und Universitätsbibliothek zu Königsberg und der Danziger Stadtbibliothek hat der Verfasser miteinander verglichen. Die originelle Handschrift ist die im Königsberger Stadtarchiv von 1534. Dem sehr sorgfältig edierten Text folgen Inhaltserklärungen, scharfsinnige Untersuchungen über die Datierung der Willkür und der einzelnen Artikel und eingehende Textkritik. Franz weist nach, daß nur einige Artikel der Willkür von 1394, und zwar die über den Schutz der Ehe, aus diesem Jahre stammen und daß die uns erhaltene Fassung eine Kodifikation des Jahres 1522 ist. Das Buch ist nicht nur für die Königsberger Stadtgeschichte wichtig, sondern gibt ein farbiges Bild der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse einer mittelalterlichen Stadt, und auch der Sprachforscher wird an den alten Texten seine Freude haben.

F. G.

Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Druck: Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.,



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 3

1. April 1929

Nummer 4

Inhalt: Jahresbericht 1928, Seite 49. — Vereinsnachrichten, Seite 51. — Professor Bruß, Seite 52. — E. Krollmann, Die älteste Rolle der Königsberger Stadtmusikanten, Seite 53. — A. Warda, Kleinigkeiten von großen Männern, Seite 54. — R. Forstreuter, Neues über Gregorovius, Seite 57. — H. Grieser, Friedrich Wilhelm I. auf der Reise in Preußen, Seite 62.

Jahresbericht für das Jahr 1928.

Der Verein verlor durch Tod zwei Ehrenmitglieder, die Herren Professoren Hans Bruß und Dietrich Schäfer, seinen stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Archivdirektor Dr. Karge, und drei Mitglieder, die Herren Sanitätsrat Giese, Oberpostsekretär Springer und Polizeipräsident Wessel. Außerdem sahen sich fünf Mitglieder zum Austritt genötigt. Neu eingetreten sind die Herren Pfarrer Lic. Dr. Conradt, Bibliotheksdirektor Dr. Dieck, Studienrat Dr. Friedrich, Archivhilfsarbeiter Dr. Grieser, Oberregierungsrat Dr. Haberland, Amtsgerichtsrat Dr. Niemann, Studienrat Dr. Schwarz, Bibliotheksrat Dr. Wermke aus Königsberg, ferner Herr Schornsteinfegermeister Kirchhoff, Lasdehnen, Partikular R. noblauch, Südborneo und der Schloßbauverein Heilsberg.

Die Zahl der Mitglieder beträgt damit 243. Der Verein ist seinerseits dem Ostdeutschen Verband für Altertumsforschung und dem Schloßbauverein Heilsberg beigetreten.

Im Berichtsjahre wurden folgende Vorträge gehalten:

9. Januar, Herr Professor Dr. Stolze: Neuere Forschungen zur Geschichte des Bauernkrieges.
13. Februar, Herr Professor Dr. Rothfels: Poincaré und der Kriegsausbruch.
12. März, Herr Archivhilfsarbeiter Dr. Forstreuter: Die Befehung König Gedimins von Litauen und der Deutsche Ritterorden.

16. April, Herr Oberbaurat Dr. Schmid: Die Marienburg, neue Forschungen und Ausgrabungen.
14. Mai, Herr Regierungsbaumeister Hauke: Das Heilsberger Schloß.
8. Oktober, Herr Oberstudiendirektor Dr. Schumacher: Die Beziehungen des Deutschen Ordens zu England.
12. November, Herr Pfarrer Doskocil-Tharau: Die Insterburger Lutherkirche.
10. Dezember, Herr Dr. Bauer, Direktor der Stadtbibliothek und des Stadtarchives Elbing: Danzig, Ermland und das Auftreten der Jesuiten in Preußen.

Außerdem fand am 10. Juni ein Ausflug nach Heilsberg statt.

Von der von Herrn Amtsgerichtsrat Dr. phil. h. c. Arthur Warda besorgten Ausgabe des Scheffner-Briefwechsels konnte dank der Unterstützung durch die Rotgemeinschaft der deutschen Wissenschaft der 2. Teil des 3. Bandes erscheinen, der als Vereinsgabe den Mitgliedern zugegangen ist. Außerdem erschienen vier Hefte der „Mitteilungen“ mit Vereinsnachrichten und wissenschaftlichen Aufsätzen.

Die Jahresversammlung fand am 13. Februar statt. Die fassungsgemäß auscheidenden Vorstandsmitglieder, die Herren Professor Dr. Caspar, Archivdirektor Dr. Karge, Archivrat Dr. Hein, Bibliotheksdirektor Dr. Krollmann, Oberstudiendirektor Loch, Oberbaurat Dr. Schmid, Oberstudiendirektor Dr. Schumacher wurden einstimmig wiedergewählt. Hinzugewählt wurden die Herren Magistratschulrat Sahm und Studienrat Dr. Gauje. Letzter versieht das Amt des Schriftführers als Nachfolger von Herrn Archivdirektor Dr. Hein, der wegen Ueberlastung mit andern Arbeiten dieses Amt niedergelegt hat und dem der Verein wegen seines erfolgreichen Wirkens zu großem Dank verpflichtet ist.

Rassenbericht für das Jahr 1928.

Einnahmen:

An Beiträgen von Einzelmitgliedern RM.	801.—
An Beiträg. v. Körperschaftl. Mitgl. RM.	1015.— = RM. 1816.—
Sonstige Einnahmen:	
Beihilfe des Herrn Landeshauptmanns	
für 1927 RM.	300.—
für 1928 RM.	300.—
Rotgemeinschaft für die Deutsche Wissenschaft	RM. 1825.—
Dunder & Humblot, München,	
Anteil an Verkaufserlös unserer	
Publikationen	RM. 115.35
verkaufte Bücher	RM. 164.50
von der Historischen Kommission	
zurückgehalten	RM. 500.—
Zinsen lt. Sparkassenbüchern	RM. 188.70 = RM. 3393.55
Sa.: RM.	5209.55

Ausgaben:

Kosten der Mitteilungen	R.M. 905.—
Publikation (Scheffnerbriefe)	R.M. 3043.65
Kosten der Sitzungen	R.M. 253.24
Diverse Ausgaben:	
Vereinshelfer, Nachruf, Kränze, Reisekosten	R.M. 644.62 = R.M. 4846.51
mithin Mehreinnahme: R.M. 363.04	

Bestand am 1. 1. 29.

An Sparkassenbüchern	R.M. 4138.70
+	R.M. 585.60
	<hr/>
	R.M. 4724.30
Guthaben Postscheck	R.M. 231.55
bar	R.M. 49.50
Effekten	R.M. 1218.70
	<hr/>
	R.M. 6224.05

Die Beiträge für das Jahr 1929 — für Einzelmitglieder R.M. 6.—, für Körperschaftliche R.M. 15.— — bitten wir, soweit dies noch nicht geschehen, auf das Postscheckkonto „Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen“ Kgb. Nr. 4194 zu überweisen.

Der Vorstand.

Vereinsnachrichten.

Am 14. Januar sprach Herr Lie. Dr. Conradt über die Hugenotten in Königsberg, am 11. Februar Herr Museumsdirektor, Prof. Le Baume-Danzig über Wikingerfunde in Ostdeutschland, am 11. März Herr Dr. Stein über die Kolonisation Ostpreußens im 19. Jahrhundert.

Im April findet kein Vortrag statt, da der Termin mit der Tagung der historischen Kommission in Allenstein zusammenfällt.

Auf der Generalversammlung am 11. Februar d. J. wurde Herr Universitätsprofessor Rothfels in den Vorstand gewählt. Er übernimmt das Amt des stellvertretenden Vorsitzenden. Herr Oberstudiendirektor Loch, der 25 Jahre lang Schriftführer des Vereins gewesen ist, wurde wegen seiner Verdienste um den Verein zum Ehrenmitglied ernannt.

Wie in Nr. 3 der Mitteilungen berichtet ist, sind durch die Neuregelung der Kommunalbezirke viele Ortsnamen zum Verschwinden verurteilt. Wir haben deshalb in einer Eingabe, die von sämtlichen historischen Vereinen und vielen andern interessierten Stellen der Provinz unterstützt wurde, den Herrn Minister des Innern gebeten, seine Verfügung dahin abzuändern, daß nicht die Beibehaltung, sondern die Aenderung oder Aufhebung des Namens von einem besondern Antrag abhängig gemacht wurde. Der Herr Minister hat diese Bitte abgelehnt. Um so dringender fordern wir unsere Mitglieder auf, nach Kräften dahin zu wirken, daß die Anträge gestellt werden, die zur Erhaltung der alten Ortsnamen, besonders derer, die historisch und sprachlich wertvoll sind, notwendig sind.

Hans Bruß †.

Am 29. Januar starb in Stuttgart das langjährige Ehrenmitglied des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Hans Bruß im 86. Lebensjahre. Er war am 20. Mai 1843 in Jena als Sohn des bekannten Dichters Robert Bruß geboren. Er studierte in Jena und Berlin Geschichte und wurde bereits im Jahre 1863 Lehrer am Gymnasium zu Danzig, seit 1872 Oberlehrer an der Friedr. Werderschen Gewerbeschule in Berlin. Hier habilitierte er sich im folgenden Jahre als Privatdozent für Geschichte. Nachdem er 1874 im Auftrage des Reichskanzleramtes eine längere Forschungsreise in Syrien gemacht hatte, wurde er 1877 als Professor der Geschichte nach Königsberg berufen. Hier hat er 24 Jahre lang als Universitätslehrer und äußerst fruchtbarer Historiker gewirkt. Dem Geschichtsverein hat er ein gut Teil seiner Arbeitskraft gewidmet. Er trat ihm sofort bei und wurde bereits 1878 in den Vorstand gewählt. 1881 wurde er an Stelle von Prof. Güterbock Vorsitzender. 20 Jahre lang hat er dies Amt bekleidet, bis er 1901 eines schweren Augenleidens wegen seine akademische Tätigkeit aufgab und nach München übersiedelte. Der Verein ernannte ihn in dankbarer Anerkennung seiner für die Geschichte des Ordenslandes so wertvollen Tätigkeit zum Ehrenmitgliede. Unter den während seiner Leitung vom Vereine herausgebrachten Schriften befindet sich von Bruß selbst die für die Kulturgeschichte Preußens, im 14. Jahrhundert außerordentlich wichtige Publikation der Reiserrechnungen von Heinrich von Derhns Preußenfahrt. Eine Geschichte des Kr. Neustadt in Westpreußen hatte er schon während seines Aufenthaltes in Danzig verfaßt; sie erschien dort 1872. Als ein weiterer Beitrag zur altpreußischen Landesgeschichte erschien 1894 zur 350jährigen Jubelfeier der Universität: „Die Königliche Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. im 19. Jahrhundert“ aus seiner Feder. Außerordentlich zahlreich sind die Werke von Hans Bruß zur gemeindeutschen Geschichte. Am meisten zog ihn das Mittelalter an. 1865 erschien Heinrich der Löwe, 1871—1874 das dreibändige Werk über Kaiser Friedrich I. Die Anregungen der jhrischen Forschungsreise hatten eine Reihe von Schriften zum Ergebnis: Quellenbeiträge zur Geschichte der Kreuzzüge (1876), Die Besitzungen des Deutschen Ordens im heiligen Lande (1877), Die Geheimlehre und Geheimstatuten des Tempelherrenordens (1879), Kulturgeschichte der Kreuzzüge (1883), Die geistlichen Orden (1907). Eine vierbändige Preußische Geschichte fällt in die Königsberger Zeit (1899—1902). Dazu kommen noch eine große Reihe von Darstellungen einzelner Zeitabschnitte in Sammelwerken zur deutschen Geschichte und kleinere Schriften in den Veröffentlichungen der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der Bruß lange Jahre angehörte. Seine großen Verdienste um die preußische und Ordensgeschichte werden sein Andenken im Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen stets lebendig erhalten.

Kr.

Die älteste Rolle der Königsberger Stadtmusikanten.

Von C. Krollmann.

Im Jahre 1907 veröffentlichte Sophie Meyer in der Altpreuß. Monatschrift „Die Geseke der Spielleute zu Mewe“ als einen Beitrag zur Kulturgeschichte Preußens im 15. Jahrhundert nach einer Handschrift im Sammelbände S 50 III 2° der Königsberger Stadtbibliothek. Auf Grund eines Vermerkes auf der Rückseite des letzten Blattes, der vielleicht In mewa gelesen werden kann, kam sie auf die Vermutung, daß die Rolle für Spielleute in Mewe ausgestellt sei. Vorsichtigerweise brachte sie in der Ueberschrift die Worte in Mewe in Klammer und mit einem Fragezeichen. Das hat aber nicht gehindert, daß die sehr interessante Publikation in der ganzen Literatur als die Geseke der Spielleute in Mewe geht. Niemand hat sich die Mühe genommen nachzuprüfen, ob Fräulein Meyers Vermutung auch zu Recht bestehe, obgleich es doch eigentlich von vornherein sehr auffällig erscheinen muß, daß just in einer so kleinen und gänzlich unbedeutenden Stadt wie Mewe eine Spielleute-Brüderschaft mit eigenen Geseken schon im 14. Jahrhundert begründet worden sein soll. Es war doch viel eher anzunehmen, daß eine der größeren Städte, wo starker Fremdenverkehr war, wie Elbing, Marienburg oder Königsberg in Frage komme. Wenn man nun den Text der Geseke näher untersucht, kommt man zu dem Ergebnisse, daß nicht Mewe, sondern in der Tat nur eine der großen Städte in Betracht kommen kann. Es wird erwähnt, daß der Kumpanie vom Räte ein Hauptmann geseht sei. Darunter ist nicht ein Mitglied der Brüderschaft selbst, sondern ein Angehöriger des Rates, ein Patron, wie es sonst auch wohl heißt, zu verstehen. Unter dem eigentlichen Text der Rolle aber steht eine geschichtliche Bemerkung: „Dese bruderschaft hat gestanden XLV iar no czu den phingesten by des hebermannes geczten her Frederich Parcham, der der Kumpanie wart irsten gegeben czu ehnem houpmanne see czu vorstehn“. Hieraus geht hervor, daß die Brüderschaft nicht in einer kleinen, sondern nur in einer der sechs großen Städte Kulm, Elbing, Thorn, Braunsberg, Königsberg und Danzig gewesen sein kann, denn nur die Ratscherrn dieser Städte hatten Anspruch auf das Prädikat Herr. Der Umstand, daß die Handschrift sich in Königsberg befindet, gibt nun schon einen Hinweis, wo wir ihren Ursprung zu suchen haben: in Königsberg selbst. Das wird zur Gewißheit, wenn sich feststellen läßt, daß der Patron der Brüderschaft Herr Frederich Parcham Königsberger Ratscherr war. Das ist wirklich der Fall. In einer Urkunde von 1351*) erscheint Frederich Parcham als Kumpen des Bürgermeisters der Altstadt Königsberg. Wie lange er Ratscherr gewesen ist, ließ sich mangels Quellenunterlagen nicht feststellen. Die Jahreszahl 1351 gibt daher nur ungefähr den Zeitpunkt der Begründung der Brüderschaft an. Sie wird auch alsbald eine Rolle (Geseke) erhalten haben, die dann 45 Jahre später, also im letzten Jahrzehnt des

*) Mendthaf, Urk.-Buch d. Stadt Königsberg i. Pr.

14. Jahrhunderts neu redigiert worden ist. Die überlieferte Handschrift stammt aus dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts. Sie dürfte eine Abschrift der neuen Redaktion der Rolle sein, mit Weglassung der bestätigenden Einleitung, in der die Mitglieder des jeweils amtierenden Rates aufgezählt zu werden pflegten. Wahrscheinlich sollte die Abschrift als Unterlage für eine Neuausfertigung der Rolle dienen und ein zweiter Dorfsalvermerk: Hans Hagemeister von Rostok bezeichnet wohl den Schreiber. Diese zweite Neuausfertigung erfolgte im Jahre 1413. Denn noch im Jahre 1647 war „der Junfft der Instrumentisten der dreyen Städte Königsberg“ ein Privilegium von jenem Jahre bekannt.

So ist es also nichts mit den Spielleuten von Mewe, sondern es handelt sich um die von Königsberg, und die Ministralli villae, die Stadtmusikanten, welche zu Neujahr 1391 dem Prinzen Heinrich von Derby aufspielten, gehörten einer schon seit Jahrzehnten unter der Obhut des Rates wirkenden Bruderschaft an.

Kleinigkeiten von großen Männern.

Von Arthur Warda.

1. Aus den zeitgenössischen Biographien und dem Briefwechsel Kants geht hervor, daß Kant die verschiedensten Beziehungen zu ostpreussischen Adelsfamilien gehabt hat und in ihren Kreisen ein stets gern gesehener Gesellschafter gewesen ist. Auch zu der Gräflin Lehndorffschen Familie hatte er Beziehungen. In einem noch erhaltenen Schreiben aus Steinort vom 21. Dezember 1793 hat Ernst Abasver Heinrich Graf Lehndorff, dessen Sohn Heinrich übrigens am 14. Juni 1797 bei einem von den Studenten Kant dargebrachten Aufzuge die Ansprache an Kant hielt, seiner Verehrung für Kant lebhaften Ausdruck gegeben und die mit Kant im Sommer verlebten Tage die glücklichsten des Jahres genannt. Mit diesem Schreiben übersandte der Graf an Kant Portraits und eine „Probe“ seiner Jagd. In den Gräflin Lehndorffschen Familienpapieren zu Steinort hat Herr Direktor Krollmann das Dankungsschreiben Kants aufgefunden und eine Abschrift mir gütigst zur Verfügung gestellt. Der Brief lautet:

Hochgebohrner Reichsgraf

Höchstzuverehrender Herr!

Der Zerstreung, welcher mich meine einander vielfach durchkreuzende Geschäfte ofters unterwerfen, wollen es Ew. Hochgebohren verzeihen, daß ich jetzt allererst meiner Pflicht der gehorsamsten Dankagung für Ihr geneigtes Andenken begleitet mit einem Geschenk von Ihrer Jagd, zugleich auch den Porträts in Kupferstichen von den Personen Ihres hohen Hauses, nachkomme.

Zum angetretenen neuen Jahr wünsche alle Freuden und Zufriedenheit des Lebens, der ich übrigens mit der größten Verehrung jederzeit bin

Erw. Hochgebohren

unterthaniger

I. Kant.

Königsberg

d. 8ten Januar

1794

2. Eine erschöpfende Untersuchung über Kants Constitution und seine Krankheiten ist noch nicht geschrieben, obmohl seine Briefe und seine Lebensbeschreibungen reichliches Material in dieser Hinsicht (unter anderm das Rezept der von ihm zur Beförderung der Verdauung genommenen Pillen) enthalten. Es haben sich die Krankengeschichten des im Jahre 1785 von Bartenstein nach Königsberg bezogenen Arztes Christoph Friedrich Eisner, der Kant in dessen letzten Lebensjahren behandelt hat, erhalten. Hieraus gebe ich die nachfolgenden, im Original in Längspalten gemachten Eintragungen über seine Besuche bei Kant als Material für eine Arbeit der gedachten Art wieder:

1803. August. Herr Prof. Kant.

12. R. Gum. Ammon. elect. Extr. aqv. Cham. vulg. ana ʒβ Extr. Al. aqv. gr. VI. Sulph. Stib. Aur. gr. IV. Pulv. rad. Col. ʒβ M. F. cum Bals. Peruv. q. s. Pil. pond. gr. II. obd. fol. Arg. D. S.

15. pilul. eadem. sine Sulph. Stib. Aur. ex G. Amm. elect. Extr. aqv. Cham. vulg. ana ʒβ Extr. Al. aqv. Pulv. rad. Colomb. ana ʒβ M. et R. Aqu. d. Ment. crisp. ʒ II. Ment. pipir. ʒβ Elix. Aur. compos. ʒ II. M. D. S.

— October. Herr Prof. Kant.

8. zugerufen, in sopore hat unter sich laufen gelassen. man erwartet Ende. Apoplexia nervorum glaubt Paralysis ist nicht. durch zurufen ermuntert. sich nicht bewußt. erhöhlt sich mehr.

11. iterum advocatus. hat sich merkfl. erhöhlt. will nichts genießen. [wird als Ver.] Es werden ihm leichte Sachen zur Nahrung gegeben. R. Rad. Saleb. gr. XV. solv. in aqv. calid. q. s. Colat. ʒ III. add. Aqv. d. Fl. Aur. ʒ VI. Syr. Rhocad. ʒβ M. Ds.

12. möglich. genießt mehr. 13. eben so. ist etwas scherzhaft. 15. ebenso.

— December. Prof. Kant.

1. R. Rad. Saleb. gr. XII. solv. in aqv. calid. q. s. Colat. ʒ IV. add. Aq. d. Fl. Aurant ʒ VI. Syr. Opiat. ʒβ Th. aromat. ʒβ M. Ds.

4. des Morg. durch den Bedienten Nachricht daß keine Defnung. er unruhig sey pp. Clyster ex Lacte cum Mell. suasi pp.

5. zweymahl Defnung. 8. unruhig. 9. wieder Clystir. 10. 11. 12. Defnung des B. Mitt. im Schlaf. auf dem Stuhl. des [abends] Mittags mehr bey sich. — Nachts unruhig ohne Schlaf. 15. Defnung gehabt. möglich munter. recitirt Verse.

1804. Januar. Herr Prof. Kant. 5. 27.

— Februar. Herr Prof. Kant.

3. R. Rad. Saleb gr XV. solv. in aqv. calid. q. s. Col. $\frac{3}{4}$ IV. add. Aqv. d. Cinam. simpl. Syr. [cort. Aur.] Opiat. ana $\frac{3}{4}$ M. Ds.

8. seit 5 Tagen keine Defnung. sehr unruhig. genießt nichts. Ein Pflstir aus Milch und Honig. Defnung darnach. Abends um 5 Uhr im Schlaf.

9. unruhig. spricht höchst unverständlich. 10. unruhig. ebenso. 11. noch schwächer. im Schlaf. beim Erwachen unruhig. 12. um 11 Uhr Mittags verschieden.

Bei dieser Gelegenheit sei auch die Eintragung über die letzte Behandlung Hippels mitgeteilt:

1796. April. Herr Geh. Rath Hippel. vid. Mart. [fehlt]

R. Rad. Tarax. 3 VI. Rad. Seneg. 3 β rad. Colomb. 3 I coqv. in aq. comm. q. s. Colat. $\frac{3}{4}$ VI. add. Oxym. Colchicum Aqv. d. Menth. ana $\frac{3}{4}$ I. Liqv. aq. fol. Tart. 3 VI. MDS. post medicinam sputum cruent. pectoris oppressio maxima. R. Pulv. rad. Ipecacuanh. gr. I. Sacch. alb. 3 I M. div. in VI. per aeqv. D. S. et R. Aqv. d. Petrosal. $\frac{3}{4}$ VI. Oxym. Colchicum $\frac{3}{4}$ I. M. D. S.

Vesicator. in pectore. Hirudines ad anum. postea Hirudines in pectore ob dolores punctorios. parum liberius respirare potest. nunc pulveres sumere nolit. R. Aq. d. Menth. crisp. $\frac{3}{4}$ IV. Oxym. Colch. $\frac{3}{4}$ β Elix. secund. Haller ϑ I. Pulv. rad. Ipecacuanh. gr. II. MDS. Sputum cruent. continuat. Decoct. rad. Tarax. rad. Colomb. cum Syr. rub. Id. Aq. d. Menth. postea R. Aq. d. Menth. Elix sec. Hall. syr. fl. Pap. Rhocad. Circa noctem pulveres ex Extr. Thebaico Sacch. alb.

Dyspnoea ingravescit. Sputum cruentum augetur. in nocte parum somnum capit p. p.

die 25 post meridiem obiit, dum locum ex sella ad alteram mutare vellet.

3. Als Herder 1761 nach Königsberg gekommen war und sich entschlossen hatte, Theologie zu studieren, mußte er sich nach den geltenden Vorschriften einer Prüfung durch die Dekane der theologischen und philosophischen Fakultät unterziehen. Ersterer war der Professor Friedrich Samuel Boß, er hat unter dem 7. August 1762 das Zeugnis über die Prüfung ausgestellt, welches in Herders „Lebensbild“ (Erlangen 1846) Band I S. 138/139 abgedruckt ist, woselbst sich auch die Bescheinigung des Dekans der philosophischen Fakultät Langhanssen über die erfolgte Immatrikulation abgedruckt findet. Ueber die Prüfung findet sich in Aktenstücken der Universität folgender von

Bock geschriebener und vom 7. August 1762 datierter, von Langhanfen mitunterzeichneter Vermerk, dem sich auch der Professor der Theologie Arnoldt angeschlossen hatte:

„Johann Gottfried Herder, auß Mohrungen, suchet das Zeugniß zur Acad. Matricul. Er hat zwar kein Schulzeugniß, weil er laut der Anlage schon seit vorigen Michael auß der Mohrungrischen Schul gegangen; da er aber das nöthigste, was er wissen soll, gelernet hat, so bin seinem Gesuch nicht entgegen.“

Leider fehlt die bezeichnete Anlage. Unter denselben Aktenstücken findet sich auch ein ähnlicher Vermerk über die Prüfung des als Student der Theologie am 20. September 1768 immatrikulierten Jakob Michael Reinhold Lenz. Dieser Vermerk ist ebenfalls von Bock mit dem Datum vom 19. September 1768 ausgestellt, seinem Votum haben sich der Defan Lilienthal und die Professoren Reccard und Arnoldt angeschlossen; er lautet:

„Jakob Michael Reinhold Lenz, aus Derpt suchet das Zeugniß zur Academischen Matricul, und hat bisher **privat in-formation** zu Hauße genoßen. Ich gebe ihm mein **votum**.“

Um diesen bekannten und berühmten Königsberger Studenten noch einen weniger bekannten als berüchtigten Studiengenossen Herders anzureihen, sei folgendes Zeugniß für den späteren Pfarrer in Kallinowen, Michael Pogorzelski mitgeteilt:

Lectori salutem!

Michael Pogorzelski, Licca Bor. XXIV. agens annum, scholam adhuc frequentavit Palaeopolitanam et nunc, vt in Albertinam dimittatur, petit, Theologiae operam daturus. Cum haud desperare nos oporteat, eum aliqua in parte Dei ecclesiae vsui fore: ei deesse noluimus. Die 18 Aug. 1762.

Scholae Palaeopolitanae
nomine scripsit
Joannes Christianus
Daublerus, Rector.

Am Rande dieses Zeugnisses ist von Bock unter dem 19. August 1762 folgender Vermerk gemacht: „Er ist zwar noch schwach, und wäre besser, wenn er noch etwan ein halb Jahr in der Schule bleiben können; da er aber den Nachstellungen der Soldathen zu entgehen gedenket, wenn er dimittiret werden sollte, so gebe ihm mein votum zur Academischen Matrikel.“ Am 25. August 1762 wurde Pogorzelski immatrikuliert.

Neues über Gregorovius.

Von Kurt Forstreuter.

Kürzlich habe ich in dieser Zeitschrift in einem Aufsatze über Zacharias Werner auf seine Vormundschaftsakten und ihren Wert als Quelle zu seiner Jugendgeschichte hingewiesen. Für einen anderen und, wie mir scheint, weit größeren Ostpreußen liegt das entsprechende

Material vor. Es ist ein Mann, der von Werner durch die Unterschiede einer späteren Generation und einer ganz anderen Weltanschauung getrennt ist, der jedoch mit ihm insofern übereinstimmt, als auch er, wenngleich in ganz anderer Weise, in Rom die entscheidende Anregung seines Lebens empfing: gemeint ist Ferdinand Gregorovius, der Geschichtsschreiber der Stadt Rom im Mittelalter¹⁾.

In unseren Tagen haben seine Werke in den prächtigen Ausgaben des Verlages Teubner eine glänzende Wiedergeburt erlebt. Er hat die Geschichtsschreibung wie selten einer durch die Tiefe der philosophischen Betrachtung und die Kunst der Darstellung geadelt; sein Hauptwerk wird ewig sein wie das ewige Rom, auch wenn es inhaltlich seit der Oeffnung der vatikanischen Archive schon vielfach überholt ist. Auch mit der Persönlichkeit dieses größten Historikers, den Ostpreußen hervorgebracht hat, wird man sich immer wieder beschäftigen, weil er eben wirklich eine Persönlichkeit war. Johannes Höning hat ihm zwei feinsinnige Studien gewidmet, H. H. Houben ist ihm in Einzeluntersuchungen von verschiedenen Seiten nahegetreten und wird vielleicht noch ein Gesamtbild geben. So ist es wohl nicht überflüssig, wenn ich im folgenden auf ein paar Kleinigkeiten hinweise, die mir zufällig in die Hände fielen.

In Neidenburg, schon damals einer der kleinsten ostpreussischen Städte, wurde Ferdinand Gregorovius am 19. Januar 1821 als jüngster von vier Söhnen des Kreisjustizrats Gregorovius geboren. Seine Mutter, eine Tochter des Kriegsrats Kausch, starb, als er gerade erst zehn Jahre alt war, und ein Jahr später verließ er die Vaterstadt, um in Gumbinnen das Gymnasium zu besuchen. So kann es nicht gerade viel sein, was er an geistigen Eindrücken in Neidenburg empfing. Außer dem historischen Wunder des Ordensschlosses hatte die Stadt wenig zu bieten. Auch der persönliche Einfluß der Eltern ist ein unwägbarer Faktor. Ueber ein anderes Bildungsmittel, dessen Wert gerade in diesen engen Verhältnissen nicht hoch genug anzuschlagen ist, geben die Akten genaue Auskunft. Es ist der Bücherkatalog des Vaters, der dem Vermögensverzeichnis vom Jahre 1831 beiliegt. Julius Gregorovius, der ältere Bruder, hat bereits in seiner „Geschichte der Stadt Neidenburg“ angedeutet, welche Bücher die Knaben in der Bibliothek des Vaters fanden und lasen. Die Akten ergänzen und berichtigen diese Angaben. Von den juristischen Fachschriften, die einen Hauptteil bilden, sei geschwiegen. Viel wichtiger ist es zu wissen, was den Justizrat außerhalb seines Fachkreises interessierte. Da ist nun die Vielseitigkeit seiner Interessen hervorzuheben: Philosophie, schöne Literatur, Geschichte, selbst Naturwissenschaft sind in Proben vorhanden. Kant ist mit zwei Werken und einer Schrift über ihn vertreten, Schiller mit sämtlichen Werken und den Gedichten besonders. Goethe fehlt. Dieses Verhältnis in der Wertschätzung der beiden Dichter ist für die ganze Zeit charakteristisch. Auch Gregorovius ist mit seinen historischen und philosophischen Interessen Schiller näher verwandt als Goethe, trotz seiner Neigung für die bildende Kunst und der „Wanderjahre in Italien“. An historischen Werken hat der Vater

¹⁾ Die Akten sind im Staatsarchiv Königsberg, Rep. 27 Nr. 6.

nicht allzu viel gesammelt, aber auch hier aus den verschiedensten Gebieten und Sachen verschiedensten Wertes. Neben Scotts „Leben Bonapartes“ stehen Baeders „Römische Geschichte“ und Baczkos „Preussische Geschichte“. Gewiß haben auch Schillers historische Schriften und die vorhandenen griechischen Klassiker auf den Knaben Eindruck gemacht.

In dieses Paradies des Vaterhauses, das seit 1833 mit dem Meidenburger Schlosse identisch war, kehrte Ferdinand Gregorovius seit 1832 nur in den Ferien zurück. Über die Gumbinner Schuljahre wissen wir wenig, und auch die Akten bringen darüber nur geschäftliche Belanglosigkeiten. Dagegen gibt ein Brief des Vaters vom 12. Oktober 1838 Aufschluß über die Grundsätze, die er bei der Erziehung seiner Söhne verfolgte. Es handelt sich damals um eine kleine Summe, die er noch den Kindern auszahlen sollte und wogegen er sich in juristischem Eigensinn sträubt. Die wichtigsten Stellen sind im Folgenden mitgeteilt:

Was nun den übrigen Inhalt der hohen Verfügung betrifft, so bescheide ich mich von selbst, daß ich gesetzlich verpflichtet bin, für den Unterhalt meiner Kinder zu sorgen. Mir war es aber darum zu tun, daß meine Kinder, denen ich sonst kein Vermögen hinterlassen werde, nicht notdürftig erzogen, sondern so viel als möglich gebildet und mit Kenntnissen ausgestattet werden, und davon habe ich als Vater mehr getan als das Gesetz verlangt. (Es folgen Ausführungen über die Ausbildung der beiden ältesten Söhne, die studiert haben, sowie über die Offiziersausrüstung und Zuschüsse für den dritten Sohn Julius.) Den Ferdinand Adolf, der in diesen Tagen zur Universität nach Königsberg abgeht, habe ich sechs Jahre lang auf dem Gymnasio in Gumbinnen unterhalten, und die Kosten für diese Zeit betragen an 800 Rthler, die ich von meinem Gehalt und in den letzten Jahren von meiner Pension bestritten habe. Auch auf der Universität will und werde ich ihn unterstützen, so weit meine Mittel reichen, aber alle Kosten kann ich nicht bestreiten. (Folgen Ausführungen über Ausgaben für den Stiefsohn, die Tochter aus zweiter Ehe usw.) Daher ist es notwendig, daß von dem Materno des Ferdinand Adolf während der drei Universitätsjahre jährlich 66 Rthler 20 Sgr. als Beihilfe zu den Kosten, die er verursachen wird, ausgesetzt und gezahlt werden, wogegen ich das Fehlende, was mehr betragen wird, von meiner Pension zu zahlen übernehme, ja wie ich auch seine Ausrüstung zur Universität, die allein 60 Rthler kostet, aus eigenen Mitteln besorge. (Folgen noch genauere Abrechnungen.)

Es war dem Studenten nicht leicht gemacht, sich wirtschaftlich durchzusetzen. Trotzdem faßte er das Studium nicht als Brotsache auf. Der Theologie hat er nach bestandnem Examen entsagt und Philosophie studiert. Anfang der vierziger Jahre finden wir ihn in privater Stellung im Kulmer Lande, in Soldau, auch in Meidenburg. Es war für ihn eine dunkle Zeit, über die er auch die Nachwelt im Dunkeln gelassen hat. Einiges sagt darüber sein Bruder Julius in seinen Erinnerungen „Aus meinem Soldatenleben, 1836—74“²⁾. Julius steht

²⁾ Jetzt im Reichsarchiv Potsdam.

mit seinen historischen Interessen Ferdinand am nächsten. Seine Erinnerungen sind ein schönes Zeugnis seiner Persönlichkeit und ein kulturgeschichtlich interessantes Dokument. Leider sind sie so breit und annalistisch-formlos angelegt, daß sie nie gedruckt werden können. Der Verfasser hat sie seinem Bruder Ferdinand und seiner Stiefschwester Ottilie gewidmet. Er begründet diese Widmung damit, daß die in solchem Falle übliche Widmung an hochgestellte Personen wegen der Kritik, die er bisweilen geübt habe, unmöglich sei. Bei der Schilderung des Soldatenlebens verbindet er Freimut mit großem Takt und Begeisterung für seinen Beruf. Besonders anziehend ist das lange Kapitel über den Krieg 1870/71. Für die Lebensgeschichte Ferdinands sind diese Erinnerungen recht unergiebig. Mit einer Ausnahme: der griechischen Reise, die beide Brüder von München aus, wo sie seit 1874 zusammen wohnten, unternahmen. Man weiß, welchen großen Einfluß diese Reise auf die Entwicklung des Historikers ausgeübt hat. Nicht nur hat sie ihn zu schönen Reisebildern über Korfu und Athen angeregt, sie hat auch den Plan seines zweiten Hauptwerks, der Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter, reifen lassen. Die Brüder betraten in Griechenland einen Boden, den ihr älterer Bruder Gustav vor nahezu fünfzig Jahren als Philhellene und Teilnehmer am griechischen Freiheitskampf betreten hatte. Auch er hat von seinen griechischen Erlebnissen einen ansprechenden Bericht hinterlassen, der in der Neidenburger Zeitung „Der Wanderer“ (Jg. 1879) abgedruckt ist. So haben zwei Brüder eines der größten Reisechriftsteller mit ihm auf demselben Gebiet konkurriert. Ohne ihn zu erreichen; es fehlt beiden die Kunst, das persönliche Erlebnis, das, was sie gerade interessierte, zu einem Gesamtbild des Landes zu erweitern. Trotzdem wird bei dem Fehlen sonstiger genauer Nachrichten wegen der vielen tatsächlichen Angaben niemand an der ausführlichen Reiseschilderung von Julius Gregorovius vorbeigehen dürfen, wer die griechischen Studien von Ferdinand Gregorovius verstehen will.

Eine Probe sei im folgenden mitgeteilt.

Über Rom, wo er mit Ferdinand zusammentraf, ging es nach Neapel und von dort zu Schiff nach Athen. Seine ersten Eindrücke schildert er folgendermaßen:

„Inmitten vieler Schiffe ging die *Amerique* gegen 8 Uhr im *Pyräus* vor Anker. Nachdem wir von dem Schiffskapitain wie von dem Arzte Abschied genommen hatten, brachte uns eine Barke ans Land. $\frac{3}{4}$ Stunden später fuhren wir in Athen ein, wo wir im Hotel des *Strangers* abstiegen. So war denn endlich nach so manchen Hindernissen das lange ersehnte Ziel, Athen, erreicht! Wir beabsichtigten daselbst einige Wochen zuzubringen, die Umgegend der Stadt kennenzulernen und wenn möglich einen Abstecher nach *Nauplia*, *Argos* und *Athfenä* zu machen.

Das alte Athen, die Stadt des *Theseus*, lag auf der Südseite der *Akropolis*, wo kühlende Seewinde die Gegend erfrischen. Die Spuren davon zeigen sich noch in Bauresten auf den felsigen Höhen, dem *Museion* und dem *Nymphenhügel*. Später jedoch, als die Stadt zerstört wurde, erfolgte der Aufbau nördlich der *Akropolis*, welche Lage

man auch unter König Otto beibehielt, obgleich man nicht verkannte, daß die Hauptstadt unmittelbar am Meere liegen müsse. Bei der großen Zunahme, deren sich jetzt Athen erfreut, erfolgt die Ausbreitung der Stadt mehr ostwärts, zu beiden Seiten des Akabetts, wo man im felsigen Boden auch schon die Marken für spätere Gebäude und Straßen gezogen sieht. Die Stadt zerfällt in zwei voneinander sehr verschiedene Teile: die alte und die neue Stadt. Die erstere, zum größten Teil auf der Nord- und Ostseite der Akropolis gelegen, besteht aus öden Plätzen, engen und winkligen Straßen, deren Häuser vielfach schlecht und haufällig sind. Und dennoch führen hier einzelne Straßen und Gebäude pomphafte Namen, wie Sophocles, Sokrus etc. Eine aus Holz gebaute Bäckerei hieß „Zur Gerechtigkeit“, eine andere „Zu den neuen Ideen“. In diesem Winkel wohnten früher, um den „Turm der Winde“, die vornehmen Türken, weiter hinauf, der Akropolis zu, vorzugsweise Albanesen. Viele Häuser sind mit alten Inschriften und Sculpturen versehen, die eigentlich in die Staatsmuseen hingehören. Zwei lange Straßen durchschneiden diese alte Stadt: die Aeolus- und die Hermesstraße. An der ersten liegt die Agora mit dem Börseplatz. Viel anders nimmt sich der neue Teil von Athen aus, mit seinen prachtvollen Häusern, schönen Straßen und weiten Plätzen. Zu den besonders vorteilhaft ins Auge fallenden Gebäuden gehört vor allem das schön gebaute und luxuriös ausgestattete Haus unsers Landsmanns Heinrich Schliemann. Dasselbe trägt die Aufschrift: *Ilion megaron*. Als wir unserm Landsmann in seinem alten Hause unsern Besuch machten und ihn in Gesellschaft seiner Mitarbeiter gerade mit der Durchsicht von Korrekturbogen seines Werkes „*Ilion*“ beschäftigt fanden, wurde ihm durch einen Diener die Ankunft des Königs Georgios gemeldet, der sein neues Haus zu sehen wünschte. Wir empfahlen uns, hatten später aber zwei Mal das Vergnügen, von Herrn Schliemann eingeladen zu werden.“

Aus dieser Darstellung spricht ein liebenswürdiges Schilderungstalent, das gerne gerade an den Kleinigkeiten und Einzelheiten haftet, weshalb das Ganze zerfließt. An die genialen Reiseschilderungen von Ferdinand Gregorovius darf man dabei nie denken. Selten, daß Julius Gregorovius eine Landschaftsschilderung gelingt. Dagegen hat er für das Volksleben ein gutes Auge. Seine Reisebeschreibung ist durchaus selbständig, nicht der Art seines Bruders nachempfunden. Er erzählt nur das, was ihn persönlich interessiert. Besonders verweilt er bei militärischen Dingen, so bei der Schilderung der griechischen Soldaten in Athen. Die vielen eingeflochtenen historischen Reminiscenzen, namentlich aus der mittelalterlichen und neueren Geschichte Griechenlands, rühren natürlich von Ferdinand her. Athen und Argos werden von Julius Gregorovius sehr ausführlich geschildert, während er über das von Ferdinand mit dem Auge des Dichters gesehene Korfu mit einer Zeile hinweggeht. Dennoch wird der Biograph von Ferdinand gern auch auf die Darstellung von Julius zurückgreifen, weil er gerade so vieles über das Alltagsleben dieser Reise bringt. Im Verhältnis zu ihrer eigenen Person besteht zwischen den beiden Brüdern ein merkwürdiger Gegensatz. Während Julius

seinen persönlichen Erlebnissen mit großer Liebe nachgeht und alles bis ins einzelne darstellt, so daß seine Autobiographie ein Wälzer wurde, hat Ferdinand alles nur irgendwie erreichbare Material zu seiner Lebensgeschichte mit Eifer gesammelt und vernichtet. Der große Mann konnte es tun in der stolzen Überzeugung, daß er in seinen Werken fortlebe.

Friedrich Wilhelm I. auf der Reise in Preußen.

Von Rudolf Grieser.

Es ist allgemein bekannt, welche Bedeutung die regelmäßigen ausgedehnten Informations- und Inspektionsreisen des Soldaten- und Beamtenkönigs gehabt haben. Sie lieferten dem großen Praktiker die klarste Anschauung von den Notwendigkeiten vor allem seiner Verwaltung und seiner wirtschaftlichen Regierungsmaßnahmen, sie gaben andererseits den „königlichen Bedienten“, den Beamten, auch in den entferntesten Gegenden dieser weitverzweigten, teilweise unzusammenhängenden Ländermasse, die durch die preußische Krone verbunden wurden, den unmittelbaren Zusammenhang mit dem höchsten Willensträger und zugleich das anspornende Bewußtsein, direkt unter den scharfen Augen des Herrschers ihre Geschäfte zu führen.

Von dieser längst bekannten und bewerteten Tatsache soll hier nicht gehandelt werden. Es kommt in diesem Zusammenhange mehr auf die Außerlichkeiten an, unter denen sich die Reisen des Monarchen vollzogen, welche einschneidende Bedeutung sie vor allem für die Bevölkerung und die Amtsleute der Landschaften hatte, durch die der königliche Wagenzug seinen Weg nahm.

Ein Aktenstück des Staatsarchivs über die Reisen der Landesherrschaft, das im Amte Liebemühl entstanden ist, gibt im, wenn auch engen, Rahmen für einige Jahre des 18. Jahrhunderts ein willkommenes Bild besonders von der letzten Reise Friedrich Wilhelms I. nach Preußen im Juli 1736.

Es war nur natürlich, daß sich die Ämter den Anforderungen, welche die königlichen Reisezüge mit ihren zahlreichen, vielfach bespannten Fuhrwerken an sie stellten, oft nicht gemachsen zeigten. Handelte es sich doch darum, in den einzelnen Vorpannstationen häufig 100 bis 200 Pferde in kurzer Zeit mit den nötigen Knechten bereitzustellen. Es entstand Unordnung und Zeitverlust, die den König 1732 veranlaßten, ein besonderes Patent zur Regulierung des Vorpanns auf den königlichen Reisen zu erlassen.

Bei einer geplanten Reise sollte den fraglichen Kriegs- und Domänenkammern vorher jedesmal eine Liste der nötigen Pferde wie der mitgeführten Wagen nach Nummern zugestellt werden. Diese Nummer mußte der betreffende Wagen oder einer der begleitenden Bedienten sichtbar tragen. Die Kriegs- und Domänenkammern hatten wiederum den zuständigen Landräten und Amtsleuten diese Liste zuzustellen, so daß auf allen Stationen die Vorspannpferde für jeden

Wagen bereitgestellt werden konnten. Dabei sollten die bei den Pferden befindlichen Knechte die Nummer ihres Wagens, auf Papier gezeichnet, vorn auf dem Hut tragen, damit „wann Se. Königl. Majestät nebst dero Suite an die geordneten Stationen kommen, jeder Wagen mit seiner Nummer sich melden, auch jeder Knecht sofort wissen können, wieviel Pferde und vor welchem Wagen er vorzuspannen habe“. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf die Zustände, die vor Erlaß des angeführten Patents herrschten, wenn der König weiter seinem Gefolge ausdrücklich bei harter Strafe einschärfen ließ, „daß bei vorkommenden Reisen keiner von dero Suite einem andern die Pferde wegnehmen, oder den Vorspann, welcher ihm nicht zukommt, für seinen Wagen soll anspannen lassen“.

Gegen Ende Juni 1736 wurde die Kriegs- und Domänenkammer in Königsberg von der bevorstehenden Reise Friedrich Wilhelms nach Preußen unterrichtet, und am 4. Juli erhielt auch der Amtmann in Liebenmühl von der Kammer eine Abschrift der Reiseroute mit dem Befehl, auf den vorgesehenen Stationen wenigstens je 150 Pferde bereitzustellen, wobei über die Zeit des Eintreffens und die Stärke des Gefolges zunächst noch keine Angaben gemacht werden konnten.

Der Reisetweg ging von Preuß. Mark (Relaisstation) über Ruppen (es ist wohl Goyden gemeint), Saalfeld, Barten nach Seegerstwalde (Relaisstation), vor dort über Wilmsdorf, Bestendorf bis Mohrungen (Relaisstation), von Mohrungen über Girschfeldhöfchen (?), Georgenthal, Hermenau nach Liebstadt (Relaisstation), von dort weiter über Blumen, Pitthenen, über die Passarge ins Bistum Ermland, über Schwenkitten, Dittrichsdorf nach Arnsdorf (Relaisstation). Zwischen jeder Station lag eine Strecke von zwei Meilen (ca. 14 km). Am 7. Juli kam dann die Nachricht nach Liebenmühl, daß der König frühmorgens die Weichsel passiert habe. Indessen waren auch nähere Nachrichten eingetroffen über die Zahl der Wagen und das königliche Gefolge, das sich noch auf dem Wege vergrößerte. Außer dem Könige wurden gemeldet der Kronprinz, der Prinz Wilhelm, der Markgraf von Schwedt, der Fürst von Anhalt-Deßau, Prinz Leopold von Anhalt, der französische Gesandte Marquis de la Chetardie, General von Grumbkow, Generaladjutant Oberst von Derschau, Oberst von Massow, Capitain von Haacke, Oberstleutnant von Rittberg bei Prinz Wilhelm, Leutnant Graf von Wartensleben, Leutnant von Winterfeldt, endlich die beiden Kabinettssekretäre, Kriegsrat Schumacher und Giesel. Sechzehn Reitpferde für die begleitenden Wagen und vier reitende Boten sowie 168 Pferde für 21 Wagen zu je 8 Pferden waren erforderlich, denn außer den eigentlichen Reisetwagen begleiteten ein Küchentwagen sowie mehrere Kammer- und Packwagen den Zug. Nachdem sich noch einige Persönlichkeiten unterwegs dem Gefolge angeschlossen hatten, wie der Oberforstmeister, ein Graf Dohna und ein Baron von Loeben, stieg die Zahl auf 198 Pferde, die auf jeder Station bereitstehen mußten.

Da der König sich bald von dem Hauptzuge trennte, ihm schließlich zwei Stunden vorauseilte und dabei für jede Meile frischen Vorspann verlangte, mußten noch im letzten Augenblick die Dispositionen

umgeworfen werden, um auch auf diesen neu entstehenden Zwischenstationen immer für zwei Wagen sechzehn Pferde bereitzustellen.

Mit der Beschaffung und Einteilung der Vorspannpferde, die von den umliegenden Ortschaften gestellt werden mußten, waren aber die Pflichten des Amtmanns keineswegs erfüllt. 1731 schon hatte der König anordnen lassen, „daß der Beamte von jedem Amt, soweit die Amtsländereien gehen, bei dero Wagen, wenn Sr. Königl. Majestät hier in Ostpreußen reisen, herreiten soll, um Sr. Königl. Majestät antworten zu können, was etwa dieselbe ihn zu fragen geruhen möchten“. Auch für Eimer mit Wasser sollte er sorgen, damit die heißen Achsen der Wagen nötigenfalls begossen werden könnten.

Es ist nur zu begreiflich, daß bei dem so schwerfälligen Reiseapparat schon geringe Änderungen des vorher festgelegten Planes peinliche Störungen hervorrufen mußten. So wundert man sich nicht, daß schon zehn Tage nach der Durchreise des Königs der Amtmann von Liebemühl von der Kammer in Königsberg zur Verantwortung gezogen wurde, weil an einer Station der Vorspann für den königlichen Wagen gefehlt hatte. Diese Störungen haben auch unter Friedrich Wilhelms Nachfolger nicht vermieden werden können, der übrigens, wie die Liste seiner Begleitung verrät, komfortabler als sein Vater reiste. Außer Reise-, Kammer- und Küchenwagen begleiteten Friedrich den Großen auf seinen Reisen ein Silberwagen, ein Kellerwagen, ein Provisionswagen und ein besonderer Wagen für die königlichen Köche. Für den königlichen Cafetier und den Mundbäcker sowie drei Köche und zwei Küchenjungen wurden besondere Reitpferde mitgeführt.

Codex diplomaticus Prussicus

Von JOHANNES VOIGT

Die Bände 1, 3, 4, 5, 6 können
noch durch das Staatsarchiv
Königsberg Pr., Schloß, bezogen
werden

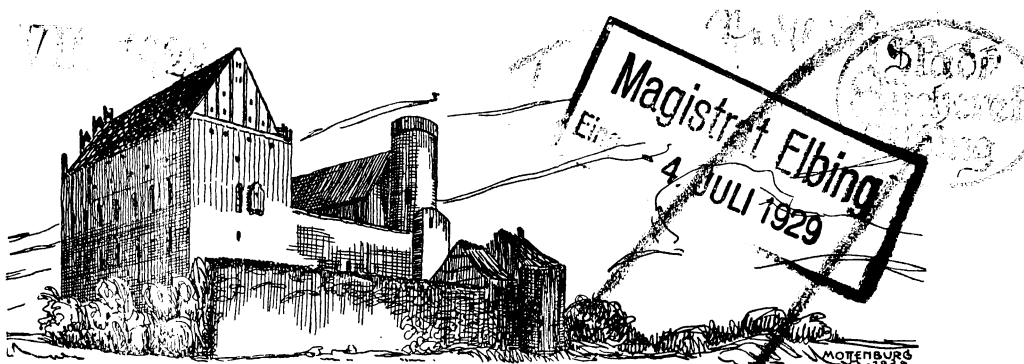
Preis des Bandes 3 Mark / Band 2 ist vergriffen

Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Druck: Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.,

1929



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 4

1. Juli 1929

Nummer 1

Inhalt: Vereinsnachrichten, Seite 1. — Gutzzeit Von der „Nacht“ und dem „Nachtgeld“, S. 1. — Seydel, Tierhsymbolik in der Plastik des Deutschordenslandes, S. 5. — Maschke, Mittelalterliche Fremdenpolizei in Preußen, S. 12. — Die Verlegung der Wehlauer Franziskaner, S. 14. — Buchbesprechung, S. 16.

Vereinsnachrichten.

Am 8. Mai sprach Herr Professor Dr. Stolze über den samländischen Bauernkrieg. Am 9. Juni unternahmen wir einen wohlgelungenen Ausflug nach Kößel. Unter der liebenswürdigen Führung von Herrn Erzpriester M a t e r n wurden Burg und Stadtkirche in Kößel und die Wallfahrtskirche in Heiligelinde besichtigt.

Von der „Nacht“ und dem „Nachtgeld“.

(Ein Beitrag zur Geschichte der Viehsteuer im 15. und 16. Jahrhundert.)

Von E m i l J o h s. G u t z t e i t.

Die einzelnen Aktenstücke der umfangreichen Ostpr. Foliantenabteilung 911 a des Königsberger Staatsarchivs enthalten für die Jahre 1538¹⁾ bis 1543 Eintragungen mit den Bezeichnungen „Nacht“ und „Nachtgeld“. In den Aufzeichnungen aus den Jahren 1563 bis 1565 findet sich der Ausdruck „Nacht“ jedoch nicht mehr. Auch für die spätere Zeit ist er nicht belegt. Für die folgenden Untersuchungen sind die 37 Nummern des Ostpr. Folianten 911 a herangezogen worden mit Ausnahme von Nr. 5 (Dtsch.-Eylau) und Nr. 18 (Marienwerder, Rosenberg, Riesenburg), die sich im Staatsarchiv

¹⁾ 911 a 26 (Amt Pa.-Mark) hat eine Liste von 1538. — Gollub schreibt 1539. Vgl. Fußnote 7.

Danzig befinden, und Nr. 37, die in polnischer Sprache geschrieben ist. Man könnte die einzelnen Bände des Ostpr. Folianten 911 a die „Nacht-Verzeichnisse“ nennen; denn der Ausdruck „Nacht“ kommt in fast allen Bänden vor²⁾. In 911 a 27 (Ragnit 1540) ist er abgekürzt in „nt“ und in 911 a 28 (Warten 1539) abgekürzt in „n“.

Nacht und Nachtgeld bestanden aber schon zur Ordenszeit. Auf dem Wartensteiner Landtage im August 1473 bewilligten die Stände zur Befriedigung eines Söldnerführers zuerst einen, dann zwei Schillinge von der Nacht³⁾. Dann ist von dem Nachtgeld die Rede 1479, 1501, 1506, 1508, 1514, 1515⁴⁾ und — wie oben gesagt worden ist — 1538 bis 1543. Nach den „Acten der Ständetage“⁴⁾ muß man schließen, daß das Nachtgeld nicht eine regelmäßig, jährlich laufende Steuer war, sondern eine Steuer, die für einen bestimmten Zeitraum von den Ständen bewilligt werden mußte. In den Jahren 1473, 1479, 1501 zahlten nur die Ritterschaft und die Freien das Nachtgeld, später (1506, 1508) auch die Krüger und Schulzen, und erst 1514 (und 1538—1543) mußten „alle und igliche freyhenn und fruger auch unfer[er] prelaten und erbar[en] manschaft pawern von irem vyhe ye von der nacht zwene schilling“ zinsen. Nun kamen also auch die untertänigen Bauern hinzu; früher hieß es ausdrücklich: „von den pawern soll nicht vor die nacht gefordert werden“.

Nach Bewilligung des Nachtgeldes wurde stets angeordnet, daß jeder Steuerpflichtige aufgezeichnet werden sollte „mit seinem namen . . ., wo er wonet, wem er zusteet . . . wie vil er nacht an vyhe hat . . .“ Aus den Jahren 1538—1543 sind uns die Listen („Nacht-Verzeichnisse“) teilweise für das ganze Herzogtum Preußen erhalten geblieben; sie sind mitunter mit bewundernswerter Genauigkeit und Sorgfalt geführt worden und geben dann genaue Auskunft über die Zusammensetzung der städtischen und ländlichen Bevölkerung wie deren Viehbesitz zur Zeit Herzog Albrechts. Es gibt aber auch einzelne Bände mit sehr kurzen Eintragungen, mit denen man kaum etwas anfangen kann, wie z. B.: „Thon Vhsunth (im Dorf Deumell-saucken) III pferde, I Wolenn, V Ochsen, III Jung Ochsen, IX Ruhe, III sterckenn, IX schof, XI schwein. Facit XXV½ nacht“⁵⁾ oder gar: „Benedict Schonewalt (in Deutsch-Wilten) XXXIX Sch. vonn 19 nacht 2 noht“⁶⁾.

Was bedeutet nun die eigentümliche Bezeichnung „Nacht“? Leider ist bisher noch keine einwandfreie Deutung gelungen. Es steht jedenfalls fest, daß die N a c h t e i n e E i n h e i t d e r V i e h a r t e n d e s 15. u n d 16. J a h r h u n d e r t s, d a s N a c h t g e l d e i n e V i e h s t e u e r f ü r d i e s e E i n h e i t g e w e s e n i s t. (Gollub⁷⁾

²⁾ 911 a 13 (Kbg. Herzogl. Freiheiten) hat nur „Geld“, und 911 a 20 (Mohrungen) hat nur „Kerb“.

³⁾ Doeppen, „Acten der Ständetage Preußens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens“, Bd. V, 267—271.

⁴⁾ Doeppen, a. a. O. V, 370, 467, 469, 470, 490, 557, 560, 564.

⁵⁾ 911 a 1.

⁶⁾ 911 a 4.

⁷⁾ Vgl. Dr. Gollub, Amtsrechnungen und Prästationstabellen (in: Alt-preußische Geschlechterkunde. Blätter des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen. 1927, S. 31.)

vermutet, „daß diese Steuer zur Bestreitung des „Nachtgeldes“ für das Aufgebot der „Freien“ verwandt wurde“.

Aus den benutzten Quellen geht hervor, daß man für 1 Nacht 1 bis 2 Schilling Steuern zahlen mußte. 1479, 1501 wurde beschlossen, von der Nacht 1 Schilling, 1473 (und 1538—1543) 2 Schillinge zu zinsen. Das war eine für die damalige Zeit nicht unbedeutende Summe!

Zwei Beispiele für die Zeit von 1538—1543:

„Gurge Schfudelle (in Patraucke) 18 Sch. vonn 9 nacht. Broßi 45 Sch. vonn 22½ nacht . . .“⁵⁾ Die Einnahme des Amtes Pr.-Ehrlau vom Viehe betrug 1540 25½ Mark 21 Schilling von 7555½ Nacht; also für 1 Nacht 2 Schilling⁸⁾.

Um etwas über die Zusammenstellung einer Nacht zu erfahren, müssen sämtliche Bände des Ostpr. Folianten 911 a herangezogen werden. Die beste Auskunft für die Bewertung der Vieharten und deren Besteuerung gibt das Verzeichnis der „Stadt Creutzburgk vom Vihe nachtgeld off Jacobi gefallenn 1539“. Hierauf besaß z. B. „Walnid: 9 zühend pferde ist 9 nacht; 5 kühe ist 5 nacht; 7 rynder, 3 vom Jor, 2 von zween Jorn, 2 von 3 Jorn, ist 3½ nacht; 12 schweyne ist 3 nacht; 12 Schoff ist 3 nacht. Suma 23½ nacht facit 47 Sch.“ oder: „Baltin Newmann: 5 zühend pferde ist 5 nacht; 1 soln von 3 Jorn ist ½ nacht; 5 kühe ist 5 nacht; 5 rinder, 1 von 3 Jorn, 4 von 2 Jorn ist 2½ nacht; 10 Schweyne ist 2½ nacht; 22 Schoffe ist 5½ nacht. Suma 21 nacht facit 42 schilling“⁵⁾.

Hieraus und aus vielen anderen Beispielen geht hervor, daß man im ganzen Herzogtum um 1540 bewertete und besteuerte:

1 Pferd mit 1 Nacht	= 2 Schilling,
1 Fohlen (1—3jährig) mit ½ Nacht	= 1 „
1 Kuh mit 1 Nacht	= 2 „
1 Rind (1—3jährig) mit ½ Nacht .	= 1 „
1 Dohse mit 1 Nacht	= 2 „
1 jungen Dohse mit ½ Nacht . . .	= 1 „
1 Sterke mit ½ Nacht	= 1 „
1 Kalb mit ¼ Nacht	
1 Schwein mit ¼ Nacht	
1 Schaf mit ¼ Nacht	
1 Ziege mit ¼ Nacht	
1 Boß mit ¼ Nacht,	

so daß also 2 Fohlen, 2 Rinder, 2 Sterken, 4 Schweine, 4 Schafe, 4 Ziegen mit je 1 Nacht bezeichnet wurden.

Zwei Beispiele: Im Dorfe Simonsfen, Amt Saalau besaß Post Wacke:

⁸⁾ 911 a 3.

„5 pferde	= 5 Nacht,
3 oxen	= 3 „
2 oberierige [überjährike] felber	= 1/2 „
5 fhwe	= 5 „
5 fchaffe	= 1 1/4 „
8 alde fchweine	= 2 „
1 alde Bage	= 1/4 „
facit 17 nacht, facit an gelde 1/2 m 4 Sch.“	

Marx befaß daselbst:

8 pferde	= 8 Nacht,
4 oxen	= 4 „
4 fhwe	= 4 „
2 oberierige felber	= 1/2 „
9 Schoffe	= 2 1/4 „
8 Baegen	= 2 „
16 Schweine	= 4 „
facit 24 1/2 nacht 1 quartir, facit an gelde 50 Sch.“ ⁹⁾ .	

Diese Bewertung der einzelnen Vieharten bestätigt sich in allen von mir durchgesehenen Nummern des Ostpr. Folianten 911 a.

Eine Nacht teilte man in vier Teile ein. Eine viertel Nacht führte verschiedene, zum Teil eigentümliche Bezeichnungen, die aber alle dieselbe Rechnungseinheit bedeuten. Am häufigsten wurde sie mit einem Viertel und einem Dß, seltener mit einem Noft, einem Stück, einem Quartier oder einem Haupt bezeichnet.

Die Bezeichnung Viertel findet sich in den Nummern: 7 (Georgenburg), 11 (Insterburg), 14 (Labisau), 15 (Liebemühl), 17 (Lych), 23 (Amt Ortelsburg), 24 (Stadt Osterode), 29 (Rhein), 30 (Bogtei Samland), 33 (Stradaunen), 34 (Amt Taplacken), 35 (Lilfit).

„Dß, o eß, oß“ in den Nummern: 2 (Balga), 9 (Gilgenburg), 10 (Amt Hohenstein), 21 (Meidenburg), 22 (Neuhäusen), 25 (Pr.-Holland, Liebstadt), 26 (Pr.-Markt, Saalfeld), 28 Barten, Schippenbeil), 29 (Rhein), 34 (Stadt Allenburg, Lapiiau).

„Noft, noß, naß, noß, noßs, noes, naß“ tritt auf in den Nummern: 4 (Brandenburg), 6 (Fischhausen), 23 (Stadt Passenheim), 30 (Bogtei Samland).

Der Ausdruck Stück (stück) findet sich in Nr. 12 (Johannisburg), 29 (Rhein), 32 (Soldau).

Das Quartier tritt auf in Nr. 7 (Saalau) und Nr. 27 (Ragnit).

Die Bezeichnung Haupt tritt nur in Nr. 10 (Stadt Hohenstein) und in Nr. 31 (Sehesten) auf.

⁹⁾ 911 a 7.

Eine bestimmte landschaftliche Begrenzung der einzelnen Ausdrücke läßt sich nicht festlegen; die verschiedenen Bezeichnungen kommen im ganzen Herzogtum Preußen ungleich verteilt vor. Es muß sogar bemerkt werden, daß sich verschiedene Viertel-Bezeichnungen in ein und demselben Amte finden, z. B. in Nr. 29 (Rhein) tritt zuerst „stück“, dann „stück“ und „oß“ durcheinander, dann nur „oß“ und zum Schluß „viertel“ auf. — In Nr. 10 hat das Aktenstück, das Amt Hohenstein betreffend, „oß“ und das der Stadt Hohenstein „haupt“. In Nr. 14 (Labiau) und in Nr. 26 (Pr.-Mark) findet sich sogar: „12 nacht 1 Schoff“ oder „10 nacht 1 schwein“. Die dortigen Schreiber kannten wohl nicht die Bezeichnungen für eine viertel Nacht.

Sprachlich sind die Ausdrücke „Viertel“ und „Quartier“ leicht erklärlich, wenn wir nun wissen, daß 1 Schwein oder 1 Schaf damals mit $\frac{1}{4}$ Nacht bewertet wurde. Eine sprachliche Erklärung für die Ausdrücke Oß und Nost vermag ich nicht zu geben, vielleicht ist noß = ein, n'oß; sie bezeichnen jedenfalls ein und dasselbe. Die Ausdrücke Stück und Haupt bedürfen wohl keiner Erklärung.

Wenn durch meine Untersuchungen auch gerade nicht viel Neues gewonnen ist, so sind wir doch jetzt in der Lage, aus einigen Angaben der „Nacht-Verzeichnisse“, wenn sie nicht gar zu dürftig sind, Schlüsse auf den Viehbesitz der Dorf- und Stadtbewohner zu ziehen. Aus der Eintragung „Des Heubtmans vieh Im hoffe vor der Meylaw: $\frac{1}{2}$ M. 12 Sch. melkende kue 26 nacht; $1\frac{1}{2}$ M. 14 Sch. pferdt 52 nacht; 1 M. Schwein 30 nacht; $\frac{1}{2}$ M. 14 Sch. Dshen 22 nacht; 1 M. 24 Sch. Schoff 42 nacht; $\frac{1}{2}$ M. Jungf vieh 15 nacht“ können wir jetzt z. B. schließen, daß des Hauptmanns Vieh in Pr.-Ghlau 26 Milchkühe, 52 Pferde, 120 Schweine, 22 Dshen, 168 Schafe, 30 Stück Jungvieh zählte und eine Viehsteuer von 6 Mark 14 Schilling einbrachte.

Tiersymbolik in der Plastik des Deutschordenslandes. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Ostpreußens.

Von W. Sehdel.

Wer die alten Kirchen und Burgen Ostpreußens aus der Zeit des Deutschen Ritterordens durchwandert, der stößt hin und wieder auf kleine Plastiken aus Stein oder Holz, die oft an einer nicht besonders in die Augen fallenden Stelle des Baukörpers ein beschauliches Dasein führen. Es ist ja nicht verwunderlich, daß das Auge des Betrachters an ihnen vorübergleitet; selbst der historisch geschulte Baufachmann, der etwa den Bau aufnimmt, pflegt diese Kleinplastiken stiefmütterlich zu behandeln; er begnügt sich meistens mit Abbildung und Beschreibung; wenn es hoch kommt, fügt er noch einige Analogien hinzu und gestattet sich ein paar mehr oder minder

präzise Bemerkungen über das größere Stoffgebiet, dem die betreffenden Werke etwa einzuordnen sind. Über die Bedeutung dieser Figuren sagt er in den seltensten Fällen etwas, wo er es doch tut, geschieht es mit äußerster Vorsicht. Und mit Recht; er fühlt, daß er hier mit seinen bautechnischen Kenntnissen allein nicht weiterkommt, und so überläßt er denn die Hauptarbeit auf diesem schwierigen Gebiet dem mit philologischen Rüstzeug arbeitenden Kunsthistoriker. Diesem ist ein alles Gebäude ja nicht nur eine historische und bauliche Angelegenheit, er blickt von einer höheren Warte, zu ihm spricht ein Bauwerk vor allem als kulturgeschichtliches Dokument, und selbst die kleinsten Glieder dieses Baues werden für ihn bedeutsam als Träger geistiger Energien vergangener Epochen.

Wer nun die kunstgeschichtliche Produktion in Ostpreußen überblickt, wird feststellen, daß Arbeiten auf diesem Gebiet und mit dieser Einstellung gänzlich fehlen; man ist eben dabei, das gar nicht so geringe Material der Baudenkmäler des 13. und 14. Jahrhunderts zu sammeln und historisch zu verwerten. Dabei wird es vor allem darauf ankommen, die großen Linien in der Entwicklung herauszuarbeiten. Erst später werden dann Spezialarbeiten über Innenarchitektur und Plastik sich daran anschließen. Nun lassen sich aber gerade auf diesem Gebiet interessante kulturhistorische Ergebnisse erschließen. Wie dies selbst im kleinsten Rahmen möglich ist, soll in folgendem an einigen Beispielen der Kleinplastik gezeigt werden.

I.

In dem Remter der Bischofsburg Heilsberg ist die Südwand, die den großen Raum von der Kapelle trennt, vor den andern Wänden des Remters besonders dekorativ ausgestaltet worden. Hineinkomponiert in das grünrote Radelmuster sehen wir auf dem Schildbogen rechts eine groß angelegte Freskomalerei, eine Marienkrönung darstellend. Ebenso hat das Sterngewölbe, dessen Rippen hier in den Ecken gebündelt auslaufen, einen in der sonstigen dekorativen Architektur des Baues ganz einzig dastehenden Abschluß erhalten. Zu unserm Erstaunen sehen wir hier auf einmal unter den Konsolenplatten statt des überall verwandten Fächermotivs zwei *T i e r p l a s t i k e n*. Zweifellos hat es mit diesem Abweichen von der Regel seine besondere Bewandnis; wie die Marienkrönung an der Kapellenwand des Remters dem Beschauer sagen soll: „Sieh, ich schmücke die Wand, die den heiligen, der Gottesmutter geweihten Raum abschließt“, so reden auch unsere beiden Steinplastiken ihre eigene Sprache. Sehen wir einmal zu, ob wir etwas davon verstehen können¹⁾.

Die Konsolenplastik rechts von der Marienkrönung stellt ein männliches Tier da, das sich über drei Junge beugt; das große Tier steht in stark nach vorne geneigter Haltung; die Beine haben wie nach einem Schritt Halt gemacht und lassen den Körper in dieser Stellung

¹⁾ Es ist wohl selbstverständlich, daß in der Verwendung der Plastiken auch dekorative Absichten mitgespielt haben; hier soll vor allem versucht werden, die Tierfiguren zu deuten und ihre symbolische Beziehung festzustellen.

ruhen; stark beugt sich der Kopf aus der Körperachse schräg nach unten; um das linke hintere Bein schlingt sich der sehr dicke Schwanz mit seinen stilisierten Haarsträhnen; am Körper selbst fallen die stark ausgeprägten Rippen auf; der Kopf trägt etwas wie eine Mähne, wie man mit einigem guten Willen an der Stilisierung des Haares am oberen Teile des Halses erkennen kann. Eigenartig sind ferner die langen Beine, die in keinem anatomischen Verhältnis zum Körper stehen. Wenn auch der Kopf arg zerstört ist, so läßt sich doch noch erkennen, daß das Maul geschlossen ist. Zu Füßen oder genauer gesagt, zwischen den beiden Vorderbeinen des männlichen Tieres, sehen wir drei Junge liegen. Ihre Körper, bis zur Hälfte sichtbar, sind so „molluskenhaft“ gebildet, daß man ohne weiteres erkennt, es sind ganz junge, wahrscheinlich eben erst zur Welt gekommene Tiere. Ganz dicht beieinander, mit schlaffen Gliedern liegen sie da, ein lebloser Haufe von Tierkörpern, das ist der erste Eindruck, den der Beschauer hat. Diesen Eindruck der Leblosigkeit verstärkt noch der Umstand, daß die Tierchen auf einer kleinen Erhöhung liegen und ihre Oberkörper von dieser Erhöhung herunterhängen. Den untern Abschluß dieser Tiergruppe bildet ein massiger, weich modellierter Block, der mit seinen ungleichmäßigen Erhöhungen und Vertiefungen wahrscheinlich ein Stück Erdboden darstellen soll.

Der oberflächliche Beobachter mag an dieser Tierplastik „nichts bemerken“ sehen; wer sich aber die Mühe macht, sie eingehend zu studieren, wird manch feinen Zug in der Behandlung des Motivs feststellen können. Wie sich das Tier gleichsam seitlich gegen die Konsole stemmt, um die Last zu tragen! Ein kleiner Hügel dient dem linken Vorderbein als Stütze, respondierend nimmt das hintere rechte Bein den Druck von oben auf. Die außerordentlich starke Neigung des Kopfes ist gut motiviert durch das Hinbeugen auf die sehr tief am Boden liegenden Jungen. Die Körper dieser kleinen Tiere haben denselben Neigungswinkel wie der Kopf des großen Tieres. So bekommt die ganze Gruppe zwei große Hauptaxente. Die Horizontale: Konsolenplatte, Körper des großen Tieres und Erdboden. Die Vertikale: die langen Beine und die hängenden Körper der Jungen (dreifacher Akzent), überleitet die starke Beugung des Halses.

Das ist die Tiergruppe als Ganzes und in ihren Einzelheiten; nun kommen wir zu der Frage: was stellt sie dar, und welche Bedeutung hat diese Darstellung? Suchen wir zuerst nach charakteristischen Merkmalen, die eine Deutung auf ein ganz bestimmtes Tier zulassen. Das einzige Merkmal, das uns den Weg zeigen könnte, sind die stilisierten Haarsträhnen am Kopfe; doch ist dieses Moment so wenig betont, — wie buschig ist doch sonst die Mähne ausgebildet — daß man darauf schwerlich eine Beweisführung aufbauen kann. Zudem fehlt, wenn es eine Löwe sein sollte, die charakteristische Schwanzquaste. Ein Löwe mit Jungen? Dann eher ein Löwin; aber hier stört wiederum die Stilisierung des Kopfhaares, die nicht von ungefähr sein kann. Wir sehen also, daß sich aus der Figur selbst nichts herauslesen läßt, was zur einwandfreien Erklärung nötig ist. Zweifelsohne liegt auch darin der Grund, daß man in den Arbeiten über

Heilsberg diese Plastik bisher stillschweigend übergangen hat. Es läge nun nahe, unverzüglich an die Untersuchung dieser Plastik zu gehen; da es sich aber herausgestellt hat, daß beide Plastiken in enger Beziehung zueinander stehen, wollen wir uns zuerst einmal die Plastik zur Linken der Marienkrönung näher ansehen und dann die Untersuchung an beiden Objekten gleichzeitig führen.

Schon ein oberflächlicher Blick auf die Ecke an der Fensterwand, also links von der Marienkrönung, genügt, um zu erkennen, daß hier starke Beschädigungen stattgefunden haben. Die Außenwand ist ja Witterungseinflüssen immer stärker ausgesetzt; so laufen die Gewölberippen nicht ganz bis zur Konsolenplatte; ihre letzten feinen Ausläufer sind zerstört, eine stark mit Mörtel verpackte Platte gibt provisorischen Abschluß; erst ein ganzes Stück weiter unten taucht dann die originale Konsole mit ihrem figürlichen Schmuck auf, auch sie weist Mörtelplombierungen auf, und diese beeinträchtigen den Gesamteindruck erheblich. Was wir zuerst erkennen, ist ein geflügeltes größeres Tier; es füllt die ganze Ecke aus und ragt mit dem Kopfe sogar bis fast zur Mitte der Konsolenplatte. Der linke Flügel ist am Ende verstümmelt oder mit Absicht so deformiert gestaltet; der rechte Flügel müßte nun, in der Diagonalrichtung weitergehend, über den Konsolenrand hinaustragen; er ist deshalb umgebogen und legt sich an die Wand; eine kompositionell sehr geschickte Lösung; so wird der freie Raum neben dem Kopf gut ausgefüllt. Der untere Teil der Plastik ist anscheinend durch eine Mörtelpackung vollkommen zugedeckt; Einzelheiten (Beine, Klauen?) sind nicht mehr zu erkennen; eigenartig wieder bei der ersten Plastik der untere Abschluß mit seiner ganz weich modellierten Rundung.

Es gibt zwei Wege, um auf dem Gebiete der Tierhymbole zu Resultaten zu gelangen. Der erste ist der des Analogieverfahrens: man untersucht die Plastik des betreffenden Gebietes, des gleichen Zeitraumes, vergleicht mit bekannten schon gedeuteten Stücken. Mit dieser Methode kommt man aber in unserm Falle nicht weit²⁾. Ich durchsuchte daraufhin andere Gebiete, andere Zeiten. In der apulischen Plastik des 10. und 11. Jahrhunderts wimmelt es von Tierfiguren, ich forschte vor allem nach zwei korrespondierenden Tieren, fand immer wieder Löwe und Adler (vgl. Wackernagel: Die Plastik des 10. und 11. Jahrhunderts in Apulien). Ebenso Löwen als Kapitälornamente, aber niemals unsere Tiergruppe. Wie steht es nun mit der deutschen Plastik? In der romanischen und gotischen Zeit haben wir zahlreiche Tierplastiken; immer wieder Löwe und Adler. Dabei ergab es sich, daß der Löwe vor allem im Zusammenhang mit einem ganz bestimmten Motiv auftrat: mit der Darstellung der Maria; entweder war es Maria mit dem Kind oder auch die Marienkrönung. Auch geflügelte Tiere tauchten dabei auf, so vor allem der Adler. Zu unserer Tiergruppe zeigte sich aber keine Analogie. Eine Prüfung

²⁾ Bemerkungen, die Steinbrecht zu den Tierplastiken in der Hochstädter Kapelle macht, sind eher geeignet, irrezuführen als aufzuklären; er bezeichnet z. B. die geflügelten Tiere an den Kapitälchen als Geier, es sind aber unzweifelhaft „Adler“. (Beweise in meinen späteren Arbeiten über Tierhymbole).



Сүдөстөдө

Дөйлсберг, Бишкекский собор, Ремтер



Сүдвестөдө



der Steinplastik Böhmens, soweit das Material zugänglich, schien bessere Resultate zu verheißen; in der Dominikanerkirche zu Budweis fand sich als Konsolenplastik eine Tiergruppe: Pelikan mit Jungen (Neuwirth, Geschichte der christlichen Kunst in Böhmen 1888, S. 395). Die Behandlung des Materials zeigte auch hier auffallende Parallelen, — weich modellirte, wolkenartige Abschlußplatte — zur Deutung konnte die Figur aber nichts beitragen.

So mußte also ein anderer Weg eingeschlagen werden; ein Weg, den der Kunsthistoriker sonst nicht immer gern geht: den des Philologen. Das Problem wurde somit allgemeiner gefaßt und lautete jetzt so: Welches sind überhaupt die Quellen für die Tierdarstellungen im Mittelalter? Mit dieser Frage stoßen wir auf einen Vorgang, der im mittelalterlichen Kunstschaffen außerordentliche Bedeutung hat. Der Künstler jener Zeit, der vor allem auf kirchlichem Gebiete arbeitete, durfte ja seine Motive nicht frei wählen; der Inhalt und die Form dessen, was er schuf, war durch ein traditionelles System von Typen festgelegt. So tauchen denn immer wieder bestimmte Serien von Tieren auf, die gewissermaßen nach den Angaben eines Kanons gearbeitet sind. Dieser Kanon nun ist noch erhalten, es ist das neben der Bibel am weitesten verbreitetste Buch des Mittelalters: Der Physiologus³⁾. Diese in vieler Beziehung merkwürdige religiöse Schrift wurde in früher christlicher Zeit (2. Jahrh. n. Chr.) in Alexandrien verfaßt und enthält eine Auswahl von meist fabelhaften Eigenschaften wirklich existierender oder sagenhafter Tiere; angefügt sind jeder Beschreibung eines Tieres mythische oder moralische Auslegungen, und diese vor allem haben die Kunst des Mittelalters außerordentlich beeinflusst. Sehen wir einmal zu, welche Tiere für uns in Frage kommen; da ist zuerst der Löwe: drei Eigenschaften werden von ihm angeführt:

1. Er vermischt die Spuren mit dem Schweif, damit die Jäger ihn nicht aufspüren können; dieses bedeutet die Menschwerdung des Herrn, ein Geheimnis, das auch den himmlischen Mächten verborgen war.

2. Wenn der Löwe schläft, so wachen doch seine Augen, d. h. sie sind offen. So schlief der Leib Christi im Kreuzestod, seine Gottheit aber wachte zur Rechten des Vaters.

3. Die Löwin gebiert ihr Junges tot, am dritten Tage aber kommt der Vater, bläst ihm ins Gesicht und erweckt es dadurch zum Leben. Dies bedeutet die Auferstehung des Herrn am dritten Tage.

Was können wir von den Angaben des Physiologus für uns verwenden? Nun, die Erläuterung der dritten Eigenschaft des Löwen paßt ohne jede Hilfskonstruktion auszeichnet zur Deutung unserer Plastik. Hier sehen wir den Löwen vor uns, wie er sich über seine Jungen beugt; wir verstehen jetzt auch, weshalb der Bildhauer die drei Jungen so seltsam leblos dargestellt hat, er wollte eben den Eindruck hervorrufen, daß sie tot zur Welt gekommen sind; der Löwe beugt sich über sie, doch er hat das Maul noch geschlossen; bald aber

³⁾ Vgl. F. Lauchert, Geschichte des Physiologus. Straßburg 1889.

wird er brüllen und dann, am dritten Tage, werden seine Jungen lebendig werden. Symbolisch gedeutet heißt das: So ist Christus am dritten Tage auferstanden von den Toten. Damit haben wir in unserer Plastik ein Symbol für die Auferstehung Christi zu sehen. Wie oben erwähnt, war in der Plastik ein Beispiel für dieses Motiv nicht nachzuweisen. Gründe dafür sind aber leicht beizubringen:

1. Aus technischen Bedingungen ist die Verwendung einer Tiergruppe als Konsolenträger immer sehr beschränkt; ein einzelnes Tier läßt sich überall leichter unterbringen und einordnen. 2. Die Materialsammlungen der romanischen und gotischen Baudenkmäler (Dehio u. a.) behandeln die Kleinplastik außerordentlich stiefmütterlich. 3. Die Plastik unseres Deutschordenslandes führt eben ein Sonderdasein; es ist wie in der Zoologie; es fehlen mitunter die Zwischenformen, Hauptsache bleibt aber immer, daß die Vertreter der Art irgendwo vorhanden sind. Und das trifft auch in unserem Falle zu: in der Kathedrale St. Etienne zu Bourges (Frankreich) findet sich schon sehr früh (13. Jahrh.) ein Glasfenster, auf dem die Auferstehung Christi dargestellt ist⁴). Als Symbole zwei Tiergruppen: ein Pelikan, der seine Jungen durch sein Blut wieder zum Leben erweckt; und ein Löwe, der durch sein Gebrüll seine Jungen lebendig macht. Sehr wichtig als Beleg ist ferner eine Tafel im Provinzial-Museum in Bonn (um 1400). (Abg. Kunstdenkmäler der Rheinprovinz III, 4. Taf. 8.) Hier sehen wir einen Löwen, der brüllt; beglaubigt als Auferstehungssymbol durch eine Inschrift: *Ut leo rugitu praestat, vitam ferre proli, sic te, Christe, pater triduo de morte vocavit*. Weitere Beispiele sind vorhanden, doch sollen sie aus bestimmten Gründen noch aufgespart bleiben.

Wir haben also gesehen, daß eine Plastik, die an einer bestimmten Stelle eines Baukörpers auftritt, die als Tiermotiv nur einmal hier in der ornamentalen Architektur vorkommt, nicht einer Laune des Baumeisters ihr Dasein verdankt, sondern als Ausdruck eines ganz bestimmten religiösen Gedankens aufzufassen ist. Unter diesem Gesichtspunkt soll auch die Tierplastik links — das geflügelte Tier — betrachtet werden. Unser Ariadnesfaden ist wiederum der Physiologus; aber ganz so einfach wie bei dem Löwen ist das nicht; es wimmelt da von Flügelwesen: von dem sagenhaften Phönix geht es herunter bis zur Krähe; alle haben sie irgendwie eine Beziehung zu den heiligen Personen und Dingen. Aus dieser Schwierigkeit hilft uns die Deutung der Löwengruppe. Wir suchen einfach nach einem Flügelwesen, das gleichfalls als Auferstehungssymbol gebraucht wird⁵). So wird die Gruppe der in Frage kommenden Vögel erheblich eingengt. Der Pelikan kommt in diesem Sinne fast nur als Gruppe vor (s. Bourges). Er muß leider wegfallen, obwohl er das gegebene Gegenstück (Gruppe!) gewesen wäre. Es bleibt also nur

⁴) Cahier. Charles et Arthur Martin: Monographie de la Cathedrale de Bourges: Premiere partie: Vitreaux du XIII siècle. Paris 1841—44.

⁵) Zwei Motive für einen Gedanken; man überlege immer wieder, wie isoliert die beiden Plastiken im Bau dastehen, und man wird zugeben, daß ein Doppelmotiv etwa 90 Prozent Wahrscheinlichkeit hat.

der Phönix, und dieser Vogel ist tatsächlich der Prototyp des Auferstehungssymbols. Schon im frühesten Altertum; Herodot, der die Phönixsage bei den Ägyptern vorfindet, führt sie in die griechische Mythologie ein; bei den Römern sorgen dann mit einigen Varianten Ovid, Plinius, Statius für seine Verbreitung. Im Physiologus wird nun die Sage ins Christliche umgebogen; es heißt hier von ihm (gekürzt): „Er begibt sich nach Heliopolis und verbrennt sich im Sonnentempel auf dem Altar. Am dritten Tage hat er dann seine frühere Gestalt wieder erlangt; der Phönix ist ein Symbol Christi, der am dritten Tage vom Tode auferstand.“

Ziehen wir die Folgerungen: Wir haben also in unserer Plastik links den Vogel Phönix zu sehen; der Künstler hat ihn dargestellt in dem Augenblick, wie er gerade Gestalt annimmt; der Oberkörper hat sich schon vollständig erneut; die übrigen Teile des Körpers sind noch mitten im Umwandlungsprozeß begriffen. Weshalb gerade dieser Moment? Nun, der tote Leib Christi nahm wieder neues Leben an; dieses Auferstehungswunder wird hier symbolisch dargestellt durch den Phönix, der sich verjüngt aus der Asche erhebt; nicht den Vogel in seiner vollkommen neuen Gestalt hat der Künstler dargestellt, das hätte ja dann ebensogut ein Adler oder sonst was sein können, sondern eben den wunderbaren Vorgang seiner Verwandlung. Schon ist der gewaltige rechte Flügel da, bald, es ist ja der dritte Tag seit seiner Verbrennung, wird er sich mächtigen Fluges in die Höhe schwingen. Am dritten Tage seit seiner Verbrennung, wie am dritten Tage seit der Geburt die Löwenjungen zum neuen Leben erwachen, so erklingt korrespondierend das schöne Doppelmotiv der Auferstehung.

Die Untersuchung ist an ihrem Ende angelangt. Wenn sie auch zu einer sicheren Deutung der Tierfiguren geführt hat, so muß doch gesagt werden, daß die Aufgabe zuerst anders gedacht war. Es bestand nämlich die Absicht festzustellen, ob sich nicht zwischen den Tierplastiken und der Marienkrönung ein direkter Zusammenhang finden ließe⁶⁾. Diese Annahme schien im Laufe der Untersuchung immer mehr zur Tatsache zu werden; auf zahlreichen Bildern aus dem Marienleben erschien das Motiv des Löwen, der seine Jungen durch sein Gebrüll zum Leben erweckt, und ebenso das des Phönix, der aus der Asche sich erhebt. Diese Motive spielen besonders auf einer Reihe von ganz merkwürdigen Tafelwerken aus dem Marienzyklus eine Rolle; es sind dies Bilder, die im Zusammenhang mit dem „Defensorium inviolatae virginitatis beatae Mariae“ des Dominikaners Franz von Keck, Professor der Theologie zu Wien (1385—1411) stehen und die Tendenz haben, durch symbolische Tierbilder die *conceptio immaculata* zu beweisen. Eine Deutung unserer Plastiken in diesem Sinne wäre ein sehr schönes Ergebnis gewesen; nun ist aber nach Steinbrechts Untersuchungen (s. Reisebericht 1909 Heilsberg) die Marienkrönung erst eine ganze Zeit nach der Fertigstellung des Remters — also auch unserer Plastiken —

⁶⁾ Der mittelbare ist ja ohne weiteres zu erkennen: Konrad von Würzburg (— 1287) sagt in seiner Goldenen Schmiede von Maria: „Du bist das Feuer, in dem der Phönix sich verjüngt und: Du bist die Mutter des Löwen, der seine Jungen zum Leben erweckt.“

entstanden; möglich ist allerdings, daß unsere Eckkonsolen noch ausgespart blieben und erst mit dem Gemälde eingefügt wurden; aber auch in diesem Falle widerspricht einem Zusammenhang zwischen Bild und Plastik die Tatsache, daß Phönix und Löwe mit Zungen auf keinem Marienbild des 14. Jahrhunderts als Symbol für die *conceptio immaculata* nachzuweisen sind. Wir wollen uns daher mit der Feststellung begnügen, daß wir es hier in Heilsberg mit zwei ganz einzigartigen Werken der Bildhauerkunst aus dem Ende des 14. Jahrhunderts zu tun haben, die nach unbekanntem Vorlagen (Böhmen?) aus dem Tierkreis des Physiologus gebildet, als Auf-erstehungssymbole zu deuten sind.

Nachschrift: Diese Zeilen waren schon geschrieben, als ich zufällig den literarischen Beleg für unsere Plastiken fand; in der Klosterbibliothek St. Florian (Österreich) befindet sich eine Handschrift aus dem 14. Jahrhundert, in der unter Schlagworten Szenen aus dem Alten und Neuen Testament zusammengestellt werden, die den Künstlern als Grundlage für religiöse Werke dienen sollten. Kapitel LXI hat die Überschrift: *De resurrectione Christi: Surgit Christus a mortuis*, so lautet der Anfang; alttestamentliche Szenen folgen; zum Schluß dann zwei Tier symbole:

*Leo suscitatur catulos suos rugitu.
Nascitur fenix novus.*

Wir wollen es als unsichtbare Unterschrift unter unsere Plastiken setzen.

Mittelalterliche Fremdenpolizei in Preußen.

Von E r i ch M a s c h k e.

Wer heute auf seiner Sommerreise in jedem Hotel, in jedem Kurort einen Meldezettel auszufüllen hat, der möchte für die Umständlichkeit des Verfahrens wohl gern die moderne Bürokratie verantwortlich machen. Aber auch hier, wie in manchem anderen, hat der bürokratische Apparat eine lange Vergangenheit. Schon der mittelalterliche Staat kennt Ordnungen und Vorschriften für den Reiseverkehr, die ebenso den Gast vor der Ausbeutung durch die Wirte, wie den Wirt und die Allgemeinheit vor schlimmen Gästen schützen sollten¹⁾. Eine regelrechte Fremdenpolizei wurde ausgeübt. Vor allem aber war das Meldewesen in ganz ähnlichen Formen organisiert wie heute, bildete es doch die einzig zuverlässige Kontrolle, wenn der Reisende sich über jede Etappe seiner Reise ausweisen mußte.

So enthalten die österreichischen Weistümer eine ganze Anzahl von Vorschriften für den Fremdenverkehr. In Altenthan wurde die Verantwortlichkeit des Gastgebers für den Gast als Landrecht er-

¹⁾ Über die rechtliche und wirtschaftliche Bedeutung des Herbergswesens in Deutschland vgl. Joh. R a c h e l, Herberge und Gastwirtschaft in Deutschland bis zum 17. Jahrhundert (Stuttgart 1924).

flärt²). In Ruffstein wurde bestimmt: Was bei den wierten, auch pierschenken auf dem lant, für frembte unbekante und verdecktliche göst ankomen, deren namen und wohin si auf oder abwärts wellen, solen sie vleißig aufzaichnen und der herrschaft berichten³). Es folgt eine Verordnung über die Benutzung der Anmeldefcheine, von denen bei jeder Herbergsänderung ein neuer ausgefüllt werden mußte⁴). Einen halben Taler Strafe mußte zahlen, wer einen Fremden „ohne obrigkeitlichen herbergzettl“ in die Herberge aufnahm⁵). Ähnliche Anzeige- und Strafbestimmungen bestanden auch für andere Ortschaften in Tirol⁶).

Auch der preußische Ordensstaat kannte natürlich eine straffe Kontrolle der Fremden. Lag sie in Preußen einmal im Zuge der bis ins kleinste durchgeführten Staatsorganisation selbst, so war sie hier vielleicht auch besonders nötig, da ja die Litauerreisen und die Mission genug Fremde weltlichen und geistlichen Standes ins Land brachten.

Während die einzelnen städtischen Willküren genaue Vorschriften über den Schankbetrieb enthalten, bringen sie für das Herbergswesen im eigentlichen Sinne keine Bestimmungen. Sie wurden wohl von der Landesherrschaft einheitlich getroffen. Eine einzige selbständige Verordnung über die Fremdenpolizei ist uns aus Preußen überliefert⁷). Offenbar ist sie auf einem Ständetage entstanden. Sie bestimmt: wenn ein Gast in die Herberge kommt, der dem Wirt unbekannt ist, so muß dieser dem Bürgermeister davon Meldung machen. Wird dann der Gast vor dem Bürgermeister als unredlich befunden, so ist er „bis zeu gutir bewizunge“ gefangen zu setzen. Wie in Osterreich, so ist auch hier der Wirt für den Schaden verantwortlich, den der Gast etwa anrichtet. Beide unterliegen dann dem gleichen Strafmaß. Auch soll kein Pilger im Lande hin- und herwandern ohne Ausweis des Herrn, unter dem er gefessen ist, und endlich sollen die Bettler sich in dem Kirchspiel halten, in dem sie bekannt sind.

Die Wirksamkeit derartiger Verordnungen wird nun aus einem Schreiben im Ordensbriefarchiv in so lebendiger Weise erkennbar, wie es nicht sehr oft der Fall ist. Denn im allgemeinen kennen wir zwar eine Fülle von Vorschriften und Anordnungen; wie sie sich aber dann praktisch auswirkten, verschweigt die Überlieferung sehr

²) Siegel und Tomaschek, Die salzburgischen Landinge (Wien 1870), S. 27.

³) Zingerle und von Inama-Sternegg, Die Tirolischen Weistümer (Wien 1875/77) I, 21 nr. 27.

⁴) Ebenda S. 21 nr. 28.

⁵) Ebenda S. 45.

⁶) Ebenda Bd. II S. 326 u. 349.

⁷) M. Doepfen, Akten der Ständetage I 72 nr. 44. Einzelne Bestimmungen finden sich auch sonst gelegentlich, z. B. ebenda V 483 u. 485, nr. 168 in der Landesordnung des Hochmeisters Friedrich von Sachsen von 1503. Von den städtischen Gastwirtschaften waren die ländlichen durch ihre wirtschaftspolitische Aufgabe verschieden. Vgl. Hans Steffen, Das ländliche Krugwesen im Deutschordensstaate. (Z. d. Westpn. Gesch. ver. S. 56, Danzig 1916.)

viel öfter. Am 17. Juni 1409 schickte der Thorner Hauskomtur dem Hochmeister einen Brief, der bei ihm eingegangen war, und berichtete in seinem Begleitschreiben, welchen Erfolg die Bekanntgabe einer Fremden-Polizeiordnung in Thorn gehabt habe⁸⁾. Der Bürgermeister Johann von der Merse und sein Kumpan Götz Roebner waren bei ihm gewesen und hatten ihm erzählt, daß das hochmeisterliche Gebot der Gemeinde mitgeteilt worden sei. Kaum hätten nun zwei Fremde, ein Priester und ein Knappe, von ihrem Wirt die Verordnung erfahren, als sie schleunigst davon geritten seien, da der Wirt nicht auf sie acht gegeben hätte. Nun wolle der Bürgermeister ausdrücklich bei jedem Wirt bestellen, daß er keinen Fremden beherbergen dürfe, von dem er nicht Herkunft und Gewerbe genau kenne.

Hier hatte also die Bekanntgabe der Polizeiverordnung, denn um eine solche kann es sich dem Sinne des Schreibens nach allein gehandelt haben, prompten Erfolg; die beiden Fremden, der geistliche wie der weltliche, hatten die Stadt verlassen, ehe sie nach der soeben bekanntgegebenen Vorschrift des Hochmeisters genauer kontrolliert werden konnten.

Es ist natürlich nicht zu entscheiden, ob es sich dabei um die oben zitierte Verordnung handelte. Solche Bestimmungen wurden ja in gewissen Zeitabständen immer wieder nötig und stets neu bekanntgegeben. Immerhin ist es möglich, die beiden Stücke aufeinander zu beziehen. Dann würde die undatierte Fremdenordnung, die sich auf einem besonderen Blatt auf ein leeres Folioblatt des Culmer Gerichtsbuches aufgeklebt findet⁹⁾, nicht in das Jahr 1394, sondern zu 1408 oder 1409 zu stellen sein, und der Brief des Hauskomturs hätte uns nicht nur einen flüchtigen, aber lebensvollen Blick in das mittelalterliche Thorn tun lassen, sondern uns auch einen kritischen Hinweis für die undatierte Verordnung über Fremdenpolizei gegeben.

⁸⁾ Ungedruckt. Staatsarchiv Königsberg, Ordensbriefarchiv zu 1409 Juni 17.

⁹⁾ Vgl. Loeppen I c. I nr. 44, die Vorbemerkung.

Die Verlegung der Wehlauer Franziskaner.

Seit 1497 gab es zwei Franziskanerklöster in Wehlau. In jenem Jahre war nämlich das während des Ständekrieges (1454—66) zerstörte Kloster innerhalb der Stadt wieder aufgebaut und von den „Martinianisten“ bezogen worden¹⁾, während hingegen außerhalb der Stadtmauer die „Obersvanten“ sich 1477 angesiedelt hatten. Obwohl Brüder eines Ordens vertraten sie doch zwei verschiedene Richtungen,

¹⁾ Der Bau des Klosters hat anscheinend von 1490 (vgl. SS. rer. Warm. II, S. 21 ff.) bis 1497 gedauert (vgl. Lemmens, Urkundenbuch... I, S. 35). Die weitere Darstellung beruht gleichfalls auf Lemmens a. a. O. ff.

was offenbar Anlaß zu häufigen Zusammenstößen gab. Um dem öffentlichen Mergernis ein Ende zu machen, hatte der Landesherr, Hochmeister Friedrich von Sachsen, bereits 1499 dem Kustos der Franziskaner in Preußen, dem Pater Laurentius Sweenchen, nahegelegt, beide Klöster zu vereinigen und zwar so, daß das erst vor wenigen Jahren wiedererbauete Kloster innerhalb der Stadt aufgegeben würde. Dieser Plan ist anscheinend an dem inneren Gegensatz der Mönche selbst gescheitert. Jedenfalls hat der Kustos dem Hochmeister eine anderweitige Verlegung vorgeschlagen. Dieser Vorschlag fand wohl Zustimmung, doch nun bereitete wieder die Frage, wo das neue Kloster gegründet werden sollte, bedeutende Schwierigkeiten. Aus nationalen Gründen und zwar, um den Polen zuvorzukommen, empfahl der Pater Ludwig von Anhalt die Verlegung nach Elbing, brachte aber zugleich auch die Errichtung eines Observantenklosters in Königsberg zur Sprache. Diesen Gedanken vertrat auch der zuständige Erzbischof Michael von Riga — selbst ein Observant — eifrigst in einem Schreiben an den Hochmeister. Für eine Uebersiedlung nach Elbing, das damals bekanntlich im polnischen Besitz war, hat Friedrich wohl von vornherein die Zustimmung versagt, dagegen zeigte er sich dem Gedanken einer Gründung in Königsberg durchaus geneigt. Hier bestand damals nur das 1349 errichtete Benediktiner-Nonnenkloster. Eine Niederlassung der Franziskaner in Königsberg aber bedurfte der Genehmigung des zuständigen geistlichen Herrn, d. h. des Bischofs von Samland. Dieser wäre nun wohl für seine Person mit dem Plan einverstanden gewesen, nicht aber sein Kapitel. Die Kapitelherren, die in Königsberg saßen, fürchteten für eine Schwälerung ihrer Einkünfte und meinten auch — wohl mit Recht — „die Predigt der Franziskaner würde der Priesterschaft vielen Abfall“ bereiten. An ihrem Widerstand also scheiterte vorläufig der Plan einer Franziskanergründung in Königsberg. Der Hochmeister konnte den Pater Ludwig von Anhalt nur auf eine spätere, günstigere Zeit vertrösten.

Die Zustände in Wehlau aber blieben auch weiterhin unerträglich und 1504 forderte Hochmeister Friedrich den Kustos wiederum auf, das Kloster in Wehlau entweder zu verlegen oder aber abzutreten. Natürlich zog der Franziskanerkustos die Verlegung vor, aber nun war wieder die große Schwierigkeit der Auswahl eines geeigneten Ortes zu überwinden. Wir dürfen annehmen, daß Pater Laurentius zu diesem Zwecke keine Mühe gescheut hat. Zweifellos besuchte er persönlich eine ganze Reihe von Orten. Ein ganzes Jahr lang blieben seine Bemühungen ohne Erfolg, endlich schien sich an der äußersten Südostgrenze des Landes eine Gelegenheit zu bieten: Am 15. April 1505 erwirkte er in Balga vom Hochmeister die Erlaubnis, sich in Dta²⁾ um eine geeignete Baustelle zu bemühen. Mit einem Empfehlungsschreiben an den zuständigen Komtur zu Rhein versehen, hat sich der Pater nach Dta²⁾ begeben.

²⁾ In dem betr. Regest nennt Lemmens den Ort, der hier „Sigtau“ genannt wird, nicht. Überhaupt sind seine Regesten so stark gekürzt, daß man für viele Fragen stets auf das Original zurückgreifen muß. Die Namensform „Sigtau“ kommt bereits 1263 und noch hin und wieder im 17. Jhdt. vor.

Ueber das Ergebnis seiner Reise haben wir keinen Bericht. Aus der Tatsache aber, daß die beiden Klöster auch weiterhin in Wehlau bestanden, ergibt sich der Schluß, daß die Reise erfolglos verlief. Nach der Lage der Dinge ist dies nicht weiter verwunderlich. Huf hatte zwar 1435 seine erste Handfeste als Stadt erhalten, war aber nach dem Städtekrieg (1454—66) zu einem ganz kleinen, unansehnlichen Ort herabgesunken, der noch nicht mal einen Jahrmakkt besaß. Immerhin versprach die Lage an den alten Handels- und Heerstraßen nach Litauen hinein für die Zukunft eine gewisse Entwicklungsmöglichkeit.

Wenn nun auch eine Ansiedlung von Franziskanern in Huf nicht erfolgt ist, so darf man doch wohl annehmen, daß wenigstens Vorbereitungen, wenn nicht gar schon gewisse Baulichkeiten zu diesem Zwecke ausgeführt worden sind. Anders ließe sich die Tatsache schwerlich erklären, daß noch heute im Volksmunde eine Ueberlieferung von „Mönchen in Schedlitz“, einer unmittelbar mit Huf grenzenden Ortschaft, lebt!

Die beiden Wehlauer Franziskanerklöster haben bis 1520 nebeneinander bestanden, trotzdem 1517 ein neues Minoritenkloster in Königsberg entstanden war. Woher dessen Mönche kamen, ist nicht festzustellen gewesen; ob vielleicht von Huf!? Erst während des Krieges gegen Polen ist die Observantenniederlassung vor der Stadt Wehlau 1520 aus Sicherheitsgründen zerstört worden. Hochmeister Albrecht vereinigte nun die „feindlichen“ Brüder in einem d. h. dem innerhalb der Stadt gelegenen Haus, das aber ausdrücklich zum Eigentum der Observanten erklärt wurde. Die Einführung der Reformation bereitete auch dieser Gründung der so verdienstvollen „Grauen Brüder“ oder „Barfüßler“ 1524 ein Ende.

G o l l u b.

Mag Lehnerdt. Aus Johannes Voigts ersten Königsberger Jahren. Schriften der Königlichen Deutschen Gesellschaft zu Königsberg. Heft 2. Königsberg 1929 bei Gräfe u. Unzer. 26 Seiten.

Der Verfasser konnte zu dem bisher bekannten biographischen Material über den Historiker des preußischen Ordensstaates vor allem ein bisher unbenußtes Stück aus seinem persönlichen Besitz verwerten, eine Autobiographie Voigts, die etwa in den Jahren 1859—1862 entstand und sein Leben bis 1832 umfaßt. Aber nicht nur dieses neue Material macht die kleine Schrift wertvoll. Der Lebenslauf des Gelehrten findet in ihr eine feine und persönliche Charakteristik, die zugleich dem geistigen Leben Königsbergs in jenen Jahren gilt. Wenn Voigt auch nur einen bestimmten, vielleicht nicht einmal den häufigsten Typ des Gelehrten jener Zeit darstellt, so ist doch in der Tat an dem Bilde des Historikers, das uns hier entworfen wird, „das Wertvollste ein Einblick in die geistige Verfassung der Gelehrten jener ersten zwei Jahrzehnte nach den Freiheitskriegen“. Die Proben aus der Selbstbiographie Voigts aber lassen den Wunsch entstehen, daß Lehnerdt die wichtigsten Teile derselben recht bald durch den Druck der Allgemeinheit zugänglich machen möchte.

M a s c h e.

Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Druck: Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.,

1929



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 4

1. Oktober 1929

Nummer 2

Inhalt: Vereinsnachrichten, Seite 17. — Königsegg, Die Einrichtung der königlichen Gemächer im Schloß zu Königsberg in den Jahren 1806/09, S. 17. — Schmid, Der Neue Turm in Marienburg, S. 23. — Gause, Neuere Literatur über Neustpreußen, S. 25. — Buchbesprechung, S. 33.

Vereinsnachrichten.

Für den ersten Teil des kommenden Winters sind folgende Vorträge vorgesehen:

14. Oktober, Herr Universitäts-Professor Dr. N adler: Goethe, Faust, Kofencranz.
11. November, Herr Privatdozent Dr. M aschke: Die Mission im Dienste der polnischen Machtpolitik.
9. Dezember, Herr Universitäts-Professor Dr. R othfels: Bismarcks „Staatsstreichpläne“.

Die Einrichtung der königlichen Gemächer im Schloß zu Königsberg in den Jahren 1806/1809.

Abda von Königsegg.

Als im Herbst des Jahres 1806 durch die Flucht des Hofes nach dem Osten der preußischen Monarchie Königsberg in die Lage kam, verhältnismäßig rasch die königliche Familie mitamt dem Hofstaat aufzunehmen, kamen alle dabei Verantwortlichen in eine schwierige Lage. Das Schloß war mit Untern und Dienststellen bis zum Rande gefüllt. Die Zimmer der gelehrten Gesellschaften, die im Schloß ihre Heimat hatten, sollten deswegen geräumt werden. Es gibt darüber (Staatsarchiv Königsberg Rep. 2 [Oberpräsidium],

Lit. 41 Nr. 8) einen Brief an den blinden Professor v. Bazko, der den Schlüssel dazu nicht herausgeben wollte. Das Besorgen der Quartiere in der Stadt war noch schwieriger. (Stadtarchiv Königsberg 866 Serb. D.) Vor allem wußte niemand so recht Bescheid, wie das alles zusammenhing und wie das bei solchen Gelegenheiten sein müßte. Bogen auf Bogen füllten sich in den Amtsstuben mit Plänen und Vorschlägen, die immer wieder verworfen wurden. Die Laufzettel über die Erwarteten gingen auf dem Hauptpostamt haufenweise ein, aber man hatte doch keinen rechten Begriff von dem, was bevorstand. In einem amtlichen Schreiben findet sich die Notiz: „Es würde sehr angenehm sein, wenn erst der Instituteur der königlichen Prinzen, Herr Friedrich Delbrück, eintreffen würde, da der mit allen Personen Bescheid wußte.“ — Nur die allerhöchsten Herrschaften würden im Schloß wohnen, alle andern in der Nähe in Privatquartieren. Das gab Auseinandersetzungen mit den Hausbesitzern über die erforderlichen Lieferungen an Betten, Wachslichter, Öl und Bespeisungen, die auch nicht immer ganz glatt abgingen. Zwei von ihnen wollten überhaupt keine Einquartierung nehmen, sie hätten die kostspielige Unterhaltung des Mühlenfließes, das vom Paradeplatz her unter der Junkerstraße hindurch ging, und deshalb wären sie frei von allen Lasten. Sehr viel Umstand machte u. a. die Unterbringung der königlichen Wäscherei und der Wäscherin Schulz mit ihren drei Mägden. Sie kam zuerst nach dem königlichen Hause in der Neuen Sorge, aber dann hieß es, dort sei das Wasser zu hart, und so legte man sie doch anscheinend ins Schloß.

Am 5. November kamen als erste der königlichen Familie die beiden Instituteure Delbrück und Reimann mit den drei Prinzen. Die Majestäten erzogen mit ihren fünf eigenen Kindern noch Sohn und Tochter des verstorbenen Prinzen Louis, eines Bruders des Königs und der jetzigen Prinzessin Solms, der Schwester der Königin, die man ihr fortgenommen, als sie ihre zweite Ehe schloß, die so heimlich anfang und so traurig endete.

Und dann stand man vor der allergrößten Schwierigkeit. Die Gemächer der königlichen Familie waren so gut wie leer. Es hatte ja seit mehr als hundert Jahren niemand von den Fürstlichkeiten längere Zeit dort gewohnt. Die kurzen Besuche zu den Guldigungsfeierlichkeiten waren fast die einzigen Gelegenheiten, zu denen die Herrscher ins Land kamen; dazu wurden anscheinend die meisten erforderlichen Gebrauchsgegenstände mitgebracht, denn man liest von ungeheuren Wagenzügen. So wurden zu der Fahrt Friedrichs I. 300 Transportwagen und 30 000 Worspannpferde gebraucht.

Die zuerst Angekommenen, die Kinder und Hofdamen, einschließlich der Gräfin Voß, mußten zufrieden sein, wie es eben war. Delbrück erzählt, daß er mit seinen beiden Böglingen ein einziges gemeinsames Zimmer gehabt habe zum Essen, Schlafen und Arbeiten und daß er diesen Zustand nur mit List und viel Überlegen habe ändern können. In Krankheitsfällen wurde auch noch die Badewanne hineingestellt, deren heiße Dämpfe dann den Raum erfüllten.

Doch dann hieß es: „Die Majestäten kommen!“ „Königin Luise kommt!“ Das war ein Wort, vor dem alle Türen und Kiegel sämtlicher Herzen aufsprangen. Wenn man die zeitgenössischen Tagebücher der verschiedenen Persönlichkeiten liest, muß man immer wieder staunen, welchen Zauber diese Frau auf alle Menschen ausübte, wenn sie ihm auch manchmal nur widerwillig erlagen. Das erwies sich auch hier, und es ereignete sich eine der reizendsten Begebenheiten der Geschichte, von der ich nicht weiß, ob sie ihresgleichen hat. Das Schloß war mit einem Male eingerichtet. Die Bürgerschaft schickte aus ihrem Privatbesitz an Möbeln und Einrichtungsgegenständen, was nur irgend gebraucht werden konnte. Jeder gab, was er hatte. Delbrück erwähnt einmal: „Ich sah die königlichen Gemächer, die alle mit geliebten Möbeln eingerichtet waren.“ Wie das zustande gekommen ist, ob Herr von Auerswald dazu aufgefordert hat, ob das Angebot aus der Bürgerschaft zuerst kam, habe ich trotz eifrigen Suchens nicht feststellen können, aber man hat noch die Verzeichnisse der gelieferten Sachen mit den dazu gehörigen Namen der Eigentümer, so daß man daraus ersehen kann, in welcher großzügiger, aber auch naiv-rührender Weise die Einrichtung für die Majestäten zusammen kam. (Staatsarchiv Rep. 2, Tit. 41, Nr. 13, vol. 1.)

Zunächst waren darunter viele Wandspiegel und Glaskronleuchter, ohne die Schloßräume auch schlecht zu denken sind. Dann, um einige Beispiele anzuführen: 12 Stühle mit gestreifter Seide bezogen — Mahagonisekretär mit Spiegeln — 2 Sofas, 12 Stühle mit Roßhaarbezug — ein kienener blaugestrichener Tisch — Kommoden mit Marmorfüßen und Messingbeschlägen — mehrere Vasen — eine zinnerne Waschküßel — 18 Stühle mit grauem Taffet — Mahagonispieltisch mit Marmorplatte — Teebretter, Karaffen, Gläser, Servietten, Wirtschaftsgegenstände — usw. Unter den Namen der Geber findet man alle Bevölkerungsschichten vertreten: Mälzenbräuerfrau Dengnick, Gastwirtin Zornich, Kaufmann Marquardt, Medizinalapotheker Hensche, Josef Moserby, Gräfin Schlieben, Witwe Bannasch, Hirsch Levin, den englischen Consul de Drußinna, Koppel-Meyer. Aus dem Junferhof kamen viele und gute Sachen. Endlose Rubriken finden sich mit: „Unbekannt“. Ein Teil der Sender wollte wohl unbekannt bleiben, zum großen Teil war aber die große Eile schuld, mit der alles geschehen mußte, daß Verwechslungen entstanden, die dann wieder schwer zu lösen waren. Betten und Leinenzeug lieferten größtenteils die königlichen Ämter, auch darüber liegen in diesem Aktenstück die genauen Verzeichnisse vor.

Die Majestäten wohnten in dieser Weise vom 9. Dezember 1806 bis zum 5. Januar 1807. Als die Flucht des Hofes nach Memel weiterging, wurden die geliebten Sachen im Schloß dem Magistrat übergeben. Von dem zurückgekehrten Hof wurden sie wieder benutzt vom 16. Januar 1808 bis zum Dezember 1809.

Für die Zurückkunft von Memel konnten die Räume in größerer Ruhe vorbereitet werden. Es war Frieden, und die aus Berlin geretteten Wertfachen, die mit den durch Stein in Sicherheit gebrachten Kassen auf dem Wasserwege nach Königsberg und dann unter Bedeckung der Garde du Corps über Land nach Tilsit und weiter über das Treibeis des Memelstromes nach Memel gebracht waren, konnten sich ans Licht wagen. Delbrück schreibt „über den erfreulichen Eindruck der fürstlichen Umgebung, Rund umher Gemälde aus dem berliner Schloß und andere Berlinica“.

Das erwähnte Aktenstück des Staatsarchivs enthält Inventarverzeichnisse aus den königlichen Gemächern, die unmittelbar nach der Abreise der Fürstlichkeiten nach Berlin aufgenommen sind. (Januar 1810.) Eine gelegentliche Notiz erwähnt noch besonders, daß es dieselben Sachen sind, die solange benutzt wurden, und nicht etwa nachher hereingestellte. Man entnimmt daraus, daß die Königin zu ihrem persönlichen Gebrauch ein Wohnzimmer, ein Wohn- und ein Schlafzimmer besaß. Das „Corps de Logis“ des Königs war ebenso groß. Die Wände sind in dem Verzeichnis meistens mit „Gefalzt“ bezeichnet.

Das Wohnzimmer der Königin mag ganz behaglich gewesen sein, mit weißen Mullgardinen und grünseidenen Festons daran, mit vielen grünseidenen Kissen, aber die Möbel waren willkürlich zusammengestellt: „Weißlackiert, mahagoni, birken, schwarzgebeizt“. Vor allem kehrt eine Bemerkung immer wieder: „Schadhast“ — „schadhast.“ Gleich am Anfang im Wohnzimmer der Königin heißt es: „Eine birkene Commode von der die Hinterbeine abgebrochen sind“. Die Polsterbezüge waren schadhast, gleichviel, ob es die Kopfhaarbezüge bei der kleinen Frederike Solms oder die grünatlassenen der Prinzessin Charlotte waren. Bei Kommoden, Tischen, Stühlen, überall findet sich das Wort. Zum Teil stammen diese Beschädigungen aus der Zeit der französischen Besatzung, vielleicht waren aber auch noch Stücke darunter, die als Gerümpel im Schloß herumgestanden hatten.

Als sich die Zeiten beruhigten, die Majestäten aber immer noch in den fremden Sachen wohnten, mußte doch eine Rechtsgrundlage geschaffen werden. Die Verhandlungen wurden im August 1809 aufgenommen und zunächst die Eigentümer gefragt, ob sie ihre Möbel noch fernerhin gegen entsprechende Miete stehen lassen wollten oder ob sie dieselben verkaufen würden. Die Antwort kam: „Sie wollten sie stehen lassen und weder für die vergangene, noch die kommende Zeit Miete haben.“

Auf die Dauer konnte es aber doch nicht so bleiben, und zunächst verfügte der König den Ankauf einer gewissen Anzahl von Sachen zum Preise von 7079 Taler 66 Groschen, und zwar solcher, „welche dem Verderben unmittelbar ausgesetzt seien“. Hierbei zeigte sich wieder die opferwillige Liebe der Bevölkerung, die in vielen Fällen nicht den vollen amtlichen Taxpreis annahm, so daß die königliche Kasse an der ausgesetzten Summe ein Ersparnis von 347 Taler

45 Groschen buchen konnte. Einige Eigentümer meldeten sich gar nicht, andere wollten nichts haben. Nun war königlich preussisches Geld ausgegeben, und damit bemächtigten sich die Rechnungsstellen dieser Sache, die solange eine warmherzige Angelegenheit patriotischer Liebe gewesen war, und die ausgegebenen 7079 Taler nebst ihrem Schwänzchen von 66 Groschen spuken noch lange durch dicke Aktenbündel. Zunächst entstand eine große Auseinandersetzung. Es war ein schweres Durchfinden durch die tatsächlichen Rechtsverhältnisse, und der Finger der preussischen Sparsamkeit, die auf ihre Art unsern Staat groß gemacht hat, lag schwer auf jedem Pfennig.

Im Januar 1807 waren die Sachen der Obhut des Magistrats übergeben. In der Zeit der französischen Besetzung waren sie natürlich mißbenutzt und davon nicht besser geworden. Der entstandene Wertverlust wurde taxiert. Die Beschädigungen wurden auf 935 Taler, die ganz verschwundenen Dinge (meistens Küchensachen) auf 286 Taler festgesetzt. Wer ist für diesen Schaden haftbar? Die königliche Kasse, weil die fraglichen Dinge der Majestäten wegen aufs Schloß gekommen waren, oder der Magistrat, dem sie in der Franzosenzeit unterstellt waren? Der Streit zog sich lange hin und war 1810 noch nicht entschieden. Als die Majestäten endgültig abgereist waren, wurde die ganze Angelegenheit nochmals in Angriff genommen. Eine Kommission, bestehend aus dem Baron v. d. Goltz, dem Stadtrat Bertram und dem Hofstaatssekretär Buxler, mußte sich damit befassen und außerdem genau Buch führen, wieviel Tage sie zu dem Geschäft gebraucht hätten, wieviel Stunden an jedem Tage. Es kamen 40 wohl registrierte Tage zusammen.

Um die letzten Unklarheiten zu beseitigen, wurden alle bekannten Eigentümer aufs Schloß bestellt und ihnen die fraglichen Sachen gezeigt. So wurde noch manches festgestellt, und die Rubrik „Unbekannt“ verringerte sich bedeutend. Die fremden Sachen bekamen anscheinend (nach einem Schriftstück vom 11. März 1810 in demselben Aktenstück) das Zeichen N. N. N. und eine Nummer. Im Jahre 1810 wurden noch zwei Summen ausgezahlt (5232 und 1947 Taler); damit war so ziemlich alles in Ordnung gebracht. Im Jahre 1813 handelt noch ein ausführliches Aktenstück von zwei fragwürdigen Sekretären, und dann heißt es noch etwas später: „die summarische Balance ergibt einen Defect von einer Commode“, das hieß, es sei eine Kommode zu viel. Die Kastellan Lottermoserschen Erben behaupteten, sie gehörte zu dem Nachlaß ihrer Eltern, und das gab noch viel Nachdenken und Schreiberei. (Staatsarchiv Rep. 2 vol. 2.) Immerhin scheint damit der letzte Rest der freiwilligen Spenden verschwunden zu sein, denn in den nächsten Inventarien von 1817 ist nichts mehr davon erwähnt, nur das Wort „schadhaft“ zieht sich wie ein roter Faden über alle Seiten, und die abgebrochenen Füße an der Kommode der Königin trifft man hier auch noch an. Es wird immer wieder von den Verantwortlichen darauf hingewiesen, daß die Gemächer in dem gegenwärtigen Zustand von Fürstlichkeiten nicht zu bewohnen seien.

Den Aufenthalt des Hofes in Königsberg betreffend möchte ich noch zwei Sachen anfügen. — Die Miete für das Busolt'sche Grundstück, das jetzige Luisehäuschen, mit dem damals dazu gehörigen großen und kleinen Garten betrug für den Sommer 200 Taler, zuzüglich 25 Taler für den Gartenwärter (Staatsarchiv, Rep. 2, Band I Lit. 41). — Sehr schwer ist es festzustellen, welches das Haus war, in dem im Frühjahr, April bis Juni 1807, Königin Luise bei ihrer Schwester, der Prinzessin Solms, gewohnt hat. Eine direkte Angabe darüber ist bisher noch nicht gefunden, auch das Hausarchiv in Charlottenburg weiß nichts darüber. Es lassen sich nur einzelne Notizen, die überall verstreut sind, zusammenstellen. Das Haus gehörte einem Grafen Schlieben. In den Akten des Staatsarchivs, Rep. 2, Lit. 41, Nr. 8 liegt ein Brief des Ministers v. d. Goltz, vom 28. Dez. 1807 in Memel geschrieben. Er spricht darin den Wunsch aus, bei Übersiedlung des Hofes nach Königsberg in dem Hause des Grafen Schlieben einquartiert zu werden, welches im vergangenen Sommer die Königin mit der Prinzessin Solms bewohnt hat. Straßenangabe fehlt. Ein Hinweis auf die Straße findet sich in dem Aktenstück des Stadtarchivs 866 Serv. D. in einem Schreiben hinsichtlich der bevorstehenden Ankunft der Königin in Königsberg vom 10. April 1807. „Die Königin würde bei der Prinzessin Solms wohnen . . . und es wäre darauf zu achten, daß das zu ihrer Bedienung erforderliche Personal m ö g l i c h a u c h auf der Neuenpflege untergebracht würde.“ Daher ist es wohl ausgeschlossen, daß die Königin in dem Schliebenschen Hause Vorderroßgarten 5 an der Schwanenbrücke (das heute noch stehende Haus Nr. 18) gewohnt hat. Nach der Servis-Anlage des Stadtarchivs vom Jahre 1806—1807 haben einem Grafen Schlieben im Stadtbezirk der Neuenpflege in der Landhofmeisterstraße die Grundstücke 133, 134, 135 gehört. Nr. 132 stand noch in der hier so genannten Königstraße. Danach wird das Schliebensche Haus 133 das Eckhaus gewesen sein. Ein anderes Haus, das einem Grafen Schlieben gehört, ist nicht angeführt. Dies Eckhaus galt wohl dem Sprachgebrauch nach als zur Neuenpflege gehörig, denn Bacsko erwähnt, (Versuch der Beschreibung d. Stadt Königsberg, S. 151) daß Graf Schlieben-Gerdauen ein Haus auf der Neuenpflege besessen habe, und in dem betreffenden Aktenstück findet sich an anderer Stelle die Notiz: „Das Eulenburgische Haus, gegenüber dem Schliebenschen“. — Das Eulenburgische Haus hat die jetzige Nummer 55, ist somit schräg gegenüber der Landhofmeisterstraße. Nr. 133 und 135 waren Häuser, Nr. 134 ein Gartengrundstück. Nun findet sich in einem Brief des Ministers von Stein vom Dezember 1807 die Notiz . . . „in dem ersten Schliebenschen Hause, wo S. M. die Königin wohnen sollte.“ Bei Nr. 135 steht in der Servis-Anlage die Notiz: „Zweites Haus“, es ist daher wohl nicht unwahrscheinlich, daß das Eckhaus Nr. 133 als das erste Haus galt. Vergleicht man hiermit ähnliche Notizen bei andern Hausbesitzern, so ist in der Regel

eins seiner Häuser ohne Bezeichnung, das nächste heißt: „das zweite“ — „das dritte“ — usw.

Weitere Hinweise auf das gesuchte Haus finden sich in „Springer, Geschichtliches Straßenverzeichnis“, S. 96 und „Springer, Wohnungen der Oberräte“, Alt. Preuß. Monatschrift 1917, S. 377. Daraus geht hervor, daß im 18. Jahrhundert die Grundstücke Ecke Königstraße 45/46 und Landhofmeisterstraße 23 dem Landhofmeister Grafen v. d. Groeben gehört haben. Von diesem kaufte sie, wie schon erwähnt (nach Baczko) der Graf Schlieben-Verdauen.

Also mußte das Haus, in dem die Königin gewohnt hat, an dieser Stelle gestanden haben.

Der Neue Turm in Marienburg.

Von Bernhard Schmidt-Marienburg.

Im Ordensbriefarchiv des Staatsarchivs Königsberg befindet sich unter Nr. 2 in der Schieblade LXI ein unvollständig datierter Bericht des Treßlers an den Hochmeister. Angegeben ist nur der Tag, nicht das Jahr. Der Inhalt betrifft einen Turmbau in der Marienburg, an dem Fellenstein beteiligt war. Ich habe den genauen Wortlaut 1919 in der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ in der biographischen Skizze über Fellenstein veröffentlicht, und neuerdings im fünften Jahrgange der Altpreussischen Forschungen, 1929, Seite 75. Das Fehlen der Jahresangabe ließ bisher nur Vermutungen zu, und die führten in die Zeit etwa des Hochmeisters Conrad von Jungingen, vor dem Beginn des Treßlerbuches 1399. Diese Vermutung erweist sich jetzt als unzutreffend. Beim genauen Studium des Hauskomturbuches, das alle die wichtigen Bauten an der Marienburg von 1410—1420 abrechnet, fiel es auf, daß Fellenstein nirgends bei Bauten in Marienburg genannt wird, obwohl er, nachweisbar bis 1418, in der Vertrauensstellung beim Hochmeister blieb, und erst 1427 etwa starb. Hier macht sich das Fehlen des Treßlerbuches seit 1409 störend bemerkbar. Fellenstein war durch Vertrag vom 15. Januar 1400 vom Hochmeister angestellt und bezog seinen Jahreslohn aus der Treßlerkasse¹). Daher fehlt er im Hauskomturbuche, ist aber dennoch weiterhin für den Meister tätig gewesen.

Jenen Bericht des Treßlers setzte Geheimrat Joachim, nach der Handschrift zu urteilen, schon in das erste Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts (Auskunft vom 30. Juli 1919, Nr. 372), man wird aber noch weiter heruntergehen können in das zweite Jahrzehnt. Leider hat sich unter den wenigen Schriftstücken jener Zeit aus der Kanzlei des Treßlers keines von derselben Hand ermitteln lassen, eine gewisse

¹) Klein, Entstehung und Komposition des Marienburger Treßlerbuches. Berlin 1905, S. 15. Vgl. auch Sielmann, Die Verw. d. Haupthauses Marienburg in der Zeit um 1400. Danzig 1920.

Ähnlichkeit mit Handschriften aus der Kanzlei des Hochmeisters ist aber vorhanden. Der Brief trägt folgende Post-Zeitvermerke:

„Gg. von Marienburg am donrtstag noch viti hora X vor mittag,
Ggn. vom prusch . . . t hora VIII a noch mittag am selbigen
tag.“

Donnerstag nach Viti war auch das Tagesdatum des Schriftstückes. Der zweite Ortsname ist z. T. beschädigt, aber wohl als Pruschenmarkt zu lesen. Das Ordenshaus Preuß. Mark liegt auf nächstem Wege etwa 45 Kilometer von Marienburg entfernt; der Hochmeister reiste bequemer über Stuhm und Christburg²⁾. Ein Witing konnte auf der Strecke wohl in zehn Stunden dorthin gelangen. Aus der Zeit des Hochmeisters Michael Rüdmeister haben wir die ersten Regilstranten der hochmeisterlichen Kanzlei, „des Amtes der Cappel-
lanien“, die vielfach das vollständige Itinerar des Meisters ergeben. Hier kommt vor allem das Jahr 1418 in Betracht³⁾. Am 10. bis 16. Mai ist der Hochmeister in Danzig, feiert dort wohl das Pfingstfest am 15. Mai, ist dann am 18. in Grebin und vom 21. bis 31. Mai in Marienburg, am 2. Juni in Stuhm, am 5. Juni, einem Sonntag, wieder in Marienburg. Am 6. und 7. Juni urkundet der Meister in Preuß. Mark, ebenso noch am 21. Juni. Die Anwesenheit in Osterode am 18. Juni war wohl nur ein Tagesaufenthalt, am 22. Juni⁴⁾ ist der Meister in Pr.-Ghlau, 26. Juni in Königsberg, 29. Juni in Schafen. In diesem Jahre war der Donnerstag nach Viti und Modesti der 16. Juni, an diesem Tage war also der Hochmeister nach seinem wohl bekannten Reiseplan noch in Pr.-Mark zu vermuten. Nun vergleiche man damit die Angaben in Biesemers Ausgabe des Hauskomturbuches S. 306, Maueramt 1418, „zu dem Turme in dem Walle vorne:

29. Mai sechs Maurer und 17 Mittnechte entlohnt, mit 3 mr 2 sc. für fünf Tage (wegen des Fronleichnamsfestes).
5. Juni Maurer und Arbeiter, zusammen 6 mr weniger 5 sc.
12. Juni Maurer, Steinträger und Kalkmacher, 6 mr 20 sc.
- [16. Juni Anfrage des Treblers über die Höhe des Turmes.]
19. Juni Maurer und Mittnechte 9 mr 21 sc.
19. Juni ebenda, S. 301, Zimmerleute entlohnt, „Balken zu wirken zum anderen Turme vorn bei dem Tore“.
26. Juni Maurer und Mittnechte 7 mr.

Damit hört die Maurerarbeit einstweilen auf. Die Zimmerarbeit „zum neuen Turm auf dem Sande vor dem Tore“ beginnt erst Anfang Oktober. Der Bericht vom 16. Juni fügt sich also zwanglos in den durch die Rechnungen belegten Baufortgang ein. Vermutlich hatte der Hochmeister im Sinne Fellensteins entschieden, d. h. der Turm sollte über dem Wallgange nur drei Gemächer hoch

²⁾ Treblerbuch, S. 404.

³⁾ Ordensfoliant 10.

⁴⁾ Schreiben vom 3. 6. 21. und 22. Juni auch im Cod. epist. Vitoldi abgedruckt.

werden, so daß die Wehr das vierte war, nach einer Woche war man mit dem Wehrgangsgeschoß fertig. Die weiteren Baufortschritte geben uns hier nichts an. Wir entnehmen hieraus aber, daß Fellenstein den Bau leitete, und daher bleiben die übrigen Maurer namenlos, obwohl sonst gern der Name der Maurer genannt wird. Während desselben Sommers können wir Fellensteins Tätigkeit noch an anderen Orten beobachten. Am 17. April fuhr er nach Stuhm, wo damals Umbauten am Ordenshause ausgeführt wurden, Ende April nach dem Hause Sobbowitz und am 28. August nochmals nach Stuhm⁵⁾. Er führte augenscheinlich die Oberaufsicht über die dort in Arbeit befindlichen Bauten. Dazwischen fällt aber seine Tätigkeit an den Marienburger Turmbauten im Mai und Juni 1418. In Nicolaus Fellenstein haben wir also den Baumeister des Neuen Turmes von 1418, den wir seit 1918 Hindenburgturm nennen. Aus der schwedischen Aufnahme von 1629⁶⁾ kennen wir das Aussehen des Turmes; er hatte im Hauptgeschoß unter der Wehr einen Kranz von großen Blenden. Diesen Schmuck hatten, wenn wir dem Gemälde im Danziger Artushofe trauen dürfen, die älteren Türme der Ringmauer vor der Ostfront. Fellenstein bleibt hier im Banne älterer Überlieferungen. Für uns ist es aber doch wichtig, diesem Baumeister, der uns zuerst als klar erkennbare Persönlichkeit entgegentritt, ein weiteres Werk zuweisen zu können. Erhalten sind wenigstens das Untergeschoß mit seinem Kuppelgewölbe und die Grundmauern des Zwingers und der Streichwehr, die nun mit seinem Namen verknüpft sind.

Neuere Literatur über Neustpreußen.

Von F r i k G a u s e.

Neustpreußen, das Land von der altpreussischen Grenze bis zum Njemen und Narew, war von 1795 bis 1807 preussische Provinz. Es ist kein Wunder, daß gerade diese Zeit seit jeher das Interesse deutscher Historiker erregt hat. Da ihnen aber als Quellen fast nur die Akten der höheren preussischen Behörden, vor allem des Generaldirektoriums und des Staatsministeriums zur Verfügung standen, so liefen diese Arbeiten im großen ganzen darauf hinaus, die Bemühungen und Erfolge der preussischen Verwaltung zu zeigen. Allerdings war auch dies ertragreich genug, da es fast nichts gab, was der absolute Staat nicht in den Bereich seiner fürsorgenden und ordnenden Tätigkeit gezogen hätte. Von älteren, aber keineswegs überholten Arbeiten seien hier genannt: Paul Schwarz, Die preussische Schulpolitik in den Provinzen Südpreußen und Neustpreußen (1795 bis 1806), Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, 1. Jahrgang, Heft 3, Berlin 1911, der allerdings mehr Südpreußen

⁵⁾ Hauskomturbuch, S. 312, 313 und 316.

⁶⁾ Altpr. Forschungen, 1929, S. 70.

berücksichtigt und im wesentlichen nur eine Inhaltsangabe des Codex academicus und eines Berichts über zwei Inspektionsreisen von Mitgliedern des Oberschulkollegiums in Berlin nach den neuen Provinzen bringt, ferner die eingehenden Forschungen von Robert Schmidt, Handel und Handwerk in Neustpreußen, Oberländische Geschichtsblätter Heft 12, Königsberg 1910; Städtewesen und Bürgertum in Neustpreußen, Königsberg 1913, auch Altpreussische Monatschrift Bd. 48, 49, 50.

Der verlorene Krieg hat das Interesse für die Geschichte Neustpreußens noch vermehrt. Einmal ist seitdem dem deutschen Historiker in den Akten der Bialystocker Kriegs- und Domänenkammer, die sich jetzt im Staatsarchiv in Königsberg befinden, ein reichhaltiges und spezielle Feststellungen ermöglichendes Aktenmaterial leicht zugänglich geworden, dann aber mußte nach der Wiederherstellung Polens es den deutschen Historiker reizen, die Fürsorge der preussischen Behörden für dieses Gebiet aufzuzeigen, während der polnische Geschichtsforscher diese Zeit mehr in den Zusammenhang der polnischen Geschichte hineinstellen wird. Für beide wird gerade heute, wo die Frage der nationalen Minderheiten auch viele wissenschaftliche Federn in allen Lagern in Bewegung setzt, die deutsche Kolonisation in Neustpreußen und die Geschichte des Deutschtums in diesem polnischen Lande von Interesse sein.

Von polnischen Spezialarbeiten über Neustpreußen ist allerdings nichts bekannt geworden. Ein recht umfangreiches litauisches Werk: „Augustinas Janulaitis, Užnemune po Prusias 1795 bis 1807), Kaunas 1928 (= Lietuvos Universitets teisiu fakultes Darbai 4,1) wird die deutsche Forschung kaum benutzen können, da es in litauischer Sprache geschrieben ist und nicht einmal eine deutsche oder französische Inhaltsangabe enthält. Wohl aber sind in den letzten Jahren nicht weniger als drei deutsche Dissertationen über Neustpreußen erschienen — dieser räumlich, zeitlich und quellenmäßig fest abgegrenzte Stoff ist ja gerade für Dissertationen geeignet. Es sind folgende Arbeiten: Josef Sakalauskas, Das Schulwesen und die preussische Schulpolitik in Neustpreußen (1795 bis 1806), Berliner Diss. 1924. Maschinenschrift.

August Müller, Die preussische Kolonisation in Nordpolen und Litauen 1795—1807. Studien zur Geschichte der Wirtschaft und Geisteskultur, hsg. von Rudolf Häpfe, Bd. 4. Berlin 1928.

Hans Lippold, Die Kriegs- und Domänenkammer zu Bialystok in ihrer Arbeit und Bedeutung für die Preussische Staatsverwaltung. Königsberger Diss. 1928.

Was die Quellen angeht, so schöpft Sakalauskas nur aus den Berliner, Lippold nur aus den Königsberger Akten, während Müller beide und dazu Material aus dem Hauptarchiv in Warschau verwertet hat. Die Arbeit Müllers ist die wertvollste, ihr sind auch Karten und Skizzen beigegeben. Da das behandelte Gebiet dem Durchschnittsleser doch nur wenig bekannt ist, vermißt man bei

Safalauskas und Lippold die Karten sehr. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeiten seien hier kurz wiedergegeben, wobei auch bisweilen auf die Forschungen Schmidts zurückgegriffen ist.

Neuostpreußen befand sich, als es unter preussische Herrschaft kam, wie ganz Polen in einem furchtbaren Zustand. Verkommene, schmutzige Bewohner hausten faul und unterernährt in armseligen, schornsteinlosen Hütten, bei denen eingeschnittene Löcher die Fenster ersetzten; selbst von den zahllosen polnischen Adligen wohnten nur fünf in Steinhäusern. Es gab etwa 140 Städte, die aber meist weniger als 1000 Einwohner und weniger als 100 Häuser hatten. Dreiviertel von ihnen gehörten als Mediastädte zu den Grundherrschaften großer Adliger, darunter auch Bialystok, die größte Stadt des Landes. Die Straßen waren schlecht und schmutzig, industrielle Anlagen fehlten so gut wie ganz. Landwirtschaft, Handel, auch Justiz und Verwaltung befanden sich in einem kläglichen Zustande. Im Bezirk Bialystok gab es noch 1800 nur 405 meist jüdische Kaufleute, die alle zusammen nur vier Gehilfen und drei Lehrlinge beschäftigten. Schulen gab es nur wenige, der Tiefstand der Bildung war erschreckend. Von diesem Niveau aus ist die Leistung der preussischen Verwaltung während ihrer zehnjährigen Tätigkeit zu betrachten und zu würdigen, zumal bei der geringen Steuerkraft der Bewohner Neuostpreußen Zuschußgebiet war.

Die Provinz zerfiel in zwei Kammerbezirke, Bialystok und Plozk, mit 16 Kreisen. Sie unterstand dem Staatsminister von Schrötter, der nicht nur der Stellung nach, sondern auch an Tatkraft und Begabung alle überragte. Zu der von den Kammern geleisteten Verwaltungsarbeit gehörten Hebung der Landwirtschaft, Fürsorge für die Wälder und Einrichtung einer Forstverwaltung, Zoll- und Steuerverwaltung, Fürsorge für Handel und Handwerk, Landes- und Flußmeliorationen, Schulwesen, Gesundheitspflege, Post, Landesaufnahme — die von Offizieren und Vermessungsbeamten vorgenommene kartographische Spezialaufnahme war die erste der Art auf polnischem Boden. Es wurden etwa 400 Güter eingezogen, in der Hauptsache geistliche und starosteiliche, und als Domänen weiter verpachtet, z. T. auch parzelliert. Im Bialystocker Bezirk allein wurden 53 Domänenämter eingerichtet.

Wenn Lippold der Organisation und der Tätigkeit der Kammern sein Augenmerk widmet, so sind wir durch Müller und Safalauskas eingehend über zwei Tätigkeitsgebiete der preussischen Behörden unterrichtet, die Kolonisation und die Organisation des Schulwesens.

Die Kolonisation war in Südpreußen, wo 2133 Familien mit 10 300 Personen auf 2000 Hufen mit 1 840 000 Talern Kosten angesiedelt wurden, großzügiger als in Neuostpreußen. Immerhin fanden auch hier etwa 600 Familien mit 3500 Personen in 32 Kolonien eine neue Heimat. Die meisten Kolonien legte die Plozker Kammer ein, die in dieser Beziehung der Kammer in Bialystok weit

überlegen war. Die Einwanderer kamen aus der Priegnitz, aus Mecklenburg, Schwaben, Baden und der Pfalz. Schrötter betrieb besonders die Heranziehung von Kolonisten aus außerpreussischen Gebieten, da er die Bevölkerung und damit die Steuerkraft der preussischen Provinzen nicht durch die Herausziehung von Kolonisten schwächen wollte. Aus diesem Grunde kamen auch keine Einwanderer aus Ostpreussen. Die Leute wurden durch preussische Agenten angeworben, zu denen z. B. auch der Geheimrat von Willemer in Frankfurt a. M. gehörte, der als Gemahl von Goethes Suleika bekannt ist. Die Kolonien erhielten deutsche Namen und entwickelten sich im allgemeinen gut. Trotz der Verluste, die sie später durch Abwanderung nach Wolhynien erlitten haben, bestehen viele bis heute. Zu den ländlichen Kolonisten kamen 800 Familien mit 2650 Personen, die sich in den Städten niederließen und viel zur Bildung eines Bürgerstandes, der bis dahin in Polen gefehlt hatte, beitrugen. Es waren meist Handwerker, Tischler, Schuhmacher aber auch Bäcker, Maurer und Zimmerleute, die vor allem für die Bedürfnisse der Garnisonen und Behörden arbeiteten. Wurden doch in den Städten etwa 450 Gebäude errichtet, hauptsächlich für die Bedürfnisse des Militärs; aber auch durch die Vergabung von Bauunterstützungen an Privatleute wurde die Bautätigkeit gefördert. Andere Einwanderer kamen aus Rußland, Leute, die aus religiösen Gründen auswanderten, und Desserteure, während umgekehrt nicht wenige neuostpreussische Untertanen sich nach Rußland wandten aus Furcht vor dem Heeresdienst, von dem sie dort als Ausländer befreit waren.

Aus der polnischen Zeit fand die preussische Verwaltung 17 höhere Schulen vor, 6 akademische Gymnasien und 11 Klosterschulen, die aber recht unvollkommen waren. Volksschulen fehlten so gut wie ganz. Das Schulwesen wurde nun bis auf die wenigen lutherischen Schulen, die unmittelbar dem Oberschulkollegium in Berlin unterstanden, den Kammern unterstellt, die es durch eine besondere Deputation für geistliche und Schulangelegenheiten bei der Kammer in Bialystock verwalteten. Der Schulfond bestand, wie schon in polnischer Zeit, aus dem Jesuitenvermögen. Die höheren Schulen blieben fast unverändert. Ein niederes Schulwesen mußte die preussische Verwaltung erst schaffen. So wurden in allen 39 Garnisonorten Schulen für die Kinder der Soldaten und auch die der Einheimischen geschaffen, die deshalb „Vereinigete Militär- und Bürgerschulen“ hießen. Allerdings hielten die Polen ihre Kinder im allgemeinen von diesen Schulen fern. Dazu kamen die Schulen der kirchlichen Gemeinden und Kolonisten. Räume, Lehrer und Lehrmittel waren zunächst noch recht unzulänglich, doch versuchte man, geeignete Lehrer durch Ausbildung auf dem Lehrerseminar in Byd zu gewinnen.

Was noch wichtiger und interessanter ist als diese Tatsachen, das ist der allgemeine Zusammenhang mit der preussischen sowohl wie mit der polnischen Geschichte, in den die Tätigkeit der preussischen Behörden hineinzustellen ist.

Die letzten Jahre des friderizianischen Preußens zeigen bekanntlich schon das Eindringen neuer Ideen, neuer Auffassungen auch von der Bedeutung und den Aufgaben des Staates. Es sei hier nur an die Manchesterlehre und die Wirksamkeit des Königsberger Philosophen Kraus erinnert, zu dessen Schülern die Männer der Reformzeit zählten. In dem Kampfe mit den überlieferten Anschauungen des aufgeklärten Absolutismus wurde das natürliche Trägheitsgesetz einer schwerfälligen Bürokratie zwar erst durch den Zusammenbruch 1806/07 und den Feuergeist Steins überwunden, aber schon die Jahre vorher waren reich an neuen Plänen und Versuchen aller Art. Den Bestrebungen der reformfreundigen Männer erschien Neustpreußen, das Land, das bisher noch keine preußische Verwaltung, eigentlich überhaupt noch keine ordentliche Staatsverwaltung gesehen hatte, als das geeignete Feld, auf dem sie, weniger gehemmt durch die preußische Tradition als in den alten Provinzen, ihre Ideen durchführen und auf ihre Brauchbarkeit erproben konnten. So manches wurde hier versuchsweise eingeführt, was in Preußen erst durch die Steinschen Reformen verwirklicht wurde, so daß diese armseligste und rückständigste Provinz Preußen zugleich seine modernste genannt werden kann. Allerdings hinderten auch hier die Schwerfälligkeit der Verwaltungsmaschine und die Sparsamkeit des preußischen Staates die Ausführung manchen guten Planes. Mehr Schwierigkeiten als diese Hindernisse machte aber die Vergangenheit der neuen Provinz. Neustpreußen war ja kein menschenleeres Land, sondern ein Gebiet, dessen augenblicklicher Zustand das Ergebnis einer langen Geschichte war, mit der die neuen Herren zu rechnen hatten. So finden wir bei der preußischen Verwaltung zwei Tendenzen, Durchführung von Reformen und Rücksichtnahme auf die bestehenden Zustände.

Bei der Kolonisation z. B., die im übrigen der Ausklang der großartigen Kolonisationsstätigkeit der Hohenzollern war und der „Neupflanzung“ des Landes diente, befolgte Schrötter unter dem Einfluß der Lehre von Kraus, den Grundsatz der individualistischen Wirtschaft, d. h., er versuchte die Landeskultur durch Einführung von Beispielswirtschaften ohne Gemengelage zu heben, was ihm übrigens Schwierigkeiten mit den deutschen Kolonisten einbrachte, die nach den Grundsätzen friderizianischer Kolonisation behandelt zu werden wünschten. Mit ihrer fortschrittlichen, eine ungebundene Wirtschaftsführung gewährleistenden Einrichtung gab die Schröttersche Kolonisation das Muster ab für spätere Siedlungsstätigkeit durch polnische Stellen und war ein Vorbild für die Bauernbefreiung. Ebenso wurden die Handwerker, die in die Städte einwanderten, nicht zunftmäßig gebunden. Schrötter plante sogar die vollständige Aufhebung des Zunftwesens und die Einführung der Gewerbefreiheit, doch blieben diese Pläne auf dem Papier. Auch die Juden erhielten eine freiere Stellung und durften Handwerk und auch Landwirtschaft treiben. So wurden wichtige Stücke der späteren großen Agrar- und Gewerbe-

reform in Neuostpreußen vorweggenommen. Auch auf dem Gebiete der Staatsverwaltung wurde hier zum ersten Male der moderne Grundsatz der Trennung von Rechtsprechung und Verwaltung durchgeführt, nachdem Versuche in anderen Provinzen vorausgegangen waren. Erstere blieb der Regierung, letztere der Kammer vorbehalten. Auch die verwaltungsmäßige Trennung von Stadt und Land fiel hier insofern fort, als es nicht, wie in den alten Provinzen, Steuer-räte gab, sondern die Landräte die staatlichen Beamten für den ganzen Kreis, das Land sowie die Städte, waren, wenn auch die ihnen beigegebenen Kreisräte in erster Linie die städtischen Angelegenheiten zu besorgen hatten.

Bei der Durchführung aller Reformen mußten, wie gesagt, die preußischen Behörden die gegebenen Verhältnisse des Landes berücksichtigen. Schon ein königl. Erlaß von 1796 hatte befohlen, daß „auf die eigentümlichen Verhältnisse dieser neuen Distrikte in der Art Rücksicht genommen werden soll, daß dadurch für letztere Unsere Landesväterlichen Absichten auch mit Sicherheit und Schonung der Rechte jedes einzelnen erreicht werden können und sollen“. Als Preußen das Gebiet übernahm, bestand in Polen noch ein staatlicher Zustand, der in West- und Mitteleuropa im allgemeinen bereits seit 100 Jahren überwunden war. Polen war das zurückgebliebene, Preußen das fortgeschrittene Land. Die Uebertragung preußischer Verwaltungsmethoden bedeutete also nicht einen Druck für das Land, sondern einen Fortschritt, gewissermaßen seine Einführung in den Kreis europäischer Kultur, die bis dahin nur am Hofe in Warschau und in einigen Städten und Adelsitzen ihre Nasen gesunden hatte. So betrachteten auch die preußischen Beamten ihre Aufgabe. Es galt, im Sinne absolutistischer Staatsauffassung das Volk zu erziehen, es durch Fürsorge in Schule, Kirche und Verwaltung aller Art auf den Stand der Bevölkerung Europas zu heben. Dieses Ziel war gleichbedeutend mit dem zweiten, das Land in den preußischen Staat einzuschmelzen. Da aber dem Zeitalter die Schärfe der nationalen Gegensätze unbekannt war, so sind auch die Bemühungen, das Land deutsch zu machen, nicht aufzufassen als ein nationaler Kampf des Deutschtums gegen das Polentum, sondern als eine Einwirkung der höheren deutschen auf die niedere polnische Kultur. Schrötter sprach von Deutschen und Polen als den „verschiedenen Stämmen der preußischen Nation“. Der Weg zur höheren Kultur ging aber für den Polen, genau wie für den Deutschen zur Zeit des Ritterordens, durch das Deutschtum, die deutsche Sprache und Schule. Nur so ist es zu verstehen, wenn polnische Studenten zum Teil mit staatlicher Unterstützung in Königsberg studierten, wenn am Lehrerseminar in Byd die künftigen Volksschullehrer für das Gebiet ausgebildet und wenn bei der Gründung neuer Dörfer deutsche Ansiedler ins Land gerufen wurden. Nicht durch Germanisation, sondern im Sinne der Aufklärung durch Hebung der Bildung wollte Preußen, wenn auch nicht die lebende, so doch die nächste Generation

für den Staat gewinnen. Es gab natürlich eine Sprachenfrage, z. B. in Schulklassen, aber sie war ohne nationale Tendenz. Man glaubte auch, daß mit der Einwirkung deutscher Kultur die deutsche Sprache sich von selbst verbreiten würde, und die Plozter Kammer schrieb sogar einmal, es liege kein erhebliches Interesse vor, die polnische Sprache durch die deutsche zu verdrängen.

Wenn es also bewußte nationale Gegensätze noch nicht gab, so war doch ein anderer Gegensatz augenfälliger und stärker, der konfessionelle. Der Humanitätsbegriff der Aufklärung hatte doch nur in wenige Köpfe Eingang gefunden. Die große Masse der Bevölkerung lebte noch, besonders in dem bildungsarmen Polen, in Anschauungen, die die Aufklärung nur scheinbar überwunden hatte, wie es ja für alle Zeiten gilt, daß man an den literarischen Erzeugnissen einer Zeit nur die Weltanschauung der Gebildeten, für die diese Literatur bestimmt ist, ablesen kann, nicht die der großen Menge, die keine Bücher braucht, um sich eine Auffassung von den Dingen zu bilden. Seit den Zeiten der Gegenreformation war Polen eine Hochburg des Katholizismus. Zwar hatte in den letzten Jahren vor dem Untergang auch hier die Aufklärung Eingang gefunden. Durch die Aufhebung des Jesuitenordens waren große Reichtümer dem Staate zugefallen, und in dem erwähnten Codex academicus hatte man das Programm eines staatlichen Schulwesens aufgestellt. Doch waren das nur Ansätze, die Macht der katholischen Kirche war dennoch sehr groß. Die preukische Verwaltung knüpfte nun gern an diese Ansätze an, die die Aufklärung geschaffen hatte, hütete sich aber andererseits sorgfältig, konfessionelle Empfindlichkeiten zu verletzen. Zwar betrieb Schrötter auch gegenüber der katholischen Kirche durchaus Staatspolitik im Sinne des aufgeklärten Absolutismus. So regelte Preußen gegen den Widerspruch der Kurie die Grenzen der Diözesen neu, so daß sie mit den Landesgrenzen zusammenfielen. Die künftigen katholischen Geistlichen sollten an einer katholischen Fakultät, die neu zu errichten, bzw. durch Anstellung polnischer Professoren zu erweitern war, — man dachte an Königsberg, Breslau, Thorn oder Culm — vorgebildet werden, da Schrötter die bisherigen katholischen Priesterseminare wegen ihres hierarchischen, intoleranten Katholizismus nicht für hierzu geeignet hielt. Schrötter schränkte auch die Jurisdiktion der geistlichen Gerichte ein, stellte das Schulwesen unter staatliche Aufsicht und erließ 1805 einen „Reglement für die Landes- und niederen Bürgerschulen in Neuostpreußen“ nach den Grundsätzen des allgemeinen Landrechts und der Aufklärungsphilosophie. Die Religion aber und ihre Ausübung hat er nie angetastet. In den interkonfessionellen Schulen fand getrennter Religionsunterricht für beide Bekenntnisse statt. Schrötter hatte sogar Bedenken, gemeinsamen Gesangunterricht einzurichten, da durch den Gesang evangelischer Kirchenlieder die Katholiken verletzt werden könnten. Die höheren Schulen blieben fast ganz dem Einfluß der katholischen Kirche überlassen. An ihnen gab es auch so gut wie keinen deutschen Sprachunterricht.

Was die Geschichte Neuostpreußens für den Ostpreußen besonders interessant macht, das sind die regen Beziehungen, die zwischen Altpreußen und der neuen Provinz bestanden, für die einige Beispiele angeführt seien. Die Universität Königsberg war durch Kant und Kraus eine Stätte neuen reformerischen Geistes geworden, die ihr Licht weit nach Osten ausstrahlte. Ihr Schüler war der gebürtige Ostpreuße Freiherr v. Schrötter, bei dem altpreußische Beamtentugenden und liberaler Reformgeist die glücklichste Ehe eingegangen waren. Er war Staatsminister von Ost- wie von Neuostpreußen. Der Militärbefehlshaber der neuen Provinz, Generalleutnant Frhr. von Günther, hatte vor der Besetzung des Landes seinen Sitz in Lyd gehabt. Die Bedeutung des von ihm errichteten Lehrerseminars für das Schulwesen Neuostpreußens ist bereits erwähnt. Allerdings ist es nicht richtig, daß, wie Müller meint, der Leiter dieses Seminars, der Pfarrer Gisevius, der erste Geistliche der evangelischen Gemeinde in Bialystock geworden ist. Auch der Freiherr von Schön, der bekannte spätere Oberpräsident von Ostpreußen, war 1797—1800 Kriegs- und Domänenrat an der Bialystocker Kammer, wenn er auch einen Teil dieser Zeit auf einer Studienreise in England verbrachte und froh war, als er aus dem „Fegfeuer“ Bialystock ins Generaldirektorium nach Berlin berufen wurde. Schließlich sei noch erwähnt, daß der Königsberger Buchdrucker Johann Jacob Daniel Kanter im Auftrage Schrötters eine Druckerei in Bialystock einrichtete, in der die Publicanda der Kammer und das „Bialystocker Intelligenzblatt“ gedruckt wurden. Er verkaufte sie 1801 an den Kriminalgerichtsaktuarium Appellbaum, der bei der Hartung'schen Druckerei in Königsberg die Rechte eines gelehrten Buchdruckers erwarb.

Zusammenfassend wäre über die preußische Verwaltungsarbeit in Neuostpreußen folgendes zu sagen:

Gewiß ist nicht alles durchgeführt worden, was geplant worden ist. Viele Reformen wurden dadurch verzögert, daß man nicht zu schroff auftreten, bestehende Zustände nicht zu plötzlich ändern und auch abwarten wollte, welche Pläne aus der gärenden Fülle der Gedanken in Preußen selbst zur Tat werden würden. Die Sparsamkeit des preußischen Staates, auch Engherzigkeit und schleppender Geschäftsgang mancher Behörden, Vorurteile und menschliche Unzulänglichkeit mancher Beamten setzten der Wirksamkeit Grenzen. Es war unmöglich, das vernachlässigte Land in zehn Jahren auf die Stufe deutscher Kultur zu bringen. Es fehlte nicht nur an Geld, sondern auch an geeigneten, für die neuen Aufgaben im polnischen Lande vorgebildeten Beamten und Lehrern. Es ist auch zu berücksichtigen, daß für die preußischen Beamten viel Selbstverleugnung dazu gehörte, in dem armseligen Lande unter den schwierigsten Verhältnissen zu arbeiten, in einem Lande, dessen Bewohner zurückhaltend waren, dessen Adel voll Verachtung auf die bürgerlichen Beamten herabsah. Zudem waren die Behörden meist in äußerst primitiven und unzureichenden Räumen untergebracht. Nach einem Worte Schöns lebten

die Beamten wie Menschen auf einer wüsten Insel. Es ist bewundernswert, was die preußische Verwaltung trotz aller Schwierigkeiten geleistet hat. Es herrschte Ordnung im Lande, Gesetz und Recht galten auch für den geringsten Untertan. Ackerbau, Viehzucht, Forstwirtschaft, Handel und Gewerbe hoben sich, Kapital kam ins Land, die soziale und wirtschaftliche Lage der Bewohner besserte sich, ein Bürgerstand war im Entstehen. Selbst Napoleon mußte später zugestehen, daß alles Gute und Vorschreitende in Polen nur in den ehemals preußischen Provinzen zu finden sei. 1806 bestand zwischen Neuostpreußen und dem russischen Polen ein ähnlicher Abstand wie 1914 zwischen Polen und Kongreßpolen. Der Zusammenbruch Preußens vernichtete alle Fortschritte und verheißungsvollen Ansätze. Im ganzen aber sind die Jahre preußischer Verwaltung eine Zeit gewesen, deren sich weder Preußen noch Polen zu schämen hat.

Buchbesprechung.

C. Krollmann. Geschichte der Stadtbibliothek zu Königsberg. Mit einem Anhang: Katalog des M. Johannes Poliander 1560. Königsberg 1929. 108 und 66 S.

Es war ein glücklicher Gedanke des bekannten Direktors der Königsberger Stadtbibliothek, in demselben Jahre, da die Staats- und Universitätsbibliothek zu Königsberg ihr vierhundertjähriges Bestehen gefeiert hat, darauf hinzuweisen, daß auch seine Bibliothek in der bildungsfreudigen Zeit Herzog Albrechts entstanden ist. So hat er uns in dem vorliegenden Buche die Gründung und die Schicksale der Stadtbibliothek bis zur Gegenwart unter vornehmer Übergehung eigener Verdienste erzählt. Während die Staatsbibliothek eine Frucht des höfischen Humanismus ist, ist die Stadtbücherei ein Dokument bürgerlichen Bildungstrebens. Ihr Begründer ist der bekannte Humanist und Pfarrer an der Altstädtischen Kirche, Johannes Poliander, der 1540 seine für die damalige Zeit recht große Privatbibliothek der Altstadt Königsberg mit der Bestimmung vermachte, daß sie der Öffentlichkeit zugänglich sein sollte. So ist es nur ein berechtigter Dank an den Stifter, daß der älteste erhaltene Katalog dieser Bücherei (1560) im zweiten Teil des Werkes abgedruckt ist. Das weitere Schicksal der Bibliothek zu verfolgen, ist nicht nur für jeden Königsberger von Interesse, sondern gewährt auch dem Freunde der Kulturgeschichte manchen intimen Reiz. Zeiten der Blüte wechselten mit solchen tiefsten Verfalls. Städtische Mittel, vor allem aber private Stiftungen, wie das Vermächtnis des herzoglichen Rats Johannes Rommoller und des bekannten Stadtpräsidenten Theodor Gottlieb v. Hippel und die Rührigkeit bildungsfreundlicher Bürger, von denen der Stadtsekretär Heinrich Bartisch (1667—1728) genannt sei, haben die Bibliothek ebenso gefördert, wie sie finanzielle Nöte und Mangel an geeigneten Räumen zeitweise verfallen ließen. Untergebracht war sie nacheinander in der

Altstädtischen Kirche, im Rathhaus, im Bauperhaus, in der altstädtischen Schule und im Hause der Staatsbibliothek an der Königstraße, bis sie 1866 in das Gebäude der alten Universität am Dom übersiedelte. Der älteste Bestand, die Polianerische und die Lomollersche Bibliothek, wurde arg dezimiert von dem sonst sehr verdienstlichen Bibliothekar Michael L i l i e n t h a l (1686—1750), der im Sinne rationalistischer Nützlichkeitslehre viele alte Bücher als unbrauchbar verkaufte, um Geld und Platz für Neuanschaffungen zu gewinnen. Seit 1714 stand die Bücherei unter der Leitung besonderer Bibliothekare, deren berühmtester Christian Jakob R a u s s war. 1897 bis 1923 war Professor August S e r a p h i m Stadtbibliothekar. Unter ihm wurde die Bibliothek von Grund auf reorganisiert und trat in räumliche und verwaltungsmäßige Vereinigung mit dem Stadtarchiv. Seitdem hat sie an Zahl der Bände und in der Wertschätzung der Bevölkerung, wie sie sich in den steigenden Benutzungsziffern ausdrückt, einen erfreulichen Aufschwung genommen, und so ist das vorliegende Buch nicht nur eine Rückschau, sondern ein Unterpfand weiteren tätigen Aufstiegs dieses im geistigen Leben Königsbergs unentbehrlichen Kulturfaktors.

G a u s e.

Die Geschichte des St. Georgen-Hospitals zu Königsberg i. Pr. anläßlich seines 600jährigen Bestehens. Von P a u l M e l s o n, 1. Vorsteher d. Spitals. Rgb. 1929.

In dem gut ausgestatteten Heftchen verdienen besonderes Lob die 9 photographischen Reproduktionen der alten und neuen Stiftsgebäude, von Gegenständen aus altem Spitalsbesitz u. a. Die Abbildung der Stiftungsurkunde hätte wohl ein etwas größeres Format verdient. Dennoch läßt sie deutlich erkennen, daß dem Verf. in der Datierung des Jubiläums ein unverständlicher Irrtum unterlaufen ist. Während die Urkunde des Hochmeisters Werner von Orseln die *tercia mensis Septembris* lautet gibt N. wohl nach älterer Literatur durchgängig, sogar in der Übersetzung des Privilegs, den 13. September statt des 3. als Stiftungstag an. Im übrigen schildert N. die Entwicklung vom eigentlichen Spital für Arme und Aussätige zur Leibrentenanstalt und verweilt besonders bei den Nöten der Inflation, die das Vorsteher-Amt unter schweren Opfern überwand, so daß die Stiftung auch in Zukunft ihrer schönen und wohlthätigen Aufgabe dienen kann.

M a s c h e.

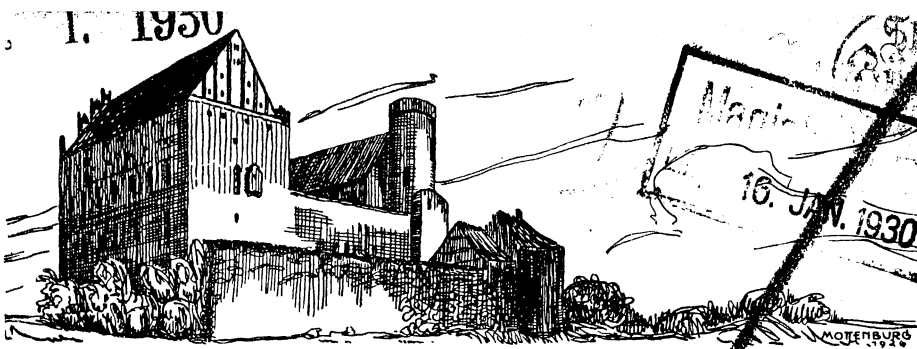
Wir bitten unsere Mitglieder, die den Beitrag noch nicht bezahlt haben, ihn umgehend auf Postcheckkonto Königsberg 4194 einzuzahlen. Beiträge von Königsberger Mitgliedern, die bis zum 2. 10. nicht eingegangen sind, werden von unserem Vereinsboten, Herrn Böttner, gegen Quittung kassiert werden.

Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Druck: Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.

1929



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 4

1. Januar 1930

Nummer 3

Inhalt: Vereinsnachrichten, S. 35. — Arthur Warda †, S. 35. — Stolze, Zur Kritik der Überlieferung von dem Samländischen Bauernaufstand des Jahres 1525, S. 37. — Meyer, Zur Lebensgeschichte des Chronisten Johannes Beler, S. 43.

Vereinsnachrichten.

Wie in Nummer 2 der Mitteilungen angekündigt, sprachen im Oktober Herr Professor Dr. N adler und im November Herr Privatdozent Dr. M a s c h k e. Am 9. Dezember sprach Herr Professor Dr. S t o l z e über das Thema: Der junge Wilhelm v. Humboldt und der preussische Staat. Für die nächsten drei Sitzungen sind folgende Vorträge vorgesehen:

13. Januar, Herr Studienrat Dr. A d a m = T i l s i t: Johann Jakobhs politische Willensbildung.
10. Februar, Herr Professor Dr. K o t h f e l s (der im Dezember verhindert war): Bismarcks „Staatsstreichpläne“.
10. März, Herr Professor Dr. B i e s e m e r: Die Propheten-überfetzung des Claus Granc.

Arthur Warda †.

Durch einen unerwarteten und frühzeitigen Tod wurde am 25. Oktober 1929 dem Verein ein langjähriges und ebenso wegen seiner Leistungen wie wegen seiner Charaktereigenschaften allgemein beliebtes Mitglied entzogen: Dr. phil. h. c. Arthur Warda. Drei Tage, nachdem ihn während des Dienstes der Schlag gerührt hatte.

Warda wurde am 15. September 1871 zu Königsberg geboren; seine Eltern waren der Kaufmann Franz Warda und Jenny, geborene Kauenhoven. Er besuchte das Kneiphöfische Gymnasium, machte Ostern 1890 das Abitur und studierte auch, abgesehen von

zwei Semestern in Halle, an der heimatischen Universität die Rechte. Bereits im Juni 1893 machte er das Referendarexamen und nach den vorgeschriebenen vier Jahren den Assessor. Im Sommer 1900 kam er als Amtsrichter nach Schippenbeil, nachdem er sich im Jahre vorher mit Adelheid Hüber aus Stockholm verheiratet hatte.

Schon früh hat Warda begonnen, neben seinen amtlichen Geschäften, denen er mit größter Pflichttreue nachging, sich in eingehende Studien zur Geistesgeschichte Ostpreußens im Zeitalter Kants zu vertiefen. Seit 1898 ließ er zahlreiche Beiträge hierzu in der Ostpreußischen Monatschrift erscheinen. Aufsätze, Mitteilungen, Rezensionen aus seiner Feder, meistens Kant, aber auch Hamann, Herder und andere Zeitgenossen betreffend, finden wir seitdem in jedem Jahrgange dieser Zeitschrift (mit Ausnahme von Band 53, 55—57, in der Kriegszeit). Mancher Band enthält deren bis zu vier und mehr. Im Jahre 1907 wurde Warda, um seinen wissenschaftlichen Studien besser nachgehen zu können, von Schippenbeil nach Königsberg versetzt.

Nach dem Kriege, als die Ostpreußische Monatschrift der Inflation erlegen war, wurde Warda ein ebenso eifriger Mitarbeiter der Ostpreußischen Forschungen und der vom Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen herausgegebenen Mitteilungen. Von seinen zahlreichen Monographien zur ostpreußischen Geistesgeschichte seien hier nur die wichtigsten hervorgehoben: „Die Druckschriften Immanuel Kants (bis zum Jahre 1838)“ (Wiesbaden 1919), „Immanuel Kants Bücher“ (in den von Martin Breslauer herausgegebenen Bibliographien und Studien, Berlin 1922) und „Briefwechsel zwischen Rosenkranz und Varnhagen von Ense“ (Königsberg 1926).

Warda war nicht so sehr schöpferischer Gelehrter als gelehrter Sammler. Er besaß eine fabelhafte Bücher- und Personenkenntnis auf dem von ihm beachteten Gebiete, einen ganz ungewöhnlichen Spürsinn, dem sich eine schätzenswerte Beharrlichkeit gesellte. Da er selbst die Grenzen seines Könnens genau kannte, war ihm jeder falsche Ehrgeiz fremd, so daß er stets bereit war, seine Gaben auch in den Dienst anderer Forscher zu stellen. So dürfte es im letzten Menschenalter wohl kaum einen gelehrten Kantforscher gegeben haben, dem er nicht seine umfassenden Kenntnisse mit uneigennützigster Hilfsbereitschaft zur Verfügung gestellt hätte. Es war daher eine wohlverdiente Ehrung, als ihm bei Gelegenheit der Kantfeier im Jahre 1924 die philosophische Fakultät der Albertusuniversität den Dr. phil. h. c. und die Kantgesellschaft die Ehrenmitgliedschaft verlieh.

Es ist ein tragisches Schicksal, daß Warda durch seinen frühzeitigen Tod mitten aus der Arbeit an zwei großen Publikationen herausgerissen wurde, die ihm seines Sachverständnisses und Spürsinns halber anvertraut waren. Im Jahre 1913 hatte ihn der Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen beauftragt, den umfangreichen Briefwechsel des für das geistige Leben Königsbergs so bedeutsamen Johann George Scheffner als Vereinspublikation herauszugeben. Nur das erste Heft konnte ohne Schwierigkeiten gedruckt werden. Dann türmten Krieg, Revolution und Inflation Hin-

dernis über Hindernis in den Weg. Es bedurfte der ganzen, nie ermüdenden Beharrlichkeit Wardas, um das Werk nicht völlig zum Stocken kommen zu lassen. Im Jahre 1914 kam der 1. Band zum Abschluß, der 2. erschien von 1920—1926 in vier Lieferungen; 1927 und 1928 konnten die beiden Hefte des 3. Bandes herausgebracht werden und 1929 der 1. Teil des 4. Bandes. In zwei weiteren Hefen hoffte Warda den Rest im Laufe des nächsten Jahres bewältigen zu können. Das Schicksal hat es anders gewollt. Es ist Ehrensache des Vereins, im Andenken Wardas das Werk durch kundige Hände zum Abschluß zu bringen. — Die zweite Aufgabe, die Warda unvollendet lassen mußte, war die Herausgabe der Briefe Samanns, die sich an die von Nadler in Angriff genommene neue Ausgabe der Werke dieses merkwürdigen Königsbergers anschließen sollte. Auch hier waren schon viele Vorarbeiten geleistet, die nun der Vollendung durch andere harren.

Fr.

Zur Kritik der Überlieferung von dem Samländischen Bauernaufstand des Jahres 1525.

Von Wilhelm Stölze.

Die Forschung über Massenbewegungen der Vergangenheit läuft ganz außerordentlich leicht Gefahr, über dem Versuch des Nachweises ganz bestimmter Tendenzen in ihnen die Grundsätze der historischen Kritik außer acht zu lassen und die Quellen wahllos zu benutzen, ohne ihrer Eigenart, ihrer eigenen Stellung zu dem Problem jener Bewegungen Rechnung zu tragen. Ich will nicht sagen, daß sich in der Bauernkriegsforschung Beobachtungen derart nicht auch an anderen Stellen machen lassen. Aber bei der Darstellung des Samländischen Bauernaufstandes scheint mir, ist dies in ganz besonderem Maße der Fall gewesen, mindestens tritt die Kritiklosigkeit hier besonders deutlich hervor. Was Johannes Voigt bestimmt hat, dem Bauernaufstand die Farbe einer leider erfolglosen Empörung des Bauernstandes gegen den „Druck entwürdigender Knechtschaft“ zu geben, ob die Tradition seiner thüringischen Heimat, von der sich sogar ein Leopold Ranke nicht ganz freimachen konnte, ob der Eindruck, den ein Luden und ein Johannes von Müller in ihm hinterließen, ob die allgemeinen, im einzelnen ja noch sehr unbestimmten Freiheitsgedanken der Jahre vor 1848, bedarf hier keiner Untersuchung; jedenfalls geht seine Schilderung der Bewegung nicht von den—theften Dokumenten derselben aus, obwohl er sie in vollem Umfang benutzte und sie zum großen Teil in extenso ihr einverleibte, sondern von den Chroniken der Zeit, von denen er übernahm, was ihm für seine Anschauung paßte. Es hieße der nachfolgenden Forschung ganz gewiß zunahetretten, wollte man behaupten, daß sie sich un-befehen aneignete, was der Meister der Geschichtsforschung über den deutschen Orden darüber zu sagen gehabt hatte. Lassen wir die Arbeit Paul Eschaferts, des Herausgebers des Urkundenbuches zur Preußischen Reformationsgeschichte, außer Betracht — denn in der Dar-

stellung dieser Dinge entbehrt sie jeder Originalität und im übrigen ist sie für jede wissenschaftliche Arbeit infolge des Mangels an Sorgfalt bei der Auswahl¹⁾ und der Wiedergabe der Urkundenstücke²⁾ so gut wie unbrauchbar — trotzdem die Forschung die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes wie namentlich des Bauernstandes in dankenswerter Weise aufklärte, trotzdem sie über die Beziehungen zwischen Stadt und Land mancherlei Neues beizubringen wußte³⁾, und trotzdem sie die Neuregelung der Bewegung in den besonderen Umständen der Reformationszeit immer deutlicher herausarbeitete⁴⁾, in der Gesamtauffassung blieb sie im großen und ganzen doch von der Johannes Voigts abhängig. Das lag auch daran, daß jene wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen oft genug ihre Aufgabe eben darin erblickten, jene Auffassung auch von dieser Seite her zu unterbauen. Das lag aber hauptsächlich und vor allem daran, daß die Arbeitsmethode trotz aller Verfeinerung der historischen Kritik seit der Zeit Voigts diesem Material gegenüber die Methode Voigts blieb. Und doch hatten Männer wie Max Töppen und F. A. Meckelburg mit ihrer Untersuchung der Chroniken jener Zeit auf ihre Verfasser hin seitdem für eine unterschiedliche Wertung derselben die Grundlagen geschaffen und mindestens zur Vorsicht in ihrer Benutzung gemahnt.

Wenn ich im nachfolgenden im Anschluß an einen an anderer Stelle veröffentlichten Aufsatz über den Samländischen Bauernaufstand⁵⁾ einige Beobachtungen an seinen Quellen mitteile, so geschieht das nicht, wie ich hier ausdrücklich bemerken möchte, um die Kritik daran zu erschöpfen, dazu fehlt mir infolge drängender anderer Arbeiten die Zeit. Aber wohl möchte ich damit Anregung geben, diesen Quellen weiter nachzugehen, und sodann die Notwendigkeit solcher Kritik bei allen sozialgeschichtlichen Forschungen erneut erweisen.

Schenken wir, ehe wir uns den Chroniken zuwenden, zunächst noch einen Augenblick den Akten unsere Aufmerksamkeit, die gelegentlich dieses Aufstandes entstanden, so sollte es eigentlich keines Wortes darüber bedürfen, daß gegenüber den Berichten von Augenzeugen oder den aus den Schriftstücken der Bauern zu entnehmenden Angaben Äußerungen von Personen außerhalb des Geschehnisbereiches nur mit großer Vorsicht zu benutzen sind. Mit einem Wort: wenn auch die Äußerungen von Georg v. Polenz, dem Regenten an des Herzogs Statt, schwerer ins Gewicht fallen als die anderer, sie können zu der Charakterisierung des Aufstandes gleichwohl nicht dienen. Denn einmal weilte Polenz, da er für den Herzog überall im Lande die Huldigung abzunehmen hatte, fern von seinem Schauplatz und war deshalb auf Nachrichten anderer angewiesen. Zum andern aber geht

¹⁾ Das überaus wichtige Mandat des Herzogs vom 6. Juli 1525 (Nr. 371), von Eschadert „Reformationsmandat“, übrigens irreführenderweise, genannt, ward nicht abgedruckt, obwohl es nur in Auszügen bekannt war.

²⁾ Vgl. statt vieler nur die Wiedergabe des Protokolls vom 30. Mai 1525 (Nr. 356) mit der Vorlage im Königsberger Staatsarchiv. Staatsministerium 87 c.

³⁾ So vor allem der Aufsatz von August Seraphim, Soziale Bewegungen in Ostpreußen im Jahre 1525 in der Ostpreussischen Monatschrift, Bd. 58 (1921).

⁴⁾ Namentlich in der noch nicht gedruckten Göttinger Dissertation von Elisabeth Wilke, Die Ursachen der preussischen Bauern- und Bürgerunruhen 1525. 1929.

⁵⁾ In dem Jahresbericht des Königsberger Universitätsbundes 1928/1929.

aus seinen Worten hervor, daß er diese Nachrichten sofort übertrieb. Ob er glaubte, daß es sich bei dem Aufruhr nur um die Anfänge einer viel weiter zielenden Bewegung handelte, oder ob er mit solchen Übertreibungen einen tatkräftigen Widerstand dagegen allein meinte ins Leben rufen zu können, steht dahin. Jedenfalls ist seine summarische Behauptung in dem zusammenfassenden Schreiben an den Herzog vom 12. September 1525: „Die Bauern wollen ganz frei sein, weder zinsen noch scharwerken und den Adel ganz vertreiben und ausrotten“ ebensowenig aus den urkundlichen Äußerungen der Bauern und ihren Taten zu erweisen wie die andern, wonach „diese gefieder-ten Pfeile und die Meuterei aus den Städten Königsberg kämen“). Wenn überhaupt, dann ist diese Bemerkung nur in einem Sinne richtig, wie ihn jedenfalls Polenß nicht verstanden haben wollte⁷⁾. Eben darum hätte ein Seraphim⁸⁾ diese Äußerungen von Polenß nicht als ein Zeugnis für Beziehungen zwischen Stadt und Land benutzen dürfen, für die sonst keine schlüssigen Beweise vorliegen; er hätte vor allem dem Verhalten der „städtischen Demokratie“, die im entscheidenden Augenblick versagt habe, nicht die Schuld an dem Ausgang des Aufruhrs zuweisen können.

Was nun die Quellen betrifft, so ist es überaus merkwürdig, daß alle letzten Darstellungen dieser Bewegung die Feststellung sowohl Toeppens wie Medelburgs außer acht ließen, daß wir es bei der bereits 1725 gedruckten „Historie von dem Aufruhr der Samländischen Bauern“ wohl mit einer Niederschrift des Altstädtischen Bürgermeisters Nikolaus Richau zu tun haben, die wahrscheinlich auf einer Art Tagebuch beruht⁹⁾. Tschackert schreibt die Historie in der leichtfertigen Weise, die ich mehrfach bei ihm beobachten konnte, dem Johannes Camerarius zu, obwohl er nur als ihr Besitzer, vielleicht auch als ihr Abschreiber mit ihr in Verbindung gebracht werden kann, für Seraphim¹⁰⁾ ist ihr Verfasser nur „ein zu den Ratskreisen gehöriger Zeitgenosse, der an der Sendung an die Bauern teilnahm“ ufm.; in dem von ihm bearbeiteten Handschriften-Katalog der Stadtbibliothek Königsberg i. Pr. hat er demgemäß der Handschrift, aus deren Abschrift jene Historie entnommen wurde, die Bezeichnung Freibergische Chronik gelassen, die sie früher einmal erhalten hatte, obwohl diese Autorschaft nach der bei Medelburg S. XXIV gegebenen Überlieferung mindestens recht zweifelhaft ist. Was in einer anderen, gedruckten¹¹⁾ „Freibergischen Chronik“ — der Handschriftenkatalog zählt deren nicht weniger denn vier! — über den Bauernkrieg zu lesen ist, unterscheidet sich dabei von dieser Historie in einer jede Verwandtschaft ausschließenden Weise. Von der Form ist nicht zu reden. Auch wer die Ereignisse so eingehend darstellte, wer den Beweggründen so nachforschte wie die Historie,

⁶⁾ In dieser Ansicht konnten ihn allerdings die Äußerungen des herzoglichen Sekretärs Gattenhofer aus Königsberg bestärken.

⁷⁾ Vgl. dazu meinen oben angeführten Aufsatz, S. 18.

⁸⁾ S. 45, 39 f.

⁹⁾ So Töppen, Gesch. der preussischen Historiographie (1853) S. 215/16; vgl. auch Medelburg, Die Königsberger Chroniken (1865) S. XXIV.

¹⁰⁾ S. 38 Anm. 87.

¹¹⁾ Bei Medelburg.

die die Reden bei den Verhandlungen ausführlich wiedergibt, konnte sich wohl später zu einem kurz zusammenfassenden Bericht entschließen, wie ihn die gedruckte Freibergische Chronik bringt. Indessen ist doch wohl undenkbar, daß der Verfasser über Einzelheiten wie die Verhandlungen bei Altkaimen in der Übersicht mit Stillschweigen hinweggegangen sein sollte, und vollständig ausgeschlossen ist, daß sich ihm das Bild von Bauern, die mit Stiefeln und Sporen in der Stadt erschienen¹²⁾ und deren Führer als Krüger, Müller, Schulzen und Schulmeister geschildert werden, zu dem entgegengesetzten umgewandelt haben konnte, wonach die Bauern „ein arm Kriegsvolk waren, gingen barfuß, etlich ohne Hofen, mit Reulen, Mistforcken, halben Senjen, das war ihr Gewehr¹³⁾.“ Wer sich so vertraut zeigte mit allen Vorgängen des Aufruhrs, der konnte von ihm unmöglich in der Art der Freibergischen Chronik erzählen.

Stellen wir also fest, daß wir es nicht mit verschiedenen Redaktionen ein und derselben Chronik, sondern mit zwei verschiedenen Chroniken zu tun haben, so kann einmal keinem Zweifel unterliegen, daß die „Historie“ nicht nur die bei weitem wertvollere ist, sondern ganz absolut gesehen, einen beträchtlichen Eigenwert besitzt. Der Verfasser war als Mitglied der städtischen Abordnungen aufs nächste mit den Bauern in Berührung gekommen, er hatte sich einen ganz persönlichen Eindruck von ihnen verschaffen können, und er war der Mann, davon zu sprechen; denn er stand, wie jede Zeile zeigt, über den Dingen. Wiewohl sich vor allem angeichts der Reden, die er wiedergibt, sehr rasch die Vermutung eingestellt, daß der Verfasser in dem Sprecher der städtischen Abordnung dem altstädtischen Bürgermeister Nikolaus Richau zu sehen ist, so könnte sich daran doch ein Zweifel zugunsten irgendeines anderen Mitgliedes jener Abordnung erheben. Da trifft es sich sehr günstig, daß auf Grund von Beobachtungen an ganz andern Stellen des in zwei Exemplaren erhaltenen Manuskripts M. Töppen zu derselben Ansicht gelangte¹⁴⁾. Wenn er dabei bemerkt, daß Richaus Aufzeichnungen geradezu tagebuchartigen Charakter trügen, so läßt sich dem von dem Boden der Darstellung des Aufruhrs aus nicht direkt widersprechen; ein solcher Charakter würde ihren Wert natürlich noch beträchtlich erhöhen¹⁵⁾.

¹²⁾ Erleutertes Preußen. Tom. II (1725) S. 551; f. auch 560 ff.

¹³⁾ Bei Meckelburg S. 194.

¹⁴⁾ Töppen S. 214 f. Im übrigen bedürfen die hier aufgeworfenen Fragen noch gründlichster Nachprüfung.

¹⁵⁾ Allerdings zeigt der Schluß mit seinem Ausblick auf die spätere Lage der Bauern, daß mindestens er erst später niedergeschrieben wurde. — Leider ist die Historie nicht nach der (in der Hauptsache von einer Hand geschriebenen) Handschrift S 46 der Königsberger Stadtbibliothek, sondern nach der Abschrift in der Wallenrodtschen Bibliothek (95 I) abgedruckt, die wohl dem Besitz von Camerarius entstammte. S 46 sagt von dem Müller Caspar nicht wie die Historie S. 329: dieser Caspar war sonst ein arm ganz unverständlich Mann geachtet, sondern: „war sunst ein gar unverständlich Mahn geachtet.“ Eine Bemerkung über den Altkämmerer Hanuch in Rahmen ist in den Abdruck nicht aufgenommen, obwohl danach diese Persönlichkeit für die Beziehungen der Samländer zu den Matangern von Bedeutung gewesen sein könnte. Sonst finden sich, soweit ich sehe, keine Auslassungen. Von nicht seltenen Druckfehlern ist wohl nur der eine (S. 348) von Bedeutung, wonach die Zahl der Bauern bereits am 4. September 4000 betragen haben sollte; im Manuskript steht dafür die Zahl 400!

Daran kann jedenfalls nach allem Angeführten kein Zweifel sein, daß dieser Bericht für den Aufruhr die Hauptquelle abgeben muß und daß man ihm zu glauben hat, soweit andere gesicherte Angaben ihm nicht geradezu widersprechen. Denn, wie gesagt, er steht über den Dingen, nirgendwo zeigt sich eine parteimäßig beschränkte Färbung, und was der Verfasser schildert, ohne daß er dabei gewesen sein kann, man kann als gewiß annehmen, daß es auf zuverlässigen Erkundungen beruht; denn er hatte genugsam Gelegenheit, solche einzuziehen.

Mit dieser Quelle läßt sich keine einzige andere irgendwie an Wert vergleichen. Um zunächst noch von der Freibergschen Chronik zu sprechen, so steht ja einmal fest, daß sie erst in den vierziger Jahren, also etwa zwanzig Jahre später entstand, und sodann, daß sie im wesentlichen eine Kompilation von verschiedenen Quellen ist. Brauchte das noch keine Wertminderung zu bedeuten, so stimmt doch die Beobachtung bedenklich, daß die Gedanken ihres Verfassers um einen Begriff der Gerechtigkeit kreisen, der viel zu unklar ist, um ihn irgendwie fassen zu können. Wenn wir hören, daß sich der Verfasser selbst zu den „armen Leuten“ rechnet¹⁶⁾, so verstehen wir, daß es sich bei diesem Begriff um die Gerechtigkeit handelt, die der Mann des Volkes, weil ohne Kenntnis der Zusammenhänge, so leicht vermiszt, und nach der sich ein Verlangen vor allem in Zeiten der Krisen besonders stark äußert, und wir begreifen, daß wir von ihm wohl Stimmungsbilder, aber nicht Aufklärung über die Ereignisse selbst zu erwarten haben. In seinen Äußerungen über den „Bauernkrieg“ haben wir den Niederschlag der Stimmungen und der Ansichten zu sehen, die sich über ihn bis zu den vierziger Jahren gebildet hatten; was in ihnen an positiven Angaben über die Richausche Niederschrift hinaus enthalten ist, könnte das Ergebnis der nach seiner Niederwerfung angestellten Untersuchungen wiedergeben. Bemerkenswert ist, daß der Verfasser sich die Erhebung augenscheinlich nur aus dem Spiel mit den gefälschten Briefen Herzog Albrechts erklären konnte, die die Bauern zur Vertreibung der Edelleute aufgefordert haben sollten, einem Spiel, für das er in Übereinstimmung mit schon 1525 auftauchenden Behauptungen den Pfarrer von Friedland verantwortlich machte¹⁷⁾, und daß er weiter einen Zusammenhang mit den Bauernempörungen in Deutschland vermutete, die den Anreiz zu dieser Erhebung hätten geben können. Es wird damit zusammenhängen, daß er dem Abschnitt über diesen Aufruhr die Überschrift „Der pauer frigt in preussen“ gab, obwohl weder von einem Bauernkrieg im folgenden erzählt wird, noch von ganz Preußen die Rede ist. Daß die Bezeichnung Bauernkrieg auch im Reich nur cum grano salis zu verstehen ist und die meisten Zeitgenossen den Ausdruck Aufruhr, Empörung dafür vorzogen¹⁸⁾, tut dabei nichts zur Sache; denn für einige Bezirke, die um das Herzogtum Württemberg herum gelegenen, hatte sie sich damals bereits eingebürgert.

¹⁶⁾ S. 65. Übrigens auch ein Beitrag zu dem Kapitel von den „armen Leuten“.

¹⁷⁾ Erleutertes Preußen, S. 551.

¹⁸⁾ Dafür wird demnächst ein in der historischen Vierteljahrschrift erscheinender Aufsatz die Belege bringen.

Wer über die Ereignisse in und um Königsberg zu jener Zeit sich weiteren Aufschluß holen will, der schlägt zunächst das Veler-Platner'sche Memorienbuch auf, dessen hierher gehörenden Teil den Stadtschreiber Casper Plattner zum Verfasser hat. Dieses Memorienbuch verspricht auf fol. 305 alle Umstände von dem „Aufruhr der Bauern auf Samland“ zu bringen, aber in dem uns erhaltenen Teil ist davon bis auf die damit zusammenhängenden Umtriebe des Altstädters Clemens Fritz (fol. 387b ff.) nichts vorhanden. Gleichwohl bedarf auch der kurze Eintrag Plattners einer Erwähnung. Denn bereits er gebraucht wenigstens in der Überschrift den Ausdruck Bauernkrieg („Volgt der Anfang des pauernkriegs“). Im Gedenken an Freiberg werden wir auch von ihm annehmen dürfen, daß er sich diese Erhebung nur als eine Art Fortsetzung der Bauernerhebungen in Deutschland vorstellen konnte. Da er in diesen neben „etlich tausend Baur“ „etliche Doctores evangelii, Bürgermeister, Stadtschreiber, edel und unedel“ stehen sah (fol. 177b), so wird er von dem Samländischen Aufstand etwa denselben Eindruck wie Richau gehabt haben.

Über Simon Grunaus Angaben (III S. 52 f.) ein Wort zu äußern, heißt ja eigentlich Eulen nach Athen tragen. Trotzdem wird es nicht unangebracht sein, hier ausdrücklich festzustellen, daß seine übrigens miteinander nicht zusammenstimmenden¹⁹⁾ Darlegungen Satz für Satz ein Gebilde der Phantasie sind, geboren aus dem brennenden Verlangen, dem Luthertum wie Herzog Albrecht und dem Adel etwas anzuhängen, das ihr Ansehen und ihre soziale Stellung untergraben könnte. Wie weit er in der Konsequenz davon geht, zeigt die eine Behauptung besonders deutlich, zu der sich sonst niemand verstieg, daß die Bauern etliche Edelleute getötet hätten.

Um schließlich noch der letzten Darstellung zu gedenken, die hier in Betracht zu ziehen ist, so stützte sich die „Beschreibung des Bauernkriegs und Auflauffs in Preußen, so sich auf Samland und Mattangen begeben“, die wir nach C. Hennenbergers Erklärung der Preussischen Landtafel (1595) S. 165 dem Magister Lucas, Pfarrer in Neuhausen (Neuhäusen) verdanken sollen, wie sie selbst fol. 108 des Manuskripts A 14 des Königsberger Staatsarchivs angibt, auf „eentliche preusche geschriebene Chroniken“. Schon daraus ist ersichtlich, daß sie nicht den gleichen Wert wie Richaus Niederschrift beanspruchen kann; wenn Johannes Voigt sie dieser sogar voranstellte²⁰⁾, so daß er ihre Worte zum Teil satzweise in seine Darstellung verwebte, so wird das mit dem schon von D. S. Arnoldt in seinen „Nachrichten von den . . . in Ostpreußen gestandenen Predigern“ (1777) S. 36 begangenen Irrtum zusammenhängen, daß der Magister Lucas ein Zeitgenosse des Aufruhrs gewesen sei. Diesen Magister Lucas werden wir wohl nur in dem Zeitgenossen Hennenbergers, dem Magister Lucas Edinbergius zu suchen haben, der 1568 von dem Rektorat der Altstädtischen Schule in Königsberg zu der Pfarre in Neuhausen nominiert wurde²¹⁾. Trifft diese Vermutung zu, dann dürfte der

¹⁹⁾ Vgl. III, S. 52 f. mit S. 73 ff.

²⁰⁾ Von ihm beeinflusst, tat das dann auch Medelburg (f. S. VII und XXVI).

²¹⁾ Vgl. Arnoldt a. a. O. I. Samland, S. 37.

Magister später als Freiberg geschrieben und dessen Chronik benutzt haben. Jedenfalls gehören beide Chroniken eng zusammen. Auch für den Magister spielen die gefälschten Briefe des Herzogs eine Rolle, von der Richau nichts weiß; ganze Abschnitte, wie etwa der über den Pfarrer Valentin von Legitten, der übrigens bei beiden am Schluß steht, stimmen wörtlich überein. Aber der Magister verfügte augenscheinlich über mehr Material als Freiberg, er mag wirklich mehrere zum Teil nicht mehr vorhandene Chroniken benutzt haben. Was er von den Geschichten des Müllers von Rahmen und dem Ruf meldet, den sie ihm eintrugen, findet sich sonst nirgendswo, und ebensowenig berichtet ein anderer mit seiner Ausführlichkeit von dem Ende des Friedländer Kaplans Gregorius Frenzel.

Zur Lebensgeschichte des Chronisten Johannes Beler.

Von William Meyer.

Zu den wenigen chronikalischen Aufzeichnungen, die wir für die Stadt Königsberg besitzen, und die erst in sehr später Zeit, gegen Ausgang der Ordensherrschaft im 16. Jahrhundert, einsetzen, gehört die sog. Beler-Platner'sche Chronik¹⁾. Der Name „Chronik“ trifft hier eigentlich nicht zu; es handelt sich vielmehr um ein amtliches Memorialbuch, in welches die für die Stadt wichtigsten Ereignisse, sowie die darauf bezüglichen Urkunden auf Veranlassung der damaligen Altstädtischen Ratssekretäre Johannes Beler und Caspar Platner eingezeichnet worden sind, ohne daß sie inhaltlich untereinander in Beziehung gesetzt wurden. Als historischer Quelle kommt dieser die Jahre 1519—1528 umfassenden „Chronik“ aber doch eine gewisse Bedeutung zu, namentlich wo es sich um Ereignisse handelt, an denen die erwähnten Stadtschreiber als Augenzeugen beteiligt waren. Es ist daher durchaus zu begrüßen, daß die Beler'schen Aufzeichnungen in vollem Umfange und in sehr sorgfältiger Weise von Sophie Meyer herausgegeben worden sind²⁾. Zu einer Veröffentlichung des zweiten, von Caspar Platner herrührenden Teiles, der mit dem Jahre 1523 beginnt, ist es leider infolge des Krieges nicht gekommen.

Über die Persönlichkeit Belers haben schon Töppen³⁾ und Meckelburg⁴⁾ einige interessante Mitteilungen gemacht, die von der Herausgeberin seiner Chronik ohne wesentliche Ergänzungen nochmals kurz zusammengefaßt sind. Bei der Sammlung von biographischen Nachrichten über die ehemaligen Königsberger Ratsherren konnte ich inzwischen feststellen, daß über sein Leben und seine Tätigkeit doch noch mancherlei Einzelheiten mehr zu ermitteln waren, und daß auch

¹⁾ Stadtbibliothek Königsberg S 43 2^o.

²⁾ Sophie Meyer, Die Beler-Platner'sche Chronik, T. 1, in: Altpreuß. Monatschrift, Bd 49 (1912), S. 343—415, 593—663.

³⁾ W. Töppen, Geschichte der preussischen Historiographie. Berlin 1853, S. 211.

⁴⁾ F. A. Meckelburg, Die Königsberger Chroniken aus der Zeit des Herzogs Albrecht. Königsberg 1865, S. XXVI—XXVIII.

einiges von dem früher Berichteten der Korrektur bedürftig ist. Es erscheint mir daher lohnend, meine Ergebnisse hier zu einem möglichst vollständigen Lebensbilde dieser originellen und vielgeschäftigen Persönlichkeit abzurunden.

Johannes Beler ist nach Angabe der Grabinschrift auf seinem Epitaph um das Jahr 1482 geboren. Sein Verhalten in dem weiter unten geschilderten Konflikt mit dem Altstädtischen Rat spricht dafür, daß Königsberg nicht seine Vaterstadt war. Damit steht es auch im Einklang, daß sein Name unter den von Perlbach zusammengestellten Preußen, die an den mittelalterlichen Universitäten studiert haben⁵⁾, nicht vorkommt. Denn daß er als späterer Ratsssekretär eine akademische Ausbildung genossen hat, kann nicht bezweifelt werden, auch wenn es nicht dadurch ausdrücklich bestätigt wäre, daß der Königsberger Reformator und Humanist Johannes Boliander, wie wir sehen werden, zahlreiche seiner Epigramme in lateinischer Sprache an ihn gerichtet hat. Nun findet sich aber in der Leipziger Universitätsmatrikel der Vermerk, daß dort im Sommersemester 1500 ein „Johannes Beler de Grimmitsch“ immatrikuliert worden ist⁶⁾; ich trage kein Bedenken, in diesem Leipziger Studenten aus Krimmitschau in Sachsen unseren damals 18jährigen Johannes Beler zu sehen, welcher dann zu jenen sächsischen Einwanderern zu rechnen wäre, die der damalige Hochmeister Herzog Friedrich zu Sachsen (1498—1510) aus seiner Heimat in das preußische Ordensland direkt oder indirekt nach sich gezogen hat.

In Königsberg ist Johannes Beler seit dem Jahre 1507 nachweisbar, und zwar war er schon damals, und nicht erst seit 1517, wie Meckelburg meint, Ratsssekretär oder Stadtschreiber der Altstadt. Als solcher wurde er vom Rat mehrfach mit diplomatischen Missionen betraut. Der erste Auftrag dieser Art führte ihn im Mai 1507 zum Hansestage nach Lübeck, auf welchem über die Erneuerung einer Lohpeseate, d. h. eines geheimen Bündnisses der Städte, beraten werden sollte. Wegen strenger Geheimhaltung gegenüber den Landesregierungen konnte Königsberg bei seiner starken Abhängigkeit vom Orden es nicht wagen, sich auf dieser Tagung durch einen bevollmächtigten Ratsssendeboten vertreten zu lassen; es wurde daher auf einer geheimen Beratung mit den Räten des Kneiphofs und des Löbenichts der Ausweg gewählt, bloß den Altstädtischen Ratsssekretär Beler mit einer mündlichen Botschaft nach Lübeck zu entsenden und sich durch ihn über die dortigen Verhandlungen unterrichten zu lassen⁷⁾. In Erfüllung dieses Auftrages hat Beler damals mehrere Wochen in Lübeck gewohnt und am 5. Juni 1507 vor versammeltem Hansestage seine Botschaft ausgerichtet⁸⁾. Im Hanserezeß wird er hierbei als der „erasttige mester Johan Beler, der van Konnhgesberge secretarius“ bezeichnet. — Vier Jahre darauf (1511) treffen wir ihn wiederum auf dem Hansestage zu Lübeck, auf welchem Königsberg

⁵⁾ M. Perlbach, Prussia scholastica. Leipzig 1895.

⁶⁾ Georg Erler, Die Matrikel der Universität Leipzig. Bd 1. Leipzig 1895, S. 435, Nr. 49.

⁷⁾ Richard Fischer, Königsberg als Hansestadt, in: Altpreuß. Monatschrift, Bd 41 (1904), S. 342.

⁸⁾ Hanse-Rezeße III, 5, Nr. 243, § 163—164 und Nr. 252, § 114.

dieses Mal durch den Altstädtischen Ratsherrn Niclas von Leipzig und den Kneiphöfischen Ratsherrn Berndt Byningf „und eren notarius Joannes“ vertreten war⁹⁾. Daß unter letzterem der Ratssekretär der Altstadt Johannes Beler zu verstehen ist, unterliegt wohl keinem Zweifel. In derselben Eigenschaft hat Beler auch im Mai 1520 seinen Bürgermeister Erasmus Becker nach Thorn begleitet, wo dieser und die übrigen hochmeisterlichen Gesandten ein sicheres Geleit für eine persönliche Zusammenkunft des Hochmeisters Albrecht mit dem polnischen Könige erwirkten, und als dann im Juni desselben Jahres der Hochmeister, gedrängt von seinen Ständen, selber nach Thorn aufbrach, um mit König Sigismund über die Beendigung des sog. „Reiterkrieges“ zu verhandeln, sehen wir in seinem Gefolge neben den beiden Bürgermeistern der Altstadt und des Kneiphofs wiederum auch den Stadtschreiber Beler an der Tagfahrt teilnehmen¹⁰⁾. Es liegt auf der Hand, daß der Bericht über die Thorner Verhandlungen dieses Jahres, wie ihn die Beler'sche Chronik enthält, insolgedessen als ein besonders wertvoller Teil dieses Werkes anzuspprechen ist.

Von den laufenden Ratsgeschäften, deren Erledigung Beler neben solchen auswärtigen Reisen im Dienste der Stadt und des Landes oblag, haben sich begreiflicherweise nur wenig Spuren erhalten. Auch in seinem eigenen Memorialbuch begegnet uns sein Name nur in seltenen Fällen, wie etwa im Jahre 1522, als er zum Bischof Georg von Samland als damaligem Regenten für den abwesenden Herzog entsandt wurde, um gegen die Errichtung einer Mauer vor der Ordens-Münze am Töpfermarkt Protest einzulegen und über einige andere Angelegenheiten zu verhandeln¹¹⁾.

Im Jahre 1523 legte Beler sein Amt als Ratssekretär nieder. Was ihn dazu veranlaßte, ist aus den direkten Quellen nicht ersichtlich, doch dürften die Gründe dazu wohl in den ausgedehnten Handelsgeschäften zu suchen sein, denen er sich nun zuwandte, und die seine Zeit vollauf in Anspruch nahmen. Ob er diese kaufmännische Tätigkeit, wie Meckelburg annimmt, bereits als Stadtschreiber ausgeübt und dadurch seine amtlichen Pflichten vernachlässigt habe, erscheint mir allerdings fraglich, da ich in den zeitgenössischen Berichten dafür keinen unmittelbaren Hinweis finde, wohl aber bestätigen diese, daß er in der Folgezeit eine eifrige Wirksamkeit als Großkaufmann entfaltet hat. Daß die Niederlegung des städtischen Amtes jedenfalls freiwillig von seiner Seite erfolgte, scheint sich mir daraus zu ergeben, daß er noch im Jahre 1525 ein drittes Mal beauftragt wurde, den Altstädtischen Ratsherrn Mag. Bartholomäus Götz und den Bürgermeister des Kneiphofs Johann Schröder zum Hansetage nach Lübeck zu begleiten, obgleich er dabei ausdrücklich als „olim Secretarius“ bezeichnet wird¹²⁾. Man wußte also im Rat, auch nachdem er aus dem Amt geschieden war, seine Geschäftserfahrung und Geschicklichkeit bei diplomatischen Verhandlungen zu schätzen, die dieses Mal weniger

⁹⁾ ebd. III, 6, Nr. 196 § 17.

¹⁰⁾ M. Töppen, Akten der preussischen Ständetage V, S. 641 u. 649.

¹¹⁾ Sophie Meyer, Die Beler-Platner'sche Chronik, T. 1, a. a. O., S. 642.

¹²⁾ Beler-Platner'sche Chronik, fol. 173 (Stadtbibl. Königsberg S 43 29); Acta Borussica, Bd 2 (1731), S. 670.

auf die Verhandlungsgegenstände des Hansetages gerichtet sein, sondern hauptsächlich mit den Schweden geführt werden sollten, welche den Königsberger Handel durch Kaperschiffe störten¹³⁾.

Die häufige Verwendung Belers zu auswärtigen Gesandtschaften, durch welche er oft für längere Zeit seinen eigenen Handelsgeschäften entzogen wurde, führte schließlich zu einem scharfen Konflikt zwischen ihm und dem Altstadtischen Rat, über welchen sich ein eingehender und interessanter Bericht in dem Memorialbuch seines Amtsnachfolgers, des Stadtschreibers Caspar Platner, erhalten hat¹⁴⁾. Als nämlich Beler im März 1527 wiederum zu einer Tagfahrt im Interesse der durch die schwedischen Kaperschiffe geschädigten Königsberger Kaufleute abdelegiert werden sollte, suchte er sich diesem Auftrage durch die unwahre Meldung zu entziehen, daß er sich nach Danzig begeben hätte, obwohl ein Gemeindebeschuß vorlag: „auf wens falln wurd, der solz vnabschleglich thun vnd auff sich laden.“ Infolgedessen wurde er am Sonntag Reminiscere (17. März), „als man die kore hilt in der pfarrkirchen“, durch den Rat in die Schöffensbank entbotten — er war in demselben Jahr 1527 zum Schöffen der Altstadt gewählt worden¹⁵⁾ — und hier öffentlich vor der ganzen Gemeinde und in Anwesenheit der herzoglichen Räte von dem Bürgermeister Mag. Bartholomäus Götz aufgefordert, „zwe finger auffzureden“ und „seinen burgerlichen ghorzam zu leisten“. Trotz dreimaliger Aufforderung weigerte er sich aber, dieses zu tun, indem er sich auf eine angebliche Zusage des Rates berief, daß er mit solchen Aufträgen ferner verschont werden sollte, und in seiner Erregung ließ er sich sogar zu der Behauptung hinreißen, daß er überhaupt nicht den Bürgereid geschworen habe. Diese übereilte Erklärung hatte aber recht üble Folgen für ihn, denn als nun auf dem Rathause festgestellt wurde, daß er sich im Jahre 1513 eigenhändig in das Bürgerbuch eingetragen hatte¹⁶⁾, und als der Herzog, an den er appellierte, die Entscheidung dem Rat anheimstellte, wurde er noch an demselben Tage im Rathause in das bürgerliche Gefängnis geworfen, und „dor lag er von suntagen bis auffim mitwoch“, bis ihn die Fürsprache und Bürgschaft seiner Verwandten aus der Haft befreite. Unter diesen werden die Altstadtischen Kaufleute Andreas Maß und Andreas Rabe namentlich genannt, die, da er selber ja nicht aus Königsberg stammte, wohl als Verwandte seiner Frau für ihn eintraten. Dem einen von ihnen, Andreas Maß, hatte Beler übrigens vor zwei Jahren auf dem Hansetage in Lübeck den gleichen Liebesdienst erwiesen und sich für ihn verbürgt, als Maß angeklagt worden war, gegen die Bestimmungen der Hanserezeffe verstoßen zu haben, und seine Unschuld durch einen Reinigungseid vor dem Rostocker Rat erweisen sollte¹⁷⁾.

¹³⁾ Hanse-Rezeffe III, 9, Nr. 132, § 13.

¹⁴⁾ Stadtbibl. Königsberg S 43 2^o, fol. 444—450.

¹⁵⁾ G. C. Gerichts der Altstadt Reges und Schöppen Registratur, pag. 22. (Universitätsbibliothek Königsberg Ms. 2030.)

¹⁶⁾ Heinrich Bartisch, Alphabetischer Index derer Geschlechter Verzeichnüß im Königreich Preußen, fol. 60 a (Stadtbibl. Königsberg S 36 2^o).

¹⁷⁾ Hanse-Rezeffe III, 9, Nr. 132, § 157; William Meher, Drei Königsberger Bürgermeister, in: Altpreuß. Forschungen, Jg. 4 (1927), S. 1, S. 122 bis 123.

In der dann folgenden Verhandlung lenkte Beler, von der Strenge des Verfahrens doch stark beeindruckt, ein, indem er seiner Behauptung in der Kirche die Deutung zu geben suchte, daß er sich nur besinnen könne, „einen eidt zum Secret“, d. h. als Ratssekretär, geschworen zu haben, und daß es nur ihm selber zukomme, seine Worte zu deuten nach dem Rechtspruch: „illius est interpretare cuius est condere“; zugleich gab er aber auch reumütig zu, daß er „aus hiczigem zornigen gemuet“ geredet hätte und den Rat hätte zu verzeihen, was „aus menschlicher gebrechlichkeit gescheen“ sei. Der Rat ist ihm darauf auch seinerseits entgegengekommen, indem er die vorgebrachte Deutung seiner Worte gelten ließ und die erbetene Verzeihung unter der Bedingung gewährte, daß er seine Aussage vor der Gemeinde öffentlich widerrufen und „den eidt on widderrede thun“ sollte. Seinen Eid hat er denn auch gleich auf dem Rathause vor dem Ältesten der Gemeinde geschworen, den öffentlichen Widerruf in der Kirche, der am nächsten Sonntag stattfinden sollte, wußte er aber doch zu umgehen, indem er zunächst einen Aufschub erlangte, da er gerade „sein gut in ein smade geladen, dy wolt wegf nach Danzig“, und nach seiner Wiederkehr aus Danzig gelang es ihm schließlich, die ganze ihm höchst fatale Sache mit dem Rat gütlich beizulegen, was er, offenbar im Interesse seiner Reputation, in einem Zusatz zu dem Protokoll im Memorialbuch eigenhändig gegen den Willen des Stadtschreibers nachgetragen hat.

Ich bin auf diesen Vorfall näher eingegangen, weil er doch recht bezeichnende Schlaglichter sowohl auf den Mann als auf die Zeit wirft, war es doch eine Zeit voll Gärung und ungelöster Widersprüche, eine Zeit aber auch, die Raum hatte für trozige und temperamentvolle Charaktere und diese trotz ihrer Schwächen in den Dienst einer gemeinsamen Sache einzuspannen wußte. So darf es uns nicht wundernehmen, daß auch Johannes Beler sein ungebührliches Auftreten für seine weitere Laufbahn keineswegs hinderlich gewesen ist. Noch in demselben Jahre 1527 begegnet er uns als Kompan des Schöppenmeisters¹⁸⁾, und sehr bald darauf wurde er von demselben Räte, gegen dessen Autorität er sich aufgelehnt hatte, zum Ratsherrn erwählt. Wann das geschah, steht urkundlich nicht fest, erstmalig wird er als Ratsherr in einem Verzeichnis vom 23. Juni 1530 erwähnt und dabei gleichzeitig auch als „Kirchenvater zu Sanct Nicolaus“ bezeichnet¹⁹⁾. Daß er bereits 1523 zum Ratsherrn gewählt worden sei, wie Töppen annimmt, ist unmöglich, da er nach Ausweis des Altstädtischen Schöffensbuches, wie bereits erwähnt, erst 1527 zum Schöffen ernannt wurde. Er kann also frühestens 1528 oder 1529 in den Rat gelangt sein. Ebenso unzutreffend ist es, wenn Meckelburg behauptet, daß er 1529 zum Bürgermeister der Altstadt gewählt worden sei. Heinrich Bartisch führte ihn in seiner Series consulum Palaeopolitana noch für das Jahr 1531 als Ratsherrn an (wobei er ihn allerdings fälschlich Joh. Bechler nennt)²⁰⁾, so daß er frühestens im Jahre 1532 zu dem Amt des Bürgermeisters gelangt sein kann. Dazu stimmt es auch sehr gut, daß er im Rechnungsbuch der herzog-

¹⁸⁾ G. G. Gerichts der Altstadt Reges etc. a. a. D., pag. 87.

¹⁹⁾ Statut der Krämer-Znnung, Stadtarchiv Königsberg 4688.

²⁰⁾ Bartisch, a. a. D., fol. 54.

lichen Rentkammer für das Geschäftsjahr 1532/33 urkundlich zum ersten Male als Bürgermeister Hans Beler angeführt wird. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit auch Näheres über die Art seiner Handelsgeschäfte, denn es heißt da, daß er für den vom Herzog Albrecht erweiterten Schloßbau 100 Zentner Blei „zum Thor“ und über 6000 Estrich-Steine aus Danzig geliefert habe²¹⁾.

In seiner amtlichen Tätigkeit als Bürgermeister scheint Beler wenig hervorgetreten zu sein; nur einmal hören wir noch von einer Dienstreise, die er im Januar 1538 mit dem Ratsherrn Johann Glaubig nach Brandenburg unternommen hat, um dort mit dem Burggrafen wegen der Wiedereinsetzung des vom Amte enthobenen Schöppenmeisters Nickel John zu verhandeln²²⁾. Weit besser sind wir dagegen durch die Quellen dieser Jahre über die persönlichen Neigungen und die Beziehungen Belers zu der humanistischen Geistesrichtung seiner Zeit unterrichtet. Bereits 1520 hatte er ein längeres Lied auf die Einnahme Braunsbergs durch den Hochmeister Albrecht gedichtet, das diesem überreicht wurde, und das er auch in sein Memorialbuch eintragen ließ²³⁾; und daß es sich hierbei nicht nur um „müßige Poesien“ handelte, wie Meckelburg es darstellt, zeigt ein interessanter Fund in der Danziger Stadtbibliothek, der ein helles Licht auf die engen Beziehungen Belers zu den Königsberger Humanisten wirft. Daß solche anzunehmen waren, konnte man bereits auf Grund eines Briefes des bekannten Altstädtischen Reformators Johannes Poliander an Johannes Dantiscus, den Bischof von Ermland, vom 14. November 1538 vermuten, in welchem Poliander bittet, ihm eine ev. Antwort durch den Bürgermeister Beler zu übersenden^{23a)}; ihre volle Bestätigung erhält diese Vermutung nun aber durch einen alten Sammelband, in welchem Otto Günther eine stattliche Anzahl von handschriftlichen lateinischen Gedichten Polanders entdeckte²⁴⁾, der sich auch um die Begründung des höheren Schulwesens und als Förderer der gelehrten Bildung im Herzogtum Preußen große Verdienste erworben hat. Um ihn, den feingebildeten Humanisten, versammelte sich in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts in frohem, geselligem Verkehr ein Kreis gleichgesinnter Männer, um sich nach des Tages Last und Mühe an einem guten Trunk zu erfreuen und durch Scherze und harmlose Neckereien die gute Stimmung zu erhöhen. Für diesen Freundeskreis, zu welchem u. a. der Altstädtische Ratsherr Joachim Streckfuß, der herzogliche Rat Dr. Johann Keineck, ein Schwager des Bischofs Johannes Dantiscus, und der Kneiphöfische Schöppenmeister und spätere Ratsherr Hans Berneker gehörten, und in welchem bei seinem Besuch in Preußen auch der bekannte Astrolog und Chronist Johannes Carion

²¹⁾ Hermann Ehrenberg, Die Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen. Leipzig u. Berlin 1899, S. 232.

²²⁾ Beler-Platner'sche Chronik, a. a. O., fol. 530b ff.

²³⁾ Sophie Meyer, Die Beler-Platner'sche Chronik, T. 1, a. a. O., S. 368; Meckelburg, a. a. O., S. 29.

^{23a)} Franz Spiler, Beiträge zur Geschichte der Renaissance und des Humanismus aus dem Briefwechsel des Johannes Dantiscus, in: Zeitschrift f. d. Gesch. Ermlands, Bd. 9 (1891), S. 551.

²⁴⁾ Otto Günther, Lateinische Gedichte des Johannes Poliander, in: Zeitschrift des Westpreussischen Geschichtsvereins. S. 49, Danzig 1907, S. 351 ff.

verkehrte, waren die meisten Epigramme Polianders bestimmt, und unter den Teilnehmern jener Symposien ist es am häufigsten Johannes Beler, an welchen er seine Neckereien richtet. Die Veranlassung dazu gab ihm vor allem eine Eigenschaft Belers, an der er in seinen älteren Jahren litt, nämlich das Bedürfnis nach reichlichem und frühem Schlaf, dem er auch in der fröhlichen Tafelrunde seiner Freunde oft nicht zu widerstehen vermochte. Von den zahlreichen Gedichten, in denen Poliander diese Schlafsucht seines Freundes in humorvoller Weise verspottet, sei hier folgendes wiedergegeben, in welchem der Verfasser das ganze Beler'sche Haus, angefangen vom Hausherrn bis hinab zu den Kindern, Dienftboten, Hunden, Katzen und Mäusen, in einen tiefen Dornröschenschlaf und lautes Schnarchkonzert versinken läßt:

Jo. Poliander sodalicio s.
Anno 1536 ad finem Aprilis.

Tota domus dormit Beleri, dormit et ipse
A cena in vacuum saepe cubile ruens.
Uxor abest vigil, hinc lentus tenet omnia somnus,
Aedibus in totis est vigilare nefas.
Somnus habet pueros servosque canesque catosque
Et mures, stertunt omnia, nil vigilat.
Vos igitur vigiles decet hic vigilare sodales,
An satis haec tutum tecta subire siet,
Tecta quidem prius apta iocis ludisque, sed heu nunc
Mersa sopore gravi: promite consilia!

In mehreren anderen Gedichten scherzt Poliander über einen kleinen Garten Belers, in dessen Schatten sich die Freunde öfters versammelten, und der so bequem eingerichtet sei, daß sein Besitzer dreimal täglich alle Pflanzen und Blumen abzählen könne. An anderer Stelle erinnert Poliander, der ein großes Interesse für den Bernstein und seine Gewinnung hatte, seinen Freund Beler an das Versprechen, ihm als Gegengabe gegen Justinians Institutiones einen Bernsteineinschluß zu schenken, und nicht weniger als 6 Epigramme, die sich auf Bildnisse Belers beziehen, zeigen, daß diesem auch die für das humanistische Zeitalter so charakteristische Ruhmsucht und Eitelkeit nicht fremd waren. Leider hat sich keines dieser Bildnisse erhalten, und wir wissen nur, daß eines derselben von dem Dürersschüler Crispin Herranth gemalt war, der seit 1529 als herzoglicher Hofmaler in Königsberg weilte^{24a}). Neben allen diesen Neckereien klingt aber aus den Versen Polianders auch ein ernsterer Freundschaftston, wenn er die Genossen auffordert, den kränklichen und verdrießlichen Beler zu besuchen, um ihn durch Scherz und Becherklang aufzuheitern; und Poliander war es denn auch, der, als Beler am 18. Januar 1539 im Alter von 57 Jahren starb, für seinen mit Messing belegten Grabstein vor dem Altar der Altstädtischen Pfarrkirche folgende ernste und warm empfundene Verse dichtete:

^{24a}) C. Krollmann, Geschichte der Stadtbibliothek zu Königsberg. 1929. S. 17.

Epitaphium Johannis Beleri.

Consulis exanimum Beleri corpus amici
Terrae hic mandarunt tristibus obsequiis.
Rectius ille sibi prius at prospexit, amico
Summo commendans vitam animamque: deo.

Obiit anno domini 1539, 18^a die
Januarii, suae aetatis 57.

Übers Belers Familienverhältnisse sind wir nur unvollständig unterrichtet. Medelburg berichtet, leider ohne seine Quelle zu nennen, daß Beler mit seiner Frau in schlechtem Einvernehmen gelebt und nach achtjährigem Eader im Jahre 1516 seine Scheidung betrieben habe. Das Altstädtische Schöffebuch vermerkt im Jahre 1527, als er zum Schöffen gewählt wurde, neben seinem Namen auch den seiner Gattin Anna (ohne Angabe des Familiennamens), die dann wohl seine zweite Frau gewesen ist und im April 1536, wie aus jenem Gedicht auf das schlafende Haus Belers ersichtlich, noch am Leben war. Von seinen Töchtern heiratete Barbara Beler († 1596), die in erster Ehe mit dem Altstädtischen Kaufmann Dietrich Nicolaus vermählt war, 1569 den späteren Bürgermeister der Altstadt Reinhold Bohe (* Lübeck 1540, † Königsberg 29. VIII. 1607)²⁵⁾, während eine andere Tochter, Catharina Beler, die Frau des Altstädtischen Schöffen Christoph Hoffmeister war, der während der Osiandrischen Streitigkeiten aus Königsberg verbannt, später aber wiederum rehabilitiert wurde und von 1572—1586 auch als Ratsherr der Altstadt nachweisbar ist²⁶⁾. Auch in der männlichen Linie hat Johannes Beler sein Geschlecht in Königsberg fortgepflanzt, denn die in der zweiten Hälfte des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hier mehrfach auftretenden Träger seines Namens wird man ohne Bedenken zu seiner Nachkommenschaft rechnen dürfen, obwohl der urkundliche Nachweis dafür bisher nicht erbracht worden ist.

²⁵⁾ Joach. Friedr. Fald, Haupt-Stamm-Buch von 93 Familien, S. 176. (Stadtbibl. Königsberg S 174 2^o); Joh. Gallandi, Königsberger Stadtgeschlechter. Königsberg i. Ostpr. 1882—1883, S. 33, 42, 43.)

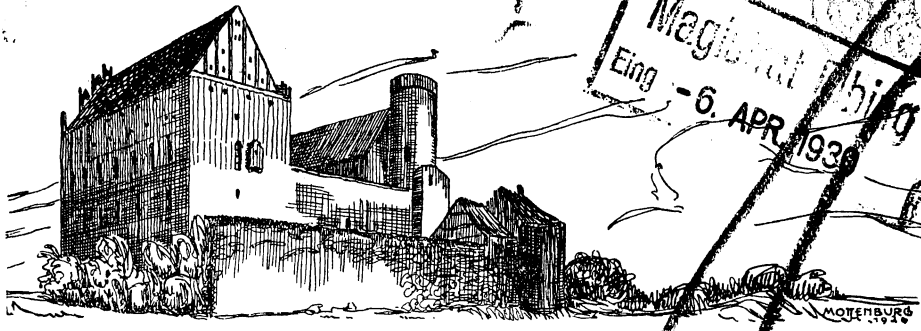
²⁶⁾ Fald, a. a. O., S. 202; Gallandi, a. a. O., S. 229; Acta Borussia III, S. 483; Wilhelm Schlemm, Eine Königsberger Ahnenreihe, in: Altpreussische Geschlechterkunde, Jg. 2 (1928), S. 110, 111.

Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Druck: Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.,

1930



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 4

1. April 1930

Nummer 4

Inhalt: Jahresbericht für das Jahr 1929, S. 51. — Vereinsnachrichten, S. 53. — Walter Seydel, Tierhymnolit in der Kunst des Ordenslandes, S. 54. — Arthur Menck, Der Bernstein und die Sudauer, S. 61. — Buchbesprechung.

Jahresbericht für das Jahr 1929.

Im Berichtsjahre wurden folgende Vorträge gehalten:

- 14. Januar, Herr Pfarrer Dr. Conradt, Die Hugenotten in Königsberg.
- 11. Februar, Herr Prof. La Baume = Danzig, Wikingerfunde in Ostdeutschland.
- 11. März, Herr Dr. Stein, Die Kolonisation Ostpreußens im 19. Jahrhundert.
- 8. Mai, Herr Prof. Dr. Stolze, Der samländische Bauernkrieg.
- 14. Oktober, Herr Prof. Dr. Nadler, Goethe, Faust, Rosencranz.
- 11. November, Herr Privatdozent Dr. Maschke, Die Mission im Dienste der polnischen Machtpolitik.
- 9. Dezember, Herr Prof. Dr. Stolze, Der junge Wilhelm v. Humboldt und der preussische Staat.

Am 9. Juni unternahm der Verein einen Ausflug nach Kößel und Heiligelinde.

Von den Scheffnerbriefen konnte dank der Unterstützung durch die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft der 1. Teil des 4. Bandes erscheinen. Es ist eine Ehrenpflicht gegen den verstorbenen Herausgeber und eine wissenschaftliche Notwendigkeit, das Werk zum Abschluß zu führen. Es ist deshalb beabsichtigt, 1930

das letzte Terzheft herauszubringen. Außerdem erschienen im Berichtsjahr 4 Hefte „Mitteilungen“ mit Vereinsnachrichten und wissenschaftlichen Aufsätzen.

Die Jahresversammlung fand am 11. Februar statt. Die satzungsgemäß ausscheidenden Vorstandsmitglieder, die Herren Berding, v. Berg, Hein, Krauske, Zielske, wurden einstimmig wiedergewählt. Außerdem wurden, wie bereits im Jahrgang 3, Nr. 4 der „Mitteilungen“ berichtet, Herr Universitätsprofessor Dr. Rothfels in den Vorstand und Herr Oberstudien- direktor Dr. Loch zum Ehrenmitglied gewählt.

Veränderungen im Mitgliederbestande. Der Verein verlor durch den Tod sein langjähriges Vorstandsmitglied, den Herausgeber der Scheffnerbriefe, Herrn Amtsgerichtsrat Dr. h. c. Arthur Warda und Herrn Buchhändler Pollakowski, durch Austritt weitere fünf Mitglieder. Neu eingetreten sind die Herren Studientrat Dr. Adam-Tilfit, Redakteur Dr. Balzer, Botho Graf zu Eulenburg, Studientrat Dr. Hurtig, Buchhändler Lehsch, Universitätsprofessor Dr. Nadler, Studientrat Elawski-Stallupönen, Bibliotheksrat Dr. Wanselow, außerdem die Elbinger Altertums-Gesellschaft und die Historisch-staatswissenschaftliche Verbindung Hohenstaufen. Die Gesamtzahl der Mitglieder beträgt damit 240.

Kassenbericht für das Jahr 1929.

Einnahmen:

An Beiträgen von Einzelmitgliedern	R.M. 812,—
An Beiträgen von Körperschaftl. Mit- gliedern	<u>R.M. 1019,13</u> = R.M. 1831,13
Sonstige Einnahmen:	
Beihilfe des Herrn Landeshaupt- manns für 1929	R.M. 500,—
Notgemeinschaft für die Deutsche Wissenschaft	R.M. 1300,—
Dunder u. Humblot, München, An- teil an Verkaufserlös unserer Publikationen	R.M. 137,78
Verkaufte Bücher	R.M. 125,80
Zinsen lt. Sparkassenbüchern R.M. 186,— und 168,95 =	<u>R.M. 354,95</u> = R.M. 2418,53
	<u>Ca. R.M. 4249,66</u>

Ausgaben:

Kosten der Mitteilungen	R.M. 867,20
Publikations-Scheffnerbriefe	R.M. 2568,68
Kosten der Sitzungen	R.M. 63,67
Sonstige Ausgaben:	
Vereins Helfer, Nachruf, Kränze, Reiseunkosten	<u>R.M. 221,15</u> = R.M. 3720,70
	mithin Mehreinnahme R.M. 528,96

Bestand am 1. 1. 30 an Spar-	
kassenbüchern	R.M. 3864,41
	+ R.M. 753,55
	<u>R.M. 4617,96</u>
Guthaben Postcheck	R.M. 533,58
Bar	R.M. 382,77
Effekten	<u>R.M. 1013,65</u>
	<u>6547,96</u>

Die Beiträge für das Jahr 1930 — für Einzelmitglieder R.M. 6, für körperschaftliche R.M. 15 — bitten wir, soweit dies noch nicht geschehen, auf das Postcheckkonto „Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen“, Königsberg Nr. 4194 zu überweisen und sich dazu der beiliegenden Zahlkarte zu bedienen.

Der Vorstand.

Vereinsnachrichten.

Am 14. Februar verstarb der frühere Schatzmeister des Vereins, Kaufmann Fritz B i e l s k e. Bis zuletzt hat er als Vorstandsmitglied dem Verein reges Interesse entgegengebracht. Seine menschlich so liebenswürdige und sympathische Persönlichkeit wird uns unvergesslich sein.

Im letzten Vierteljahr sind die in Nr. 3 der „Mitteilungen“ angekündigten Vorträge gehalten worden. Weiterhin sind folgende Vorträge vorgesehen:

7. April (wegen des Osterfestes also eine Woche vor dem üblichen Termin), Herr Dozent Dr. G ü t t l e r, Georg Niedels „Offenbarung Johannis“ (1734) mit Einführung in die Oratorien des Königsberger Meisters.
12. Mai, Herr Studienrat Dr. G a u s e, Die russischen Greuelthaten in Ostpreußen 1914/15.

Am 31. Mai wollen wir in einem Halbtagesausflug das Schlachtfeld von Br.-Eylau besichtigen.

Die Jahresversammlung für das Geschäftsjahr 1929 fand satzungsgemäß am 10. Februar 1930 statt. Nach der Genehmigung des Geschäftsberichts und des Kassenberichts wurden von den ausscheidenden Vorstandsmitgliedern die Herren Oberbaurat Dr. S c h m i d und Prof. Dr. B i e s e m e r wiedergewählt. Außerdem wurden die Herren Museumsdirektor Dr. R e y s e r und Archibdirektor Dr. K e c k e aus Danzig in den Vorstand gewählt.

Tiersymbolik in der Kunst des Deutschordenslandes.

Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Ostpreußens.

Von Walter Seydel.

2.

Gewölbeflußsteine in der Kirche zu Wargen.

Zu den Ordensburgen, die in der Geschichte des Samlandes eine nur untergeordnete Rolle gespielt haben, gehörte auch das „Haus Wargen“. Diese Burg ist um 1270 angelegt; sie war dazu bestimmt, einem Pfleger, also einem untergeordneten Beamten als Wohnsitz zu dienen, und wies deshalb nur bescheidene Maße auf. Von dieser Burg ist nichts mehr übrig geblieben; doch hat ein Bauwerk die Erinnerung daran bewahrt, daß der Deutsche Ritterorden hier seine Stätte gehabt, das ist die Kirche in Wargen.

Wann ist dieser Bau entstanden? Voetticher, „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen“, Samland, S. 135, rechnet diese Kirche zu den Bauten des 14. Jahrhunderts. Man könnte das auch aus dem Gewölbe schließen; im Langhaus finden wir nämlich vier Joche des vierzackigen, achteiligen Sterngewölbes, das den Ordensbauten des 14. Jahrhunderts ihre herbe Schönheit verleiht. Die Joche liegen noch unverbunden nebeneinander, und eben dies Fehlen der verbindenden Transversalrippe würde für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts sprechen. (Um 1340 etwa taucht diese durchgehende Transversale zum ersten Male in der neuen Kapelle der Marienburg auf. Vgl. Glaser, Deutsche Ordenskunst, Bd. 1, S. 81.) Und doch steht dieser zeitlichen Fixierung ein gewichtiger Umstand entgegen: sieht man sich nämlich die Gewölberippen im Langhaus näher an, so erkennt man ein Rippenprofil von ausgesprochen spätgotischer Form, wie es an den Bauten des 14. Jahrhunderts nicht nachzuweisen ist. Frühe Form des Sterngewölbers, spätes Rippenprofil, wie ist das zu erklären? Nun, die Lösung ergibt sich bald, wenn man sich die Kirche näher ansieht.

„Es ist da etwas nicht in Ordnung,“ sagt der Betrachter, der seine Augen unruhig prüfend über den Bau schweifen läßt; er hat recht. Der lange Chor und das Langhaus sind nicht aufeinander abgestimmt; man hat das Gefühl, als wäre nicht der Chor aus dem Langhaus heraus entwickelt, sondern umgekehrt, das Langhaus an den Chor herangesetzt. Durch eine Prüfung des Innern der Kirche wird diese Vermutung tatsächlich bestätigt. In dem großen Schildbogen, der Chor und Langhaus trennt, sitzt nämlich eine *Blende*, die von dem Gewölbe zur Hälfte verdeckt wird. Was bedeutet das? Nun, der Chor ist erst eine selbständige Kapelle gewesen. (Ein Fall, der übrigens nicht so vereinzelt dasteht, wie man glauben könnte; auch der Chor des Domes zu Königsberg Pr. war zuerst ein selbständiger Bau und hat dann eine Funktionsänderung durchgemacht.) Unsere Kapelle in Wargen nun hatte

keinen Turm, dafür war die Eingangsseite mit Blenden reich verziert. Von dem Langhausgewölbe verdeckt, ist eine von diesen Blenden noch erhalten. Gebaut ist diese kleine Kapelle in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, oder, genauer gesagt, im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts. Diese Zeitbestimmung ergibt sich bei näherer Prüfung der Gewölbeformen des Chores: wir haben zuerst — von der Langhauswand aus gerechnet — zwei vierzackige Sterngewölbe, die unverbunden nebeneinander liegen; dann kommt das interessante dritte Gewölbe, das den Chor abschließt. Da der Chor polygon — in diesem Falle durch drei Seiten eines Achtecks — geschlossen wird, so war man gezwungen, auch diesem Gewölbe eine Form zu geben, die dem polygonalen Abschluß entsprach. Man zog von der Mitte Rippen zu den Ecken und teilte jede der so entstandenen drei Rippen durch einen Dreistrahl. Damit wird hier ein architektonisches Problem bewältigt, das schon der Baumeister der Lochstedter Kapelle zu lösen versuchte. Da man die Lochstedter Gewölbeform um 1310 ansetzt, so werden wir unser Gewölbe, das ja die nächste Entwicklungsstufe zeigt, in das zweite oder dritte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts setzen können.

Jahrzehnte vergingen, um die Burg entstand eine kleine Siedlung; die kleine Kapelle genügte nicht mehr, man errichtete eine neue, größere Kirche. Und was geschah mit unserer Kapelle? Nun, sie wurde eben Chor der neuen, großen Kirche, wobei die westliche Außenwand ihre Funktion ändern mußte; man verwandte sie trotz ihrer fatalen Blenden („Gottseidank“, sagt der Kunsthistoriker!) ohne besondere bauliche Veränderung einfach als Innenwand; als Muster für das Gewölbe des Langhauses dienten die ersten beiden vierzackigen Sterngewölbe der kleinen Kapelle. Wann ist das geschehen? Über diese Frage pflegt man sich sonst aus den Bauakten Auskunft zu holen; aber damit ist es hier schlecht bestellt. Denn es sind keine Bauakten vorhanden. In der Chronik von Wargen wird freilich 1560 ein Pfarrer erwähnt; 1581 erneuert man die Kanzel; diese Angaben nützen aber wenig, denn die Kirche muß dann eben schon längere Zeit bestanden haben. Licht in dieses Dunkel bringt die Untersuchung gewisser Teile der Innenarchitektur, von denen bisher noch nichts gesagt wurde. In dem Sterngewölbe sehen wir nämlich holzgeschnittene Schlußsteine, wie sie keine der zahlreichen gotischen Kirchen aufzuweisen hat. Die Glieder eines Baues haben ja zueinander ganz bestimmte Beziehungen; wie bei einem Organismus lassen sich von einem Teil Schlüsse auf andere Glieder und schließlich auf das Ganze ziehen. So ist es auch mit unsern Schlußsteinen; sehen wir uns einige von ihnen daraufhin an.

Aus braunem Eichenholz geschnitten, sitzen diese Schlußsteine wie ein fremder Schmuck in dem weiß getünchten Gewölbe; die Apostel, Heilige mit Spruchbändern, allerlei Tierfiguren, zierliche Blattornamentik, eine bunte Welt religiöser Embleme zieht an uns vorüber. Greifen wir einige heraus. Da ist ein Schlußstein mit der Darstellung des Markuslöwen. (Boetticher, Samland. Abb. 75.)

Die streng stilisierte Art, in der dieser Löwe in die Rundform hineinkomponiert ist, läßt erkennen, daß aus dem Apostelsymbol hier schon eine heraldische Type geworden ist. Diese innere und äußere Umwandlung der christlichen Symbole vollzieht sich aber, wie wir wissen, erst im 15. Jahrhundert, zur Zeit der Renaissance. Ein anderer Schlußstein (Boetticher, Samland, Abb. 75.) trägt das Bild einer Heiligen, die mit einem merkwürdigen Kopftuch bekleidet ist. In zierlichen Röllchen fällt dieses Kopftuch zu beiden Seiten des Kopfes herunter und haucht sich schließlich, ein eigenartiges, manieriertes Muster bildend, unter dem Kinn zusammen, breitflächig in sechs bis sieben Falten gestaffelt. Nun wissen wir aber, daß diese Tracht Ende des 15. Jahrhunderts Mode wird und daß man sie noch bis weit in das 16. Jahrhundert hinein trägt. (Vgl. die Schmerzensmutter aus dem „hortulus animae“, 1513, die Madonna aus dem Germanischen Museum zu Nürnberg, 1520—30, die Madonna vom Triumphkreuz der Kirche zu Kalkar, abgebildet in Stephan Weißel, Geschichte der Marienverehrung im 16. und 17. Jahrhundert, Freiburg 1910, Abb. 7 und 162.) Daraus ergibt sich: die Schlußsteine sind Ende des 15. Jahrhunderts entstanden; und weiter: in derselben Zeit wurde auch das Langhaus gebaut. Um den Innenraum (Langhaus und Kapelle) einheitlich zu gestalten, übertrug man die Gewölbeformen der Kapelle — den vierzackigen Stern — auch auf das Langhaus; die Gewölberippen des Langhauses freilich glich man denen des Chores nicht an; so sind sie spätgotisch geworden.

Die Feststellung der Bauzeit der Kirche war nötig, um das Besondere unseres Themas herauszuarbeiten; ist bisher die Tier-symbolik in der Kunst des 14. Jahrhunderts der Gegenstand unserer Untersuchung gewesen (Mitt. des Vereins f. d. Geschichte von Ost- und Westpr., Jhg. 4, Nr. 1, S. 5), so sollen in diesem Aufsatz Werke des 15. Jahrhunderts auf ihren symbolischen Gehalt hin geprüft werden. Schwierig zwar, aber auch sehr interessant für den Kunsthistoriker ist es, sich mit den Zeiten zu beschäftigen, in denen sich die Umwandlung eines Stiles vollzieht. Er wird da vor die Frage gestellt zu entscheiden: was ist gänzlich umgestaltet worden, was hat sich von dem Alten noch herübergerettet? Bevor wir diese Fragen in unserm Falle entscheiden, wollen wir uns einmal in Kürze vergegenwärtigen, welche Umwandlungen denn das geistige Leben des ausgehenden Mittelalters erfahren hat. Der Mensch des 13. und auch noch des 14. Jahrhunderts, der gotische Mensch, zieht seine Kräfte aus einer inbrünstigen Religiosität; in allen Dingen seiner Umwelt sieht er Symbole seines Glaubens; Tiere, Pflanzen und Steine reden zu ihm in gleichnishafter Sprache. Allmählich ändert sich das. Die glaubensbefchwungte Freude an dem sinnigen Symbol artet aus in symbolistische Spielerei, eine typische Dekadenzerscheinung, zu der sich leicht Parallelen aus der Theologie und der Philosophie beibringen lassen. Dann kommt im 15. Jahrhundert die große Wandlung. Der Mensch der Renaissance, der die hellen, klar gegliederten Räume liebt, jedem Spintifizieren und jeder Verdunklung ab-

hold ist, wirft den ganzen symbolistischen Kram über Bord und schafft sich eine neue Symbolik; eine Symbolik, die maßvoll und prägnant ist und sich nur auf einige wenige, altehrwürdige Motive beschränkt. Diese Vorgänge gehen natürlich zuerst in den großen Kunstzentren Deutschlands vor sich; in langsamen Tempo schwingen die entfernten Gebiete mit, auch unser sehr entlegenes Ostpreußen. Woran erkennen wir das? Oder präzisieren wir die Frage: Was läßt sich von dieser Umwandlung, dieser Funktionsänderung der Symbolik des 15. Jahrhunderts in der Darstellung auf den Wargener Schlußsteinen nachweisen?

Betritt man zum ersten Mal die Kirche in Wargen, so ist man überrascht von der Menge der holzgeschnitzten Scheiben, die das Gewölbe des Langhauses und des Chores zieren; ist doch diese Art von Gewölbeschmuck in unsern ostpreußischen Kirchen verhältnismäßig selten; die Kirche in Quednau hat hölzerne Rosetten mit Akanthusblättern, Friedland einen holzgeschnitzten Schlußstein (Anna selbdritt.), Schippenbeil (evangelische Pfarrkirche) einen holzgeschnitzten Schlußstein mit dem Namen des Spenders, Eremiten und Seeburg Wappen und Evangelistensymbole. Wargen aber übertrifft sie alle an Schönheit und Reichhaltigkeit des Materials und der Motive. Was ist denn nun eigentlich alles dargestellt? Auf dem weitaus größten Teil der Scheiben sehen wir biblische Personen, Apostel, Propheten, Heilige (vgl. die vorhin erwähnte weibliche Figur). Sie kommen für unsere Tier-symbolik nicht in Frage und scheiden also aus. Die Tierdarstellungen, denen sich unsere Untersuchung nunmehr zuwendet, wollen wir in bestimmte Gruppen einteilen.

Gruppe 1. Tierdarstellungen aus dem Bereich des Physiologus.

Es dürfte wohl manchem etwas kühn erscheinen, wenn hier die Behauptung aufgestellt wird, daß der Physiologus, dieses merkwürdige Tierbuch des Mittelalters, noch in der Plastik des 15. Jahrhunderts hier im entlegenen Ostpreußen sein Wesen treibt. Natürlich ist damit nicht gemeint, daß der Wargener Bildschnitzer etwa nach einem illustrierten Physiologus gearbeitet hätte. Der Inhalt dieses Buches floß ja durch viele Kanäle in alle Gebiete, die irgendwie mit der Religion in Zusammenhang standen. Das Hauptgebiet aber war die kirchliche Architektur und Malerei. Hier bildeten sich bestimmte Typologien aus, und einige Typen aus diesem Darstellungskreis gelangten auch in unser Ordensland. Ich habe das zuerst an den Plastiken im Remter der Burg Heilsberg festgestellt, und es erfüllt mit Genugtuung, hier in Wargen das letzte Ausklingen der mittelalterlichen Symbolik nachweisen zu können. Im dritten Joch des Gewölbes, vom Turm aus gerechnet, sehen wir auf einem Schlußstein ein Tier mit seinen drei Jungen dargestellt. (Abb. 1, reproduziert nach Boetticher, Samland, S. 139). Das große Tier ist an seiner starken Mähne ohne weiteres als Löwe zu erkennen. Er hat das Maul weit aufgesperrt und brüllt seine

Jungen an; diese haben ihre kleinen Mäuler weit aufgerissen, um den belebenden Hauch von dem Löwenvater zu empfangen. „Leo catulos excitat rugitu cum potenti“ steht auf einem Bild mit der gleichen Darstellung in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg, und der Physiologus berichtet darüber: Wie die Löwenjungen, tot zur Welt gekommen, am dritten Tage durch das Gebrüll ihres Vaters lebendig werden, so erstand auch Christus am dritten Tage vom Tode. Also: unsere Tiergruppe in Wargen ist Symbol für die Auferstehung Christi. Wir kennen dieses Auferstehungssymbol bereits. Im Remter der Bischofsburg Heilsberg taucht es zum ersten Male in der Kunst des Deutschordenslandes auf (um 1370), hier in Wargen zum zweiten und — letzten Male; inhaltlich ist es das gleiche Motiv, aber formal, Welch ein Unterschied! (Man sehe sich Abbildung 2 zum Vergleiche an.) In Heilsberg eine Tiergruppe, die in träger Ruhestellung verharrt; man hat unwillkürlich das Gefühl, als hätte der harte Stein hier jede Bewegung erstarren lassen. Neben dieser etwas hausbackenen Plastik wirkt die Wargener Tiergruppe wie ein feines Kabinettstückchen hochwertiger Bildhauerkunst. Wie meisterhaft hat es der Künstler verstanden, die Tiergruppe mit ihrem vielgliedrigen Aufbau in die unbequeme Rundform hineinzukomponieren! Das Motiv selbst, sollte es künstlerisch wirksam sein, konnte nur so aufgefaßt werden, wie es der Wargener Plastiker tut. Wie der alte Löwe brüllt und wie seine Jungen, lebendig geworden, ihm aufgereggt ihre kleinen, offenen Mäuler entgegenstrecken, das ist der dramatische Höhepunkt dieses Vorgangs, der „fruchtbare Moment“ in der Darstellung des Motivs¹⁾.

Das zweite Auferstehungssymbol ist in Heilsberg der Phönix, der sich aus den Flammen erhebt. Auch in Wargen finden wir dieses Symbol wieder auf einer Holzscheibe im nächsten Joch, dem vierten, vom Turm aus gerechnet: ein Vogel mit langgestrecktem Körper, den Schnabel etwas geöffnet, die großen Schwingen weit ausgebreitet; unter ihm, seinen rechten Flügel noch berührend, züngeln Flammen. Diese Darstellung des Phönix ist schon erheblich stilisierter als die des Löwen mit seinen Jungen. Breite, parallelaufende Kerbschnitte deuten die Federlagen an. Der Schwanz sieht aus, als wäre er aus

¹⁾ Boetticher (Samland, S. 135), wußte mit diesem Symbol nichts anzufangen; er bestimmte diese Tiergruppe als „Bärin mit Jungen“, und sein Zeichner (Architekt Seitzmann) stattete das Tier mit respektablen Brüsten aus; wie eine genaue Untersuchung mit dem Fernglase aber ergab, sind die vermeintlichen Brüste weiter nichts als Laubwerk, das mit feinen stilisierten Fäden dekorativ den leeren Raum unter dem Leib des Löwen ausfüllt. Dieses Laubwerk bildet übrigens einen charakteristischen Teil in der Darstellung der Löwengruppe; auch ein Baum tritt hin und wieder an die Stelle des Laubwerks (Straßburger Münster, Kathedrale in Bourges); genau so typisch wie der Fels (Heilsberg) und die Felsenspalte (s. Abb. 1 unterer Rand). Den „Bären“, den mir Boetticher aufgebunden, habe ich lange vergebens gesucht. In der späten marianischen Symbolik taucht wohl eine Bärin auf, die ihre Junge durch die Naslöcher zur Welt bringt — Beweis für die *Conceptio immaculata* — (Bleichbuch Gynheutz 1471), aber die Art der Darstellung ist grundverschieden von der in Wargen.



Abb. 2.
Heilsberg, Bischofschloß, Remterplastik.

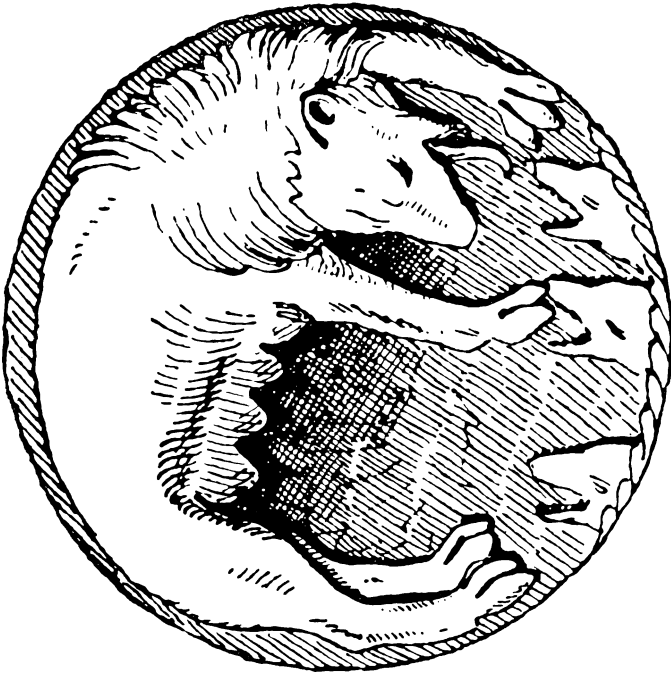


Abb. 1.
Wargen, Kirche, Gewölbefußstein.



Blech gestanzt. In ähnlich stilisierter Manier sind die Flammen gebildet. Im ganzen fällt diese Arbeit doch erheblich gegenüber dem Schlußstein mit dem Löwen ab.

In Verbindung mit dem *P h ö n i x* pflegt häufig ein anderes Tier aus dem *P h y s i o l o g u s* symbolisch verwandt zu werden, das ist der Pelikan mit seinen Jungen. So finden wir diese beiden Tiere an dem Hauptportal der St. Lorenzkirche in Nürnberg und in der Ernestinischen Kapelle des Domes zu Magdeburg; auch aus der Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts ließen sich zahlreiche Beispiele anführen. Daß diese „symbolische“ Gemeinschaft auch bei uns im fernen Osten bis zum Ende des 15. Jahrhunderts bestanden hat, dafür haben wir in *W a r g e n* ein schönes Beispiel. Diese Darstellung des Pelikans findet sich nämlich auf einem Gewölbenschlußstein des zweiten Joches. Der große Körper des Vogels füllt fast die ganze obere Hälfte der kreisrunden Fläche aus. Der Hals ist stark gebogen, rundet sich fast zum Kreise, der Kopf mit dem geöffneten Schnabel berührt die Brust. Der Pelikan steht in seinem Nest, Acherbschnitte deuten in leichter Stilisierung die Ästchen an, aus denen es besteht. Aus diesem Nest stecken drei Junge ihre Köpfe heraus; und alle drei haben ihre Schnäbel aufgesperrt. Welche Bewandnis hat es nun mit dieser Pelikangruppe? Hören wir, was der *P h y s i o l o g u s* darüber sagt (vgl. F. Lauchert, *Die Geschichte des Physiologus*, Straßburg 1889, S. 8): „Der Pelikan zeichnet sich durch große Liebe zu seinen Jungen aus; wenn diese aber heranwachsen, so schlagen sie ihren Eltern ins Gesicht, und diese schlagen sie wieder und töten sie dadurch. Dann aber erbarmen sie sich, und am *d r i t t e n* *T a g e* kommt die Mutter, öffnet ihre Seite und läßt ihr Blut auf die toten Jungen träufeln, wodurch sie wieder lebendig werden. So verwarf Gott die Menschheit nach dem Sündenfall und übergab sie dem Tode; aber er erbarmte sich unser wie eine Mutter, da er durch seinen Kreuzestod uns mit seinem Blut zum ewigen Leben erweckte.“ Der Pelikan also *C h r i s t u s*, die Jungen die Menschheit, das Ganze ein Symbol für den *K r e u z e s t o d*, durch den die Menschen des ewigen Lebens teilhaftig wurden. Diese symbolische Bedeutung des Pelikans, die in frühchristlicher Zeit (2. Jahrh. n. Chr.) durch den *P h y s i o l o g u s* zuerst festgelegt wurde, bleibt dann auch tatsächlich das ganze Mittelalter hindurch bestehen. In den Sammlungen religiöser Stoffe, den sogenannten *Concordanzien*, finden wir das ausdrücklich angegeben, so in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts aus dem Kloster St. Florian in Osterreich (R. R. Jahrbuch 1861, Bd. 5). Da sind unter einem Schlagwort für eine bestimmte Begebenheit aus dem Leben Jesu übereinstimmende Stellen („*concordantia!*“) aus dem alten und dem neuen Testament ausgezogen. Zum Schluß ist dann immer das in Frage kommende Tierymbol mit einer kleinen Bemerkung angeführt. Unser Pelikan findet sich unter dem Titel „*De crucifixione*“ mit der Notiz „*Pellicanus pullos sanguine suo pascit*“. In der Lat findet man dieses Kreuzigungssymbol mit besonderer Vorliebe an Kreuzifigen oder in ihrer Nähe angebracht, um so auch

äußerlich eine Beziehung zu den beiden Vorgängen herzustellen. Auch unser Künstler in Wargen muß noch um diese Dinge gewußt haben, denn wir finden zu unserer Überraschung diese Pelikangruppe noch einmal, im letzten Joch des Chores²⁾, gerade über dem Altar mit dem Bilde des Kreuzifixus. Die Darstellung auf diesem Stein weicht zwar in einigen Einzelheiten von dem ersten ab (der Hals des Pelikans berührt nicht die Brust und ist so mehr den Jungen zugewandt), das Motiv aber, als Ganzes genommen, ist doch eindeutig formuliert.

Gruppe 2 mag aus den Tierdarstellungen gebildet werden, die auf der Grenze zwischen Symbol und dekorativer Plastik stehen. Da begegnen uns zuerst zwei geflügelte Stiere mit massigen Körpern, breiten Köpfen und großen Hörnern. (Joch 2 und 4.) Symbole für den Evangelisten *L u f a s*? Sonst ist das wohl der Fall, hier aber muß man mit dieser Zuweisung vorsichtig sein. Unter den zahlreichen stereotypen Heiligendarstellungen, die sich auf den Gewölbeflußsteinen des Chores vorfinden, ist vielleicht auch ein Lukas. Daß wir aber gleich zwei geflügelte Stiere im Langhausgewölbe sehen, macht doch mißtrauisch. Und dann die Darstellung! Nichts von der dramatischen Diktion der andern Tiergruppen. Der Stier glökt gleichgültig den Beschauer an; ein Spruchband, über dem der Stier steht wie ein Schaukelpferd auf seinen Kufen, verstärkt durch seine monotone symmetrische Anordnung das Klischeeartige der Komposition.

Im gleichen Joch — dem geflügelten Stier gegenüber — findet sich auf einem Schlußstein die Darstellung einer Taube mit einem Spruchband im Schnabel. Dieses Tier gibt seinem Pendant — dem geflügelten Stier — an Monotonie in der formalen Gestaltung nichts nach. Man merkt es beiden Darstellungen an, daß dem „Meister“, der sie schuf, jeder Gedanke an eine Symbolik fern lag; und wo der Geist fehlt, da wird das Können Mechanik.

Ein neues Element taucht in der dritten Gruppe auf. Die Zwittergestalten einer verblakten Symbolik, wie sie die Darstellungen der vorigen Gruppen zeigten, waren dem Menschen der Renaissance im Grunde wesenfremd. Wenn es aber galt, den altbekannten Löwen des Markus umzuformen in ein prächtiges Wappentier, dann ließ er alle Künste der in langer gotischer Tradition verfeinerten Bildhauertechnik spielen. In der Tat, an diesem Wappen mit dem Markuslöwen, den wir auf einem Gewölbeflußstein im vierten Joch sehen, muß man seine helle Freude haben.

Heraldik in reinsten Form ist auch die letzte Tierdarstellung, die noch zu erwähnen ist: das Wappen des *D e u t s c h e n O r d e n s* mit Ordenskreuz und *A d l e r*, in der Mitte des dritten Jochs. Eine heraldische Darstellung zu rein dekorativem Zweck hierhergesetzt?

²⁾ Es bedarf wohl keines besonderen Hinweises, daß die Gewölbeflußsteine des Langhauses und des Chores von derselben Hand herrühren; man ersetzte die alten Gewölbeflußsteine des Chores durch neue, um die architektonische Kongruenz der beiden Räume, die man durch Angleichung der Gewölbeformen erreicht hatte, auch im dekorativen Element zur Geltung kommen zu lassen.

Nein, dazu ist die Lage dieses Gewölbeschlusssteins zu zentral; von den drei Jochen (2, 3, 4), deren Sterngewölbe mit diesen holzgeschnitzten Scheiben versehen sind, trägt das mittlere Sterngewölbe genau in seiner Mitte das Deutschordenswappen. Eine neue Symbolik klingt auf, in vornehmer Zurückhaltung und doch eindringlich genug ihre heraldisch-abstrakte Sprache redend: an der Stätte, wo heute die Kirche ihr schützendes Gewölbe spannt, da klirrte einst die Rüstung des Ritters, da stand das wehrhafte Haus der Herren des Deutschen Ordens.

Der Bernstein und die Sudauer.

Von Arthur Menck.

Als ich mir vor Jahren des Plinius *Naturalis Historia* in der Staats- und Universitätsbibliothek in Königsberg i. Pr. zum Entleihen bestellte, erhielt ich eine Ausgabe aus dem Jahre 1516 (Bo 186 fol.). So sehr ich im ersten Augenblick mit dem Alter unzufrieden war, um so größer war meine Freude, als ich in dem Exemplar eine längere handschriftliche Eintragung des Königsberger Humanisten Johannes Polian der aus dem Jahre 1535 entdeckte. Es stellte sich allerdings sehr bald heraus, daß diese Abhandlung der wissenschaftlichen Welt nicht unbekannt geblieben war. Denn der Königsberger Professor Rappolt hatte das Buch im Jahre 1535 aus der Stadtbibliothek, deren Grundstock die Bücherei Polianers war, erworben und die handschriftliche Eintragung unter dem Titel „*meditatio epistolaris de origine succini in littore Sambiensii*“ zwei Jahre darauf veröffentlicht¹⁾ Danach hat sie dann Tschadert in seinem Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen abgedruckt. Er bemerkt aber, daß die Handschrift unbekannt sei. Sie hatte ich also in dem alten Plinius der Staats- und Universitätsbibliothek neu entdeckt. Eine genaue Vergleichung des Textes bei Tschadert mit dem Original ergab, daß der alte Rappolt recht sorgfältig gearbeitet hat, nur an wenigen Stellen konnten einzelne Lesungen richtig gestellt werden. Der bedeutsame Inhalt ist aber, soweit ich sehen kann, bisher nicht recht gewürdigt worden. Darum ist wohl ein neuer, gereinigter Abdruck der Ausführungen des Humanisten berechtigt.

Polianer gibt einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Gewinnung des Bernsteins und zur Geschichte der Sudauer. Ihn, den Süddeutschen, interessierte ganz besonders das geheimnisvolle Harz der Samlandküste, er sammelte, wie wir wissen, mit Eifer Einschlüsse, und dem Humanisten gaben Sudavia und die Sudini Veranlassung zu gewagten Kombinationen mit Namen der Antike. In lebhaften Farben schildert er, wie die Sudauer den Bern-

¹⁾ Vgl. Krollmann, Geschichte der Stadtbibliothek zu Königsberg, Königsberg i. Pr. 1929, S. 18. Ich habe die Arbeit von Rappolt nicht finden können.

ſchen Sprache. Und Polander erwähnt ſelbſt eine intereſſante Maßnahme der Regierung, die Abſonderung der Sudauer zu beſeitigen. Seit etwa 1515 bereits mußten ſie auf Anordnung der herzoglichen Beamten Ehen mit den benachbarten Preußen eingehen. Damit begann die Verſchmelzung. Die Bernſteinpolitik des Ordens wurde von einer weiterſchauenden Bevölkerungspolitik abgelöst. Die Blutauffriſchung wird ſehr nötig geweſen ſein. Die Verſchmelzung wird bald, nachdem ſie erſt einmal begonnen hatte, ſchnell vor ſich gegangen ſein. Sprechen doch die Sudauer zwar kein Deutſch, aber dieſelbe „barbariſche Sprache, die auch faſt das ganze übrige preußiſche Volk gebraucht.“

Daß Polander in dieſer Bemerkung recht hat, beweifen zwei ſeiner Randbemerkungen zu dem unten mitgeteilten Text. Dieſe ſind biſher noch nicht veröffentlicht worden: Es ſind deutſche oder ſudawiſche Ausdrücke, die den lateiniſchen Text erläutern ſollen.

1. Sambiensis terra iſt verdeutſcht mit: Sámlandt,
2. Pregora iſt überſetzt mit Prégel.
3. Zu den sinus periculosos ſchreibt Polander: Eyn Wike, unde Vigeuones, secundum Renanum.
4. Gentárus iſt mit dem Lonzeichen noch einmal an den Rand geſtellt und dazu geſchrieben: Apud Erasmum Stellam (Stüler) de antiquitatibus Borussiae ſcribentem pro Geutaro corrupte legitur Suasternicum^{o)}.
5. Die Winde favonius, africanus, corus ſind verdeutſcht, Weſten, Südweften, Nordweſten Windt a nautis vocantur.
6. Zu qui huic rei a principe praefecti ſunt ſteht: Rekys genternix dicitur illis Bernſteynherr.

Von dieſen Anmerkungen ſind Nr. 4 und 6 zweifellos die wichtigſten. Denn wir erhalten hier zwei oder drei ſudawiſche Wörter, was bei dem außerordentlich ſpärlichen Material über die Sprache der Sudauer von erheblicher Bedeutung iſt⁷⁾. Daß Polander ſich Mühe gegeben hat, die Sprache richtig zu erfaffen, ergibt die 4. Bemerkung, wo er in Polemik gegen Stüler die Vokabel für Bernſtein ſicher ſtellt. Wir nehmen dazu eine weitere Bemerkung, die Polander zu lib. XXXVII, cap. 3 des Plinius gemacht hat. Er ſtellt dort neben Auſtraviam Sudawen und ſchreibt dazu: Sudini, maritimi populi in Prussia, ubi maximus est succini proventus, sua lingua Gentaram vocant succinum, quasi dicas eterra genitum. Sed vide in fine huius operis Pliniani annotationem nostram de hac re plenioram (d. h. die am Ende dieſes Aufſatzes abgedruckte Notiz). Hier überliefert uns Polander das ſudawiſche Wort als einen —a-Stamm, während Randnotiz Nr. 4 auf —us ausgeht, da der u-Hafen deutlich daſteht. Vermutlich heißt die Endung in Wahrheit —as. In beiden Fällen iſt der dritte

^{o)} Abgedruckt in den Acta Borussia, Bd. I, Abg. 1730, S. 112. Abg. 1924, S. 53 f.

⁷⁾ Vgl. Gerullis, Zur Sprache der Sudauer-Natwinger, in der Feſtſchrift, Adalbert Bezzenberger dargebracht, Göttingen 1921, S. 44 ff.

Buchstabe so geschrieben, daß er u und n gelesen werden kann. Die Lesung wird aber durch die Deutung Poliansers sichergestellt. Er will das Wort als „e terra genitum“ deuten. So wertlos diese echt humanistische Hypothese ist, stellt sie doch das n sicher. Das paßt auch zu litt. gentaras. Wir haben es hier mit einem gemeinen baltischen Wort zu tun. Anders steht es mit der Bemerkung Nr. 6. Das Wort für „Herr“ findet sich als rikis, rikijs, rekis, rickis, rykyes, reykeis, rikeis im Preußisch-deutschen Vokabular wie in den Übersetzungen des Lutherischen Katechismus. Genternix weist offenbar das Suffix —nik — (—enik—) auf⁸⁾. Man kann gentaras : genternix wohl in Parallele stellen zu balgnan (Sattel): balgninix (Satteler); grikas, gen. (Sünde): grikenix (Sünder)⁹⁾. Es würde also genternix etwa „Bernsteinmann“ zu übersetzen sein.

Diese Feststellungen sind von erheblicher Bedeutung für die sprachliche Eingliederung der Sudauer. Zwar heißt es unzweideutig in der Einteilung zur Übersetzung des preußischen Katechismus vom Jahre 1545: „Die Sudawen aber mielow ihre rede etwas nhyderiger wissen sich doch jen diese preußnische sprach, wie sie alhie im Catechismo gedruckt ist: auch wol zuschicken vn vernemen alle wort“ und das wenige, was wir an sudauischen Brocken oder Namen haben, paßt gut zu dieser Behauptung. Aber gewisse polnische und litauische Schriftsteller möchten eine nähere Verwandtschaft der Sudauer mit den Litauern erweisen, indem sie sich auf unklare Notizen mittelalterlicher polnischer Chronisten stützen. Unsere Randnotiz erweist aufs neue, daß das ein Irrtum ist. rekis— ist preußisch; die Littauer sagen auf Herr: wiespats oder ponas. rykys ist zwar entlehnt, aber nie heimisch geworden¹⁰⁾. Und das Suffix —nik — (—enik —, —inik —) heißt im litulettischen —nink — oder —niek —. Die Sudauer sind ihrer Sprache nach nichts anderes als ein Stamm der Preußen, vermutlich nicht mehr von den benachbarten Samländern verschieden als etwa die Pomejanier. Polianer hat also recht, wenn er im allgemeinen sagt: Die Sudauer, die meist nicht deutsch sprechen, haben ihre eigene Sprache, die auch die übrigen Preußen sprechen.

*

Brief von Johannes Polianer (Graumann) aus Königsberg i. Pr. an seinen Freund Caspar Boerner in Leipzig vom Jahre 1535.

Sambiensis terra, ex terris Prussiae primaria, a Pregora fluvio, qui Konigspergium alluit, usque ad mare extenditur. Illic ad maris litus habitant Sudini, quorum regio maritima ad sex vel septem milliaria extensa Sudavia dicitur, quam Plinius recte Austraviam vocavit. In cuius fere medio, quae Austraviae pars Prüsten appellatur, paeninsula in mare

⁸⁾ Vgl. Gerullis, Die altpreußischen Ortsnamen, Wln. u. Lpz. 1922, S. 249 f.

⁹⁾ Diese Beispiele verdanke ich neben Gerullis dem Veristen bei Trautmann, Die altpreußischen Sprachdenkmäler, Göttingen 1910.

¹⁰⁾ Vgl. Trautmann a. a. O. S. XV.

excurrit, quae Prüsterort celebri nautisque noto vocatur nomine, ad longitudinem sesquimilliaris, latitudinem vero complectens unius plus minus milliaris, alta et foecunda tellus, pagos habens et nemus quoque; utrinque autem sinus effert navigantibus periculosos. Prutenis et populus et regio Sudawen vocatur; et distat quinque aut ad summum sex milliariibus a Konigspergio, ubi sedes principis est. habetque supra XXX vicos. Quorum incolae ex veteri debito eo toto litoris tractu e mari venantur et quasi piscantur succinum, quod illis Gentarus patrum lingua dicitur. Nam quod inferius circa Gedanum et in Pomerania, superius vero in Livonico litore colligitur, rarius est et minutius, nec illic provenire putatur, sed aestu maris e vicino illuc iactari.

Porro alias largior alias parcius est succini proventus. Neque enim semper huic venationi seu capturae locus est, sed tantum quoties tempestas ab occidentalibus ventis excitata glesum versus litus eicit, siquidem non solus favonius sed africanus quoque et corus hunc thesaurum in lucem proferunt. Hic itaque post sedatos ventos, aquarum vero procellis nondum sedatis sed adhuc in alterum diem usque — ut fit — fermentibus, Sudini accingunt operimenta, litoris regionem diligenter observantes, ad quam vident venti flatum spectare. illuc igitur ab uno et altero milliari, sive nox sit sive dies, certatim confluunt. nudi cum fluctibus a litore resilientibus currunt in mare, reticulo instructi longae perticae bifurcatae praefixo, cuius os ad ulnae latitudinem patulum est. ubi obvium cum recurrente ad litus fluctu succinum e fundo hauriunt, immo rapiunt, ne cum refluxis undis in mare possit relabi, celeriter comitante secundo fluctu redeuntes ad litus. Simul autem extrahunt herbam quandam in imo mari haerentem, quae pulegio aquatico non multum absimilis est. In litore praestolantur uxores praedam, quae etiam frigido tempore structis passim ignibus fovent maritos, calefacta tegumenta circumdantes argentibus, ut e vestigio rursus in mare procurrant. nam id agere pergunt, quamdiu inveniunt, quod hauriant. Quicquid igitur singulis obvenerit, hoc totum bona fide coguntur ad eos, qui huic rei a principe praefecti sunt, adferi, ubi iuxta mensuram tantundem salis recipiunt, quantum attulerint succini. Hoc praemii labori eorum ex veteri more rependitur. Porro totus hic glessi proventus hoc tempore ad solum principem pervenit. Cuius partem, dum adhuc vigerent in Prussia crucigeri, habuit episcopus Sambiensis, nempe ad unius milliaris longitudinem, sed cuius spatii dimidium magnus magister cum eo communiter usurpabat. Et tamen episcopo quotannis plerumque magna pecuniae summa eo tempore a mercatoribus pro sua portione obvenit. Nunc, ut compertum habemus, ex tot proventu modo sesqui millia marcarum, modo quattuor aut quinque millia, interdum octo aut novem obtingunt; quinque vero ab hinc annis, ni fallor, quin-

decim millia fisco principis accesserunt. Sive igitur virtutem glessi variam, sive pretium spectes, facile intelliges, quod non immerito a Plinio inter gemmas numeretur. — Magna autem cura cavetur, ne furtum in hoc negotio committatur, proinde etiam non temere cuivis patet ad ea Sudinorum loca accessus. Sed praetereundum non est, fieri nonnunquam, ut etiam tranquillo mari in imo fundo inspecta frusta succini maiuscula fuscis extrahantur, pro quibus et plus praemii accipiunt a praefecto suo Sudini. Nam quo grandiores et candidiores sunt glessi portiones, eo plus emuntur a negotiatoribus. Nam aliud est, cuius tunna 30 aureis Rhenensibus emitur, aliud plus quam centum aureis; quod vero optimae notae est, multo carius venit. Evenit quoque interdum, ut ex alta humo longe a mari passim effodiantur hoc genus grana. In maritima vero terra facilius inveniuntur arenis obruta, utpote e mari olim eiecta et neglecta.

Habes locum, in quo generatur et hauritur succinum. De materia vero, unde constet, idem sentio, quod Plinius, cum propter alia multa tum propter insecnem illam copiam variorum vermiculorum et similium minutiarum, quae in pellucido glessi genere reperiuntur, quamvis hodie neque in hoc Prutenico nec adverso litore — ut mediterraneum est mare Balticum — extent arbores resinam stillantes. Pro qua sententia etiam hoc facere videtur, quod non semel inventum est succinum adhuc molle quasi nondum maturum, item quod ex altera parte molle, ex altera duratum fuerit.

Sed finem faciam, ubi tantum de Sudinorum moribus pauca coronidis loco adiecero. Sunt autem indigenae, quorum pauci admodum Germanicam linguam novere. sed suam quandam linguam habent babaram, qua etiam reliquum fere Prutenorum vulgus utitur. Pertinaciter semper studuit haec gens maiorum suorum vestitum, ritus et cultus servare. Nec iunxerunt cum finitimis Prutenis matrimonia, nec quenquam suorum mendicare permiserunt. Inaures gestaverunt nempe anulos, ex quibus minutae nolae seu tintinnabula dependere, omnia ex aurichalco fabrefacta. Haec autem ipsorum ornamenta quemadmodum et panni et vestes eorum omnes non importabantur aliunde, sed ab artificibus domesticis inter ipsos concinnabantur. Apud quos etiam cinguli ex ferro deargentato in usu fuere. Haec inquam et alia id genus multa pertinaciter servaverunt illi, donec cum vicinis Prutenis tandem ab annis viginti, instantibus praefectis, coniugia contrahere coacti sunt. Hinc enim factum est, ut ab antiquis ritibus suis paulatim recesserint. Aegre tamen adhuc a prisca sua idololatria et avitis superstitionibus abstinent, neque ex animo vel papae prius paruerunt, vel nunc evangelio assentiuntur plerique eorum, sed veteres suorum cultus tacitis suffragiis probare non desinunt.

Haec solida testimonia sunt senis cuiusdam minime vani hominis, qui supra quadraginta annos inter Sudinos versatus est, et talia plerumque, quae lippis et tonsoribus hic omnibus nota sunt, exteris vero gentibus parum comperta nec a scriptoribus, quod sciam, exacte prodita.

Johannes Poliander ecclesiastes Regiomontanus Casparo Bornero amico ludimagistro Lipsensi anno 1535 to, sub principe Alberto marchione Brandenburgensi.

Buchbesprechung.

Dr. Hermann Kausning, Zehn Jahre polnischer Politik. Die Entdeutschung Westpreußens und Posen. Berlin (H. Hobbings) 1930. 405 Seiten.

Ein berufener Kenner schildert, zum Teil aus eigener Anschauung, die Entwicklung des Deutschtums in den 1918 vom Deutschen Reich an Polen abgetretenen Gebieten. Seine Darstellung wirkt umso überzeugender und erschütternder, als sie sich frei hält von Sentimentalität und von Gehässigkeit und nur die Tatsachen sprechen läßt. In diesen Gebieten wohnten vor dem Kriege etwa 1 200 000 Deutsche, jetzt sind es nicht mehr als 350 000. Über 500 000 hat das Deutschtum an landwirtschaftlichem Grundbesitz verloren; die ländliche deutsche Bevölkerung ist um 55 Prozent, die städtische dagegen um 85 Prozent zurückgegangen. Politischer und wirtschaftlicher Druck seitens Polens, nicht selten unter Druck der im Versailler Diktat den nationalen Minderheiten zugesicherten Schutzbestimmungen, hat diesen katastrophalen Rückgang des Deutschtums verschuldet. Man nehme diese Entwicklung nicht leicht, etwa in der Erwägung, daß das Korridorgebiet von 1466—1772 ja schon einmal polnisch gewesen ist und dann doch unschwer in Preußen wieder eingefügt wurde. Abgesehen davon, daß Nationalitätsfragen damals noch entfernt nicht die Bedeutung hatten wie heute, — eine Polonisierung des im zweiten Thorner Frieden dem Orden verloren gegangenen Gebietes ist nicht versucht worden; das Deutschtum ist dort vielmehr in jenen 3 Jahrhunderten polnischer Herrschaft erhalten geblieben, ja zum Teil noch durch Durchzug deutscher Kolonisten gestärkt worden.

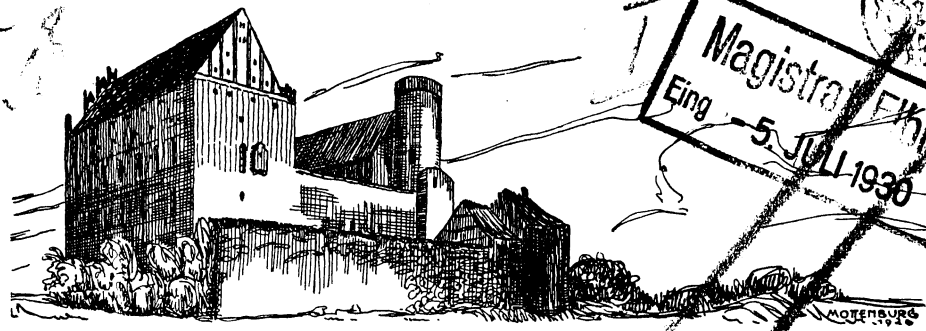
M. H.

Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Druck: Ostpreußische Druckeret und Verlagsanstalt A.-G.,

1930



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 5	1. Juli 1930	Nummer 1
------------	--------------	----------

Inhalt: Vereinsnachrichten, Seite 1. — E. Wermke, Zeugnisse ostpreussischer Musikgeschichte, Seite 1. — E. Anderson, Das Kneiphöfische Rathaus ein Stadtgeschichtliches Museum, Seite 4. — R. Grieser, Ein Stadtprivileg Neidenburgs aus der Ordenszeit, Seite 9. — E. v. d. Velznitz, Das Alter der Gewölbefußsteine in der Kirche zu Wargen, Seite 14.

Vereinsnachrichten.

Im April und Mai sprachen, wie im letzten Heft der „Mitteilungen“ angekündigt, die Herren Dr. Güttler und Dr. Gause. Außerdem teilte in der Maiitzung Herr Oberstudienrat Prof. Dr. Loch einige neue Ergebnisse aus seinen Forschungen über die ältesten Studentenverbindungen Königsbergs mit. Im Juni fand bei leider nur geringer Beteiligung ein Ausflug nach dem Schlachtfeld von Pr.-Eylau statt, bei dem Herr Major v. Sacken lebenswürdigerweise die Führung übernommen hatte. Die Teilnehmer wanderten über die Kreegeberge nach Kutschitten und von dort nach Pr.-Eylau zurück, dankbar für die sachverständigen Erläuterungen ihres Führers.

Zeugnisse ostpreussischer Musikgeschichte.

Zur Ausstellung der musikalischen Schätze der Staats- und Universitätsbibliothek zu Königsberg im Stadtgeschichtlichen Museum.

Von Ernst Wermke.

Königsbergs Ruf als Musikstadt ist seit langem fest gegründet und weithin bekannt. Weniger bekannt dürfte sein, daß die Dokumente jahrhundertelanger Musikpflege in Schrift und Druck, Wort und Note zum großen Teil erhalten sind und in der Staats- und Universitätsbibliothek eine Sammelstätte gefunden haben. In ihren rund 80 000 Bänden Musikkultur und Noten besitzt die Bibliothek nächst der

Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin die nach Zahl und Wert bedeutendste Musikalienammlung Preußens. Nicht im gleichmäßigen Strom der Jahre und Jahrhunderte rieselten diese Massen in die Kanäle der Bibliothek, sondern drei gewaltige Flutwellen führten sie heran. Vor 400 Jahren legte der Stifter der Bibliothek, Herzog Albrecht von Preußen, den Grundstock zur Musikalienammlung, 1852 erfolgte die Erwerbung der einzigartigen Sammlung des Gymnasialdirektors Friedrich August G o t t h o l d und damit die Erhebung der Musikabteilung zu internationaler Bedeutung. Wenn heute die musikhistorische Forschung in Königsberg sich der reichlich fließenden Quellen erfreut, so verdankt sie es hauptsächlich diesem Mann, der, ein Büchersammler und Musikliebhaber großen Formats, in 40 Jahren eine Bibliothek von annähernd 40 000 Bänden zusammenbrachte, in der die reichen musikalischen Schätze den ersten Rang einnehmen. Durch die hochherzige Schenkung an die Staats- und Universitätsbibliothek hat Gotthold die Zersplitterung dieses kostbaren Besitzes verhindert und sich ein bleibendes Denkmal gesetzt*). Die nunmehr einsehkende planmäßige Ergänzung dieser Bestände wurde noch einmal durch einen bedeutenden Zuwachs in den Schatten gestellt: das Kantjahr 1924 bot die Veranlassung zur Erwerbung der Königsberger Musikalienleihbibliotheken Jüterbock und Meyer.

Die Feier des 60. Tonkünstlerfestes des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in Königsberg gab der Staats- und Universitätsbibliothek die erwünschte Gelegenheit, eine Auswahl aus ihren musikalischen Schätzen in den Räumen des Stadtgeschichtlichen Museums der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Wertvolle Stücke und Bildmaterial aus dem Besitz anderer Institute und einiger Königsberger Privatsammler tragen zur Abrundung und Vervollständigung der Ausstellung bei.

Die Ausstellung folgt in ihrer Anordnung dem Gang der Jahrhunderte. Einzelblätter aus Missale-Handschriften des 12. Jahrhunderts mit schönen Miniaturen und ein Manuskript mit Neumen bilden die ältesten Stücke. Bildliche Darstellungen aus Reproduktionen der Manesse'schen Liederhandschrift und des Breviarium Grimani zeigen die Musikübung des Mittelalters. Ausgewählte Stücke der Musikbibliothek Herzog Albrechts von Preußen werfen ein Licht auf die Musikkultur Königsbergs vor 400 Jahren. Prachtvoll geschriebene und mit Initialen geschmückte Handschriften enthalten zahlreiche unbekannt Motetten, Messen und Responsorien von Isaac, Stolzer, Josquin, Willaert und andern Meistern der Zeit, fast alles Unica, darunter auch Ludwig Senfls 1530 für Luther geschriebenes „Non moriar sed vivam“, das, lange verschollen, erst kürzlich hier gefunden wurde. Ein Gesangbuch mit eigenhändiger Widmung Katharina Luthers an die Herzogin Dorothea von Preußen gewährt reizvollen Einblick in die engen Beziehungen zwischen Luthers Haus und dem Herzogschloß in Königsberg. Auf Herzog Albrechts Lieblings-

*) Vgl. Joseph Müller-Blattau: Die musikalischen Schätze der Staats- und Universitätsbibliothek zu Königsberg i. Pr. (Zf. f. Musikwiss. 6. 1923/24. S. 215—39) und Ernst Wermke: Friedrich August Gotthold und seine Bibliothek. (Königsberger Beiträge. 1929. S. 354—73.)

gebiet, das geistliche Lied, weisen sein selbst gedichtetes und eigenhändig geschriebenes Glaubenslied, das erste Königsberger Gesangbuch von 1527, des Heinrich von Miltitz handschriftliche Lieder Sammlung und die photographische Abbildung von Paul Kugelmanns „Etlliche teutsche Liedlein“, Königsberg 1558, von dem nur ein einziges Exemplar in Thorn erhalten ist.

Aus der reichen Sammlung der Königsberger Kirchen- und Gelegenheitsmusik des 17. Jahrhunderts seien die Namen Eccard, Stobaeus, Reichmann und Heinrich Albert („Arien“ mit „Annen von Tharau“) hervorgehoben. Handschriftliche Motetten und Kantaten aus Alberts Besitz, darunter unbekannte Werke von Schein, Rosenmüller und Heinrich Schück, dem Vetter Alberts, wie das von dem berühmten Amsterdamer Organisten Peter Sweelind für Stobaeus geschriebene Hochzeitscarmen bezeugen die Verbindung Königsbergs mit den großen Meistern der Zeit. Neben Johann Sebastianis „Passion“ ist bemerkenswert seine bis vor kurzem unbekannte eigenhändige Handschrift des „Pastorello musicale“, eines Schäferspiels, das 1663 in Königsberg bei einer Hochzeit im Hause v. Wallenrodt in Gegenwart des Großen Kurfürsten zur Aufführung kam. Die preußische Musiktheorie der Zeit ist durch Michael Weida, Conrad Matthaei u. a. vertreten.

Christian Schwarz „Musae Teutonicae“ und Georg Riedels Vertonungen des ganzen Matthäusevangeliums, der 150 Psalmen und der ganzen Offenbarung Johannis in eigenhändigen Partituren führen ins nächste Jahrhundert hinüber. Erstausgaben der bedeutendsten Meister der Zeit, eigenhändige Handschriften von Johann Friedrich Reichardt und Karl Philipp Emanuel Bach, Halters „Lieder beym Klavier“, ein Zelter-Autograph „Die Günst des Augenblicks“, wie das umfangreiche Königsberger Subskribentenverzeichnis von Friedrich Ludwig Bendas „Louise“ verdienen die Aufmerksamkeit des Beschauers. Bemerkenswerte Stücke aus den Werken Hillers, Poddbielskis und C. T. A. Hoffmanns reihen sich an. Das Hochzeitscarmen zur Vermählung Richard Wagners mit Minna Planer in Königsberg, am 24. November 1836, und das Ehrendoktor-Diplom der Albertus-Universität für Franz Liszt, sowie zahlreiche Briefe aus der Sammlung Teppich werfen manches neue Schlaglicht auf die Beziehungen der großen Musiker des 19. Jahrhunderts zu Königsberg. Eine Auslese aus den Handschriften und Druckwerken der Königsberger Komponisten Berner, Dorn, Gock, Jensen, Köhler, Nicolai u. a., bemerkenswerte Theaterzettel, darunter der der deutschen Uraufführung der Carmen in Königsberg, Handzeichnungen und lustige Karikaturen aus Dorns und Köhlers Nachlaß geben den Musik- und Heimatfreunden reiche Anregungen. Ein Überblick über Königsberger musikwissenschaftliche Arbeiten der Gegenwart beschließt die Ausstellung, aus deren Fülle hier nur einiges hervorgehoben werden konnte.

Das Kneiphöfische Rathaus ein Stadtgeschichtliches Museum.

Von E d u a r d A n d e r s o n.

Das urkundliche Material, das uns in Akten, Verträgen, Briefen und in ähnlicher Form überliefert ist, befindet sich von alters her gesammelt in Staats-, Stadt- und zum Teil auch in Privatarchiven. Mit Ehrfurcht nimmt der Forscher die alten Pergamenthandschriften zur Hand, die uns Kunde geben von vergangenen Zeiten. Viel schriftlicher Nachlaß, der auf diese Weise gesammelt wurde, hat durch den Buchdruck Verbreitung gefunden, und die Ergebnisse eifrigster Arbeit einiger Gelehrter sind nach und nach Allgemeingut des Volkes geworden. Außer diesen schriftlichen Vergangenheitszeugen hat man schon längst gegenständliche Urkunden gesammelt: Kunstwerke, Gebrauchsgegenstände, Tiere, Pflanzen, Mineralien, Absonderlichkeiten usw., die dann vielfach in buntem Nebeneinander in unzulänglichen Räumen aufbewahrt wurden. Allmählich mußte sich der Sammler bzw. der zu Sammelzwecken gegründete Verein auf besondere Gebiete spezialisieren, weil das Material sich so mannigfaltig gestaltete, daß es in der bisherigen Weise nicht mehr zu bewältigen war. Infolge des Vermögensverfalls griff denn auch die öffentliche Hand ein, indem sie Räume zur Aufstellung der Sammlungen schaffte und Mittel für die ordnungsmäßige Verwaltung und systematische Bearbeitung zur Verfügung stellte.

Erst in ganz neuester Zeit ging man daran, auch der Stadtgeschichte die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken und ihr die Bedeutung beizumessen, die ihr gebührt. So auch in unserer Provinz. Nach dem Kriege, der uns von unserem Vaterlande durch den Korridor ab schnürte, kam es weiten Kreisen zum Bewußtsein, wie wichtig es ist, unsere deutsche Kultur in Preußen zu betonen, und daß nur ihre Überlegenheit uns die Mittel in die Hand gibt, gegen die Einflüsse slavischer Länder uns zu behaupten. So entstanden neben den bereits in Königsberg vorhandenen Sammlungen vorgeschichtlicher, wissenschaftlicher, künstlerischer und kunstgewerblicher Art in der Provinz eine Anzahl von Heimatauseen, die sich die Aufgabe stellten, jene Reste zu sammeln und zu erhalten, die uns noch als Zeugen vergangener Zeiten städtischer Geschichte geblieben sind. Der Gedanke, ein Stadtgeschichtliches Museum in Königsberg zu errichten, war darum zeitgemäß, und als 1927 die Stadtverwaltungsräume nach dem Rathaus verlegt wurden, war es ein bleibendes Verdienst des Oberbürgermeisters Dr. Dr. h. c. Lohmeyer, daß unser altes historisches Rathaus im Kneiphof mit seinen schönen Räumen — insbesondere dem berühmten Magistrats-Sitzungsaal und dem Junkerhof — nicht wie so viele andere historische Gebäude unserer Stadt der Vernichtung anheimfiel, sondern den äußeren Rahmen für das Stadtgeschichtliche Museum gab.

Schon die Geschichte des alten Rathauses weiß manche Dinge zu erzählen aus alter und neuer Zeit. Als man die Stadt Kneiphof 1326 gründete, mußte man sich mit dem Raum, der zur Verfügung stand,

aufs äußerste einschränken. Die Pregelinsel (das Bogtswerder), auf der man baute, war nicht groß; ein Drittel davon gehörte sogar dem samländischen Bischof, der bekanntlich darauf die Domkirche erbaute, die von der Stadt durch eine Mauer abgetrennt war. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß der Marktplatz vor dem Rathaus sehr klein ist. Auch das Rathaus war einst nur ein bescheidener Bau, dessen Grundrisse die heutigen Keller zeigen, deren Gewölbe noch Überreste aus der gotischen Zeit sind. Erst nach und nach wurde durch Hinzunahme der anliegenden Häuser das Rathaus erweitert, und als man gegen Ende des 17. Jahrhunderts vor diese Gebäude eine Fassade, wie eine Theaterkulisse, vorbaute, gab man dadurch dem Zeitgeschmack Ausdruck, welcher sich in der Person und im Wirken des damaligen Kurfürsten Friedrich III. auslebte und Gefallen an reichgeschmückten Architekturfrieden fand. Gleichzeitig aber beschäftigte man auch Stuckateure und Bildhauer im Innern des Baues, Schöpfer figurenreicher Stuckdecken, die noch heute die Bewunderung aller Kunstfreunde erregen.

Als mit der Einrichtung des Museums begonnen wurde, war es natürlich die erste Aufgabe, die vielen störenden Einbauten, die ein immer größer werdender Bürobetrieb erfordert hatte, zu entfernen und die ursprünglichen, auf den alten Grundrissen errichteten Räume möglichst herzustellen. Dieser Aufgabe unterzog sich Stadtbaurat Mast im Verein mit Magistratsbaurat Stallmann mit großem Eifer und Geschick.

In den verschiedensten städtischen Räumen lagerten seit Jahrzehnten alte Holzdecken, bemalte Balkendecken, große Tafeln, auf denen Stuckreliefs angebracht waren, die bei notwendigen Erweiterungsbauten von der Stadt erworben und aufgehoben wurden. Die Schwierigkeiten, die sich bei der Unterbringung dieser schönen Zeugen einer bürgerlichen Baukunst ergaben, lagen nun darin, daß sie erst einmal neu zusammengesetzt und wieder hergestellt und dann den vorhandenen Räumen entsprechend auf den Museumsbau verteilt und ihm eingefügt werden mußten. Dabei half der Umstand, daß man im 16. und 17. Jahrhundert für Bürgerhäuser in Königsberg in den Ausmaßen sich an bestimmte Größen der umbauten Räume gehalten hat, so daß ein merkwürdiger Zufall es fügte, daß fast alle Decken ohne nennenswerte Veränderungen in der ursprünglichen Größe eingebaut werden konnten. Wer heute das Oberbürgermeisterzimmer des Museums betritt und die reichgeschmückte Holzdecke mit Recht bewundert, wird kaum glauben, daß diese Decke zum größten Teil aus Splintern und Bruchstücken bestand. Sie war von der Stadt beim Umbau des Hauses Altstädtische Langgasse 7 (Goldene Axt) etwa 1905 für einen geringen Preis gekauft worden. Bei der Wiederherstellung begann nun ein Ausprobieren und Aneinanderpassen der einzelnen Teile, die von einer dicken Schicht von Anstrichen weißer Deckfarben gereinigt werden mußten. Dabei ergab es sich, daß diese Decke niemals — wie von manchen Stellen vermutet wurde — farbigen Anstrich gehabt hatte; dem Zeitgeschmack entsprechend war sie in Holz geschmückt und hatte durch den weißen Anstrich den Charakter einer Stuckdecke erhalten. Da sie vermutlich aus derselben Werkstätte hervorgegangen ist, aus der im Rathaus die Füllungen zu der 1905 abgebrochenen und

bei der Treppe verwendeten Pfeiferempore stammte, wurde sie nach der Fertigstellung und Ergänzung durch den *Holzbildhauer Bönn* in ähnlicher Weise behandelt wie diese, d. h. die Holzdecke wurde dem Material entsprechend zur Konservierung nur mit Firnis getränkt. Leider war das dazu gehörige Mittelbild, das eine Himmelfahrt Christi darstellte, verloren gegangen und nicht mehr auffindbar. So mußte man zu der Muthilfe greifen und ein anderes Gemälde (eine Kopie nach Anibale Carracci: „Triumph der Galatea“) verwenden, das etwa im Zeitgeschmack mit der Umrahmung zusammenstimmt. Schwieriger war es, die hölzerne Balkendecke aus dem Hause *Altstädterscher Markt 15* — in dem der Dichter *Jacharias Werner* geboren wurde — einzubauen. Diese Decke erforderte einen größeren Raum, der bisher im alten Rathaus nicht vorhanden war. Jedoch auch hier half der schon erwähnte Zufall, daß die Balkenlängen genau für den Raum paßten, wenn eine trennende Wand entfernt wurde, die einst den Korridor von den Diensträumen schied. Es war bei dem Umbau lobend anzuerkennen, daß sowohl die Zimmerleute wie die Maurer allmählich immer mehr und mehr sich für die Einrichtung des Museums erwärmten und, wie sie die vortreffliche Arbeit ihrer Berufsgenossen verflößerer Jahrhunderte anerkannten, nun ihrerseits das Werk zu fördern bestrebt waren. — Das *Sandsteinportal*, die Sandsteinpilaster und andere Verzierungen desselben Hauses — erbaut 1595 — hatte man beim Abbruch auf einem Bauhof wahllos zusammengefahren, und es bedurfte mühevoller schwerer Arbeit, diese einzelnen Bauteile wieder zusammenzusuchen und von den häßlichen Ölfarbenanstrichen zu reinigen. Dabei konnte man feststellen, daß die Hausfassade ursprünglich reich vergoldet und mit roten und schwarzen Farben, die sich sehr fest mit dem Sandstein verbunden hatten, geschmückt gewesen war. Man hatte für die Fassade zum Teil gotländischen und zum Teil Bremer Sandstein verwandt; letzterer hatte sich als der widerstandsfähigere erwiesen, während der gotländische, aus dem auch die beiden wappenhaltenden Löwen des Portals gefertigt sind, äußerst mürbe geworden war und abbröckelte.

Die *Stuckdecken* für die anderen Räume konnten durch den Einbau von Wandschränken, die notwendig waren und die Zimmer verkleinerten, passend gemacht werden. Bei der Wiederherstellung dieser Stucktafeln hat der *Bildhauer Reinhold Balzer* sich durch die sachgemäße Schonung der erhaltenen Teile und sinngemäße Ergänzung Verdienste erworben. Die Decken mußten natürlich ihren ursprünglichen Charakter behalten, jeder Beschauer sollte sofort erkennen können, was von dem alten Werke erhalten und was ergänzt ist. Darum wurde von einer Bervollständigung etwa fehlender Gliedmaßen bei den Figuren usw. abgesehen. Jede Ergänzung, auch wenn sie noch so geschickt erfolgt, ist immer ein Fremdkörper am Werk des Künstlers, und man blickt sehr viel leichter über die fehlenden Teile hinweg, als man den Verdruß über schlechte Ergänzung verwindet. Der Zufall half weiter bei der Einrichtung. Bei der notwendigen Fortnahme einer Gipsverschalung trat in einem Raum eine *hemalte Balkendecke* des 17. Jahrhunderts zutage, die in ihrer tadellosen Erhaltung ein gutes Bild vom bürgerlichen Geschmack jener Zeit und

der Art, die Wohnräume behaglich zu machen, gab. Die wesentlichsten Veränderungen, die durch die Einrichtung des Museums im Rathausgebäude erfolgten, sind damit abgeschlossen. Alles übrige wurde nur instand gesetzt und für die Aufnahme von Vitrinen, für das Anbringen von Bildern hergerichtet, denn es war eine selbstverständliche Pflicht, bei allen Einrichtungen die größte Sparsamkeit walten zu lassen.

Was sollte nun diese neue Sammlung in sich aufnehmen? Beabsichtigt war es, dem Besucher ein Bild von der Geschichte und Entwicklung unserer Stadt zu geben. Der Einheimische, auch der Fremde, sollte erfahren, welche Geschehnisse unsere Stadt bewegt hatten. Man mußte da zuerst natürlich an die *Vorgeschichte* denken, die zeigte, welche Bedeutung das Land in ältester Zeit gehabt hat. Da durfte man natürlich nicht an jenen Zeugen vorbei gehen, die die Zeitungen längst vergangener Epochen bewahrten, *Bernstein* und *Bernsteineinschlüsse*. Bis auf den heutigen Tag ist ja Ostpreußen das einzige Land der Welt, das dieses fossile Harz in größerer Menge zutage fördert, und unsere staatliche Bernsteinmanufaktur versendet ihre Produkte in alle Länder der Erde. Aber auch die Zeit der heidnischen Preußen zeigt sich in einigen *Bodenfunden*, die den Beweis einer Kultur erbringen, die lange vor jenen Tagen liegt, in denen der *Deutsche Orden* bei uns einzog, um das Land zu unterwerfen und zu christianisieren. Die Zeit des Ordens, die Zeit der *Herzöge*, *Kurfürsten* und *Könige* mußte angedeutet werden, da ja leider nur wenig gegenständliche Urkunden aus dieser Zeit erhalten sind. Es gelang eine reiche *Münzensammlung* zusammenzustellen, die einen großen Teil jener Münzen zeigt, die seit der Ordenszeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in unserer Stadt geprägt wurden. Ebenso weist eine *Medaillensammlung* auf die Huldigungen, Krönungen, Stadtjubiläen hin, die im Laufe der Jahrhunderte unser altes Schloß erlebt hat. Königsberg mit seinen drei Städten hat natürlich immer ein lebhaftes *Kunst- und Innungswesen* gehabt, das beweisen die vielen Truhen und Innungspokale, Trinkgefäße, Zepter usw., und diese Handwerker schufen auch manches andere kunstvolle Werk, das aufzuheben erforderlich ist.

Von jeher war Königsberg ein Sitz der Wissenschaft, und Welt-*ruhm* erhielt die Stadt durch *Immanuel Kant*, an den *Andenken* in einem Zimmer des Museums vereint sind. Als Kant starb, gelangte sein Nachlaß zur Versteigerung und wurde in alle Welt zerstreut. Bis zum Jahre 1893 stand wenigstens das Haus — Modell im Museum —, in dem er gelehrt und gelebt hatte. Wie es so zu gehen pflegt, haben seine Mitbürger wohl nicht die Bedeutung des Mannes im ganzen Umfange erkannt. Unruhige Zeiten, der Krieg im Anfang des 19. Jahrhunderts, sowie auch die vielfachen Beschränkungen, die bis zum Jahre 1848 selbst der Wissenschaft auferlegt waren, brachten es mit sich, daß man allmählich vergaß, was man der Stätte schuldig war, an der ein großer Mann gelebt und gewohnt hatte. Viele Jahre haben sich die wenigen erhaltenen Andenken an den großen Gelehrten in den Räumen des alten Prussia-Museums befunden, wo sie kaum in pfleglicher Weise behandelt sind. Die Handschuhe fraßen die Motten,

der Gut verstaubte, die Bilder erhielten Stockflecke, und die Rahmen wurden beschädigt. Es war schon ein großer Schritt zur Bessernug, als man sie vor der großen Kantfeier 1924 in einem Raum der Stadtbibliothek sammelte. Von dort sind sie denn ins Stadtgeschichtliche Museum gekommen. Es ist ja nicht viel, was vorhanden ist, aber immerhin darunter noch manches interessante Stück, und wenn man beobachtet, mit welcher Ehrfurcht die Ausländer, insbesondere Japaner und Chinesen diese Dinge betrachten, so empfindet man es doppelt schmerzlich, daß nicht schon im Beginn des 19. Jahrhunderts eine Stelle geschaffen wurde, die ex officio verpflichtet war, solche Dinge zu sammeln; denn es ist sicher, daß noch im vergangenen Jahrhundert und auch noch bis zum Weltkriege viele Gegenstände aus allen Gebieten des Lebens vor der Vernichtung hätten bewahrt werden können, hätte man die notwendigen Räume bereitgestellt sowie eine Dienststelle dafür eingerichtet. Weiter brachte es die Museumseinrichtung mit sich, daß man von andern bedeutenden Gelehrten solche Andenken in einem anderen Zimmer vereinigen konnte. Zu den großen Männern, die im vorigen Jahrhundert den Ruhm unserer Universität ausmachten, gehörten die miteinander verwandten Familien Hagen, Bessel und F. Neumann. Der Umstand, daß die 94jährige Tochter des großen Physikers Franz Neumann sich entschloß, den größten Teil des Hausrats ihres Vaters dem Museum als Leihgabe zu überlassen, machte es möglich, nicht nur viele persönliche Gebrauchsgegenstände jener Gelehrten, sondern auch manche ihrer wichtigen Papiere zu erhalten, die sich auf ihr Leben und ihren Werdegang beziehen.

Eine andere Aufgabe des Museums ist es, soweit wie irgend möglich, Abbildungsmaterial sowie auch Stadtpläne, an denen Königsberg besonders reich ist, zu sammeln. Eine Anzahl von plastischen Modellen, die die großen Veränderungen infolge der 1910 einsetzenden Entfestigung sowie die gewaltigen Hafengebäuden anschaulich machen, die während und nach dem Kriege entstanden sind, werden geschichtlichen Wert behalten. Der Anfang einer Sammlung von Autogrammen berühmter Königsberger ist bereits gemacht, und der Vergleich von Handschriften wird dem Graphologen manches Interessante bieten. Nach und nach wird man der Stadtentwicklung in den einzelnen Zweigen ihrer Verwaltung Aufmerksamkeit schenken müssen. Bei einigen Abteilungen, wie Feuerwehr, Schlachthof, Schulwesen hat man bereits den Anfang gemacht, und in unserer schnelllebigen Zeit muß man oft mit Erstaunen feststellen, wie bald Dinge vergessen werden, deren Gebrauch noch vor wenigen Jahrzehnten als letzte Errungenschaft der Technik gepriesen wurde. Doch es erübrigt sich alles aufzuzählen, was in der kurzen Zeit seit der Eröffnung des Museums bereits gesammelt wurde.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß es auch die Aufgabe des Museums ist, durch ständig wechselnde Ausstellungen immer wieder das Interesse für Geschichte bei unseren Mitbürgern zu erwecken. Im Verein mit der Staats- und Universitätsbibliothek, der Stadtbibliothek, dem Stadt- und dem Staatsarchiv, die in dankenswerter Weise diese Ausstellungen durch Hergabe geeigneten Materials unterstützten, konnte man viele Dinge einer breiteren Öffentlichkeit

zugänglich machen, die bisher nur wenigen Fachleuten bekannt und zugänglich waren. Ein Museum soll dem Publikum dienen, durch geeignete Zusammenstellung interessanter Gegenstände versucht man weite Kreise zur Teilnahme an die Arbeit heranzuziehen. — Es ist nicht Aufgabe der Bibliotheken und Archive, ihre Bestände als Ausstellungsobjekte zu behandeln, jedoch ist es Pflicht eines Museums, die oft kunstvollen oder kulturgeschichtlich interessanten Formen, in denen Bücher und Urkunden ausgefertigt wurden, dem Publikum zu zeigen. Das Stadtgeschichtliche Museum soll außerdem Lokalforschern behilflich sein und nach und nach Abbildungsmaterial für ihre Veröffentlichungen sammeln. Es ist deshalb eine systematische Aufnahme von alten Gebäuden, Plätzen und Straßen der Stadt vorsehen, die im Laufe der Jahre wenigstens im Bild das zu erhalten versucht, was den Anforderungen des Verkehrs weichen muß. Ebenso wird es notwendig sein, eine Bibliothek zu schaffen, die in weitestem Maße alles in sich vereint, was auf die Geschichte und Entwicklung unserer Stadt Bezug hat. Viel Material, das von Behörden, Schulen und sonstigen Instituten über die Veränderung der Verwaltung der Stadt, die Beziehungen von Handel und Handwerk usw. herausgebracht wird, wird man sammeln müssen, da erfahrungsgemäß gerade diese Dinge so außerordentlich leicht verschwinden, daß es heute z. B. schon sehr schwer ist, aus der Kriegszeit, der Revolution und der Inflation Zeitungen, Veröffentlichungen, Bekanntmachungen und Aufrufe zu erhalten. An letzter Stelle wollen wir noch darauf hinweisen, daß in vielen Familien sich zahlreiche Andenken befinden, die sich auf die Vergangenheit der Stadt beziehen, als da sind: Bildnisse, Urkunden, Gebrauchsgegenstände, Stammbäume usw. Sie sollten im Museum eine Sammelstätte erhalten. Hoffen wir, daß es im Laufe der Zeit immer reicher an Schätzen wird und seine bei der Gründung beabsichtigten Zweck erfüllt, damit wir stolz sein können auf das, was wir ererbt von unsern Vätern haben, daß wir es nicht nur besitzen, sondern auch für uns nützen!

Ein Stadtprivileg Johannsburgs aus der Ordenszeit.

Von Rudolf Grieser.

Am 8. November 1645 wurde der Flecken Johannsburg durch ein Privilegium¹⁾ des Großen Kurfürsten zur Stadt erhoben. Ein alter Wunsch der Einwohner und ein schon lange von der Landesherrschaft erwogener Plan ging in Erfüllung. Das Privileg selbst verkündet es, daß schon Kurfürst Johann Sigismund (1611—19) die Absicht gehabt habe, den Einwohnern „Stadtrecht und bürgerliche Nahrung wiederfahren zu lassen“, eine Absicht, die dann aber „wegen allerhand einfallenden Hinderungen nicht zu Werk hat gerichtet werden können“.

¹⁾ Herausgegeben von G. Conrad. In: Mitt. d. Lit. Ges. Masovia V (1899) S. 153 ff.

Daß jedoch bereits 200 Jahre früher, noch unter der Ordensherrschaft, die Gründung Johannisburgs als Stadt unmittelbar bevorgestanden hat, daß schon eine entsprechende Urkunde, wenn nicht im Original, so doch mindestens im Konzept abgefaßt wurde und im Wortlaut überliefert ist, dürfte bisher unbeachtet geblieben sein.

Militärische Erwägungen leiteten wohl ausschließlich den Hochmeister, als er 1345 unmittelbar nach dem vernichtenden Einfall Dgierds und Kynstuds die Johannesburg in der Wildnis am Bissek als Sitz eines Pflegers erbauen ließ²⁾). Mochten auch wiederholte feindliche Überfälle aus Litauen 1361 und 1366 die eben errichtete Feste vernichten, immer wieder erhob sich über ihren Trümmern die Johannisburg von neuem. Daß hier 1392 in Gegenwart einer großen Zahl von Ordensbrüdern und Pilgern die Feier des Ehrentisches stattfand³⁾, mag auch als ein Zeichen dafür gelten können, welche Bedeutung die Burg allmählich gewonnen hatte.

Etwa zwanzig Jahre nach der frühesten Anlage der Befestigung, schon ein Jahr, nachdem sie von Kynstuds Scharen zum zweiten Male niedergebrannt war, hat sich die erste Nachricht von einer Siedlung bei der Johannisburg erhalten. — Aus Bienern und Jägern setzte sich die „Einwohnerschaft vor dem Hause Johannisburg“ zusammen, der am 10. November 1367 der Komtur von Balga freie Jagd und Fischerei mit gewissen Einschränkungen in den umliegenden Wäldern und Gewässern außer dem Warschau- und dem Niedersee verlieh⁴⁾). Diese Urkunde ist das früheste und lange auch das einzige Zeichen für das Bestehen einer Gemeinde bei der Johannisburg, ja, man geht vielleicht nicht fehl in der Annahme, daß sich eine solche auf Grund jener gemeinsam verliehenen Gerechtsame und des gemeinsam auferlegten Zinses damals erst zusammenschloß. Über ihre, wenn auch vermutlich ganz primitive Verfassung erfahren wir aus der Urkunde nichts.

Jahrzehnte hindurch blieb die Biener- und Jägeriedlung vor dem Ordenshause die einzige Ortschaft im Johannisburger Bezirk. Erst im dritten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts begann der Orden mit der planmäßigen Besiedlung und damit Urbarmachung des Gebiets. — Während der westlich des Bissek gelegene Teil weiterhin noch lange Zeit nahezu unbesiedelt von fast ununterbrochenen Wäldern bedeckt blieb, legten die Komture von Balga östlich des Flusses von 1428 an bis zur Mitte des Jahrhunderts über 25 Dörfer an⁵⁾.

Aus jener Zeit nun sind auch einige Nachrichten überliefert, die auf die alte Bieneriedlung bei Johannisburg ein, wenn auch spärliches Licht werfen. Der Komtur von Balga beklagte sich beim Hochmeister 1450 über die von den Bienern ihm abgeforderten hohen Preise für Honig, daneben aber findet sich eine Andeutung, die darauf hinweist, daß man gedachte, den Johannisburgern die Fischerei und Jagd, welche

²⁾ Wigand von Marburg: SS. Rer. Pruss. II, S. 508.

³⁾ Wigand von Marburg: SS. Rer. Pruss. III, S. 648 f.

⁴⁾ Vgl. Voigt, Cod. Dipl. Pruss. III, S. 125 f. sowie eine unzuverlässige deutsche Übersetzung derj. Urkunde ebenda Bd. IV, S. 9.

⁵⁾ Vgl. Töppen, Gesch. Majurens; S. 106 ff. und Ketrzynski, O Ludnosci Polskiej w Prusiech Niegdys Krzyzackich; 1882, S. 420 ff. Vgl. dazu auch die Karte von Josef Karonski, Districtus Johannesburgensis; 1660. (Staatsarch. Königsberg. C 380.)

ihnen 1367 in fast unbefchränktem Maße zugebilligt war, einzuschränken oder gar ganz zu untersagen, dafür ihnen aber ihre Anwesen zu fulmischem Rechte zu verleihen⁶⁾. In welcher Richtung die Verhandlungen über diese Angelegenheit weitergeführt wurden, entzieht sich unserer Kenntniss, ein anderes Projekt ist jedoch damals aufgetaucht, welches, wenn es durchgeführt wäre, die Lage der Wiener bei Johannisburg völlig verändert hätte. Es war — wie bereits oben angedeutet — der Plan, dort eine Stadt anzulegen. Da außer dem Privileg, das lediglich in einem Register der Hochmeisterkanzlei mit voller Datierung und Zeugenreihe überliefert ist⁷⁾, keinerlei weitere Nachrichten über diesen bemerkenswerten Versuch vorliegen, so scheint die hier folgende volle Wiedergabe der Urkunde sich zu rechtfertigen.

Marienburg; 1451, Mai 15.

Der HM Ludwig von Erlichshausen gibt 200 Hufen im Gebiet Balga aus zur Besetzung einer Stadt Johannisburg durch Lorenz Alluwn.

Wir bruder Ludwig von Erlichshuwzen homeister des ordens der bruder des hospitals sanct Marien des deutschen huwses van Jerusalem thun kunt allen, den dese schriffte werden vorbracht, das wir mit rate, willen und volbort unserer metegebitiger usgegeben und durch unsern getruwen Lorentez Alluwnen besetzt haben unsere stadt Johansburg genant, im gebiete Balge gelegen. Darczu haben wir derselben stadt und iren inwonern gegeben und geben en, iren erben und nachkomeligen in krafft deses brieffes czweihundirt huwben an acker, wezen, weden, welden, poschen, bruchern und strewchern bynnen solchin grenitezen, als en die van unsirn brudern seyn beweiset, frey erblich und ewiglich czu Colmisschim rechte czu besitezen mit solchir bescheidenheit, so das der pfarrer, der daselbest czu Johansburg czur czeit seyn wirdt, czehne, Lorencz Aluwn, der scholcze, seyne erben und nachkomelinge dreysig und darczu drey hofestete in derselben stadt, und die inwoner derselben stadt hundert und czehnen huwben czu gemeynem notcze erblich und ewiglich sollen frey haben und gebrochen; sunder die besitezer der obrigen funffezig huwben sullen uns und unsern brudern van itzlicher huwben neuen gutte scot alle jor jerlich uff sanct Mertens, des heiligen bischoffes tag pflichtig seyn czu czinßen. Sulchen czins van den funffezig huwben dirlassen wir sie czenczig (!) jor lang van datum deses brieffes, so das sie denen irsten sullen anheben czu czinßen und darnach sollen sie iren czins jerlich geben und bezalen. Wir freyen sie ouch des pflugkornes, so das sie keyn pflugkorn sullen geben. Darczu sullen die inwoner derselben stadt van itzlicher hofestadt bynnen der stadt eyn gut scot alle jor jerlich uns und unsirn huwze uff sanct Mertens tag pflichtig seyn czu geben, usgescheiden des scholtzen drey hofestete, die davon sullen seyn gefreyet. Solchin hofeczins dirlassen wir sie ouch czechen jor lang van datum deses brieffes, so das sie denn irsten sullen anheben, solchin czins czu geben.

Wir geben ouch dem scholtzen alle seynen erben und nachkomen die cleinen gerichte als die vier schilling und darunder, das sie die

⁶⁾ Staatsarch. Königsberg Ord. Brief 1450, Jan. 6 und 1450, Aug. 24: „... uff ein sulchs enpfal ich meynem kellermeister zcu J. und lis en vorbitthen dy welde und die fischeren. Also habin sy in gebunge dißs briffs ir drey czu mir gesand und an mich lassin fregin, waz ir recht ich en gebin wulle . . .“ „... ich las mich dunde daz en kölmisch recht am nützten sey, daz sy daz er mögin uff ire kinder erbin . . .“

⁷⁾ Staatsarchiv Königsberg. Ord. Fol. 97 b, fol. 224 f.

alleyne mogen und sollen nemen und behalden, sunder alles, das in czukomenden ewigen czeiten gegeben und gefallen wirtd sowol van strassengerichten, van gerichtten obir hals und obir hand und sust van allen anderen gerichtten. Van den sachen und brochen, die do bynnen der stadt und darczu czwelff czeile lang vor allen thoren derselben stadt werden gescheen, sal men in drey teile teilen und sal davon eyn teil unsirs ordens brudern, das ander teil der stad und das dritte dem scholtzen, der czur czeit seyn wirt, geben. Wir wollen ouch, das keyn scholcze, der czur czeit seyn wirt, daselbest eyzigerlay sache, die an hals und hand geet, richten solle ane kegenwertikeit unserer bruder adir irer boten; und was wir und unsere brudere van solchin gerichtten dirlassen werden, das sullen die stadt und der scholtze ouch dirlassen.

In gleicher weyze sal men ouch alle den czinss, der in derselben stadt gefallen wirtd van fleischbencken, brotbencken, schubbencken, hokenbwden und kellern undir dem rathuwze, in drey teile teylen und davon eyns unsern brudern, das ander der stad und das dritte dem scholtzen, der czur czeit seyn wirt, geben.

Van sunderlichen gnaden vorleyen wir den inwonern derselben stadt freye fichereye in den zehen Prestlawken, im großen Algoczyn und im cleynen Algoczyn mit cleppen, secken, waten und netezen, das trubenetze usgeschlossen. Wir gonnen ouch dem burgermeister derselben stadt, der czur czeit seyn wirt, czwene fischsecke in die Pisse undenwennig den oelsecken czu setzen. Van sunderlicher gonst vorleyen wir dem scholzen, seynen erben und nachkomelingen, das sie czwene fischsecke und eynen oelsag in die Pisse undenwennig den oelsecken unserer bruder und der unsern und darczu vier secke czu Warschaw in den zehe und nicht in das vlys setzen und der gebrochen mogen alleyne czu irem tische so doch, das sie den strom derselben vlisses Pisse nicht vorsetzen. Und was wir itczundt bewten haben uff denselben czwenhundert hwben, sie seyn besetzt adir umbesetzt, die sollen sie uns gonnen, die weile die bewme derselben bewten steen, und wir wellen ouch alda keyne neuwe bewthen widder lassen machen.

Des czu merer sicherheit und ewigem gedechtnisse haben wir unsir ingesegil anhangen lassen desern brieffe, der gegeben ist uff unsirm huwze Marienburg am nesten sonnabende vor dem sontage so die heilige kirche Jubilate pflaget czu singen. In der jorzcal unsirs herren tawsend vierhundert und in dem eynundfunffczigsten jare.

Geczewge seyn die ersamen und geistlichen unsire lieben in gote brudere Ulrich van Eynsenhofen großkompthur, Kylian van Exdorf obirster marschalk, Henrich Rews van Plauen obirster spiteler und czum Elbinge, Henrich Soler van Richtemberg obirster trappier und czu Cristburg kompture, Lenhard Parsberger treffler, Albrecht Kalb komptthur czu Thorun, und Eberhardt van Wezenthaw komptthur czur Balge, her Andres unsir caplan, Henrich Rouffleyn van Richtemberg und Henrich Nothafft unsire compan. Johannes und Steffanus unsire schreiber und vele andere truwirdige lewthe.

Die völlig fertige Form der Urkunde läßt die Vermutung gerechtfertigt erscheinen, daß der Plan schon über das Stadium der Erwägungen, Beratungen und Verhandlungen hinausgereift war. Augenscheinlich sollte nicht einfach die bereits bestehende Bienersiedlung mit Stadtrecht begabt werden, sondern es handelte sich um eine völlig neue Anlage durch Befestigung. Die Verhandlungen mit dem Lokator und zukünftigen Schulzen Lorenz Alluwn, welche der Festlegung des Wortlauts der Urkunde vorausgegangen sein müssen, waren, wie aus der Zeugenreihe zu entnehmen ist, in Gegenwart und wohl auch unter

persönlicher Mitwirkung des Komturs von Balga als des am nächsten beteiligten Ordensbeamten zum Abschluß gekommen⁸⁾.

Das der Stadt verliehene Gebiet war beträchtlich, 200 Hufen wurden ihr zu kulmischem Rechte verliehen, 150 davon waren für den Pfarrer (10), den Schulzen (30), und die Einwohner (110) zinsfrei, während von den übrigen 50 Hufen eine Abgabe von je 9 Scot, von den Hofstätten, deren Zahl nicht festgelegt wurde, je 1 Scot geleistet werden sollte. Die Geringfügigkeit des Zinses und die lange Reihe der Freijahre — für die 50 Hufen waren deren 20 vorgesehen — gestattete Rückschlüsse auf die Schwierigkeit des Unternehmens. Für die Verteilung der Erträge, welche die Pflege der niederen Gerichtsbarkeit und die gewerblichen Einrichtungen der Stadt (Bänke, Buden, Keller) abwerfen würden, war die übliche Drittelung zwischen Orden, Stadt und Schulzen festgesetzt.

Einen weiten Raum nehmen schließlich in dem Privileg die Ausführungen über Fischereirechte ein, welche der Stadt, im einzelnen gesondert dem Schulzen, dem Bürgermeister und den Einwohnern, in freigebigster Weise zugesichert werden. Neben dem Warschausee und dem Piasek werden der Prestlawken, heute Prosolassek sowie der große und der kleine Algoczyn (heute Gr. und Kl.-Jegodschin?) genannt⁹⁾.

Bei Beantwortung der Frage, weshalb das Projekt der Stadtgründung Johannisburgs damals gescheitert ist, sind wir beim Mangel aller weiteren Nachrichten völlig auf Vermutungen angewiesen. Schon das Privileg läßt die Schwierigkeiten ahnen, welche sich der Lokation entgegensetzten. Es wurde bereits hingewiesen auf die überraschend günstigen Bedingungen hinsichtlich des Zinses und der Freijahre, die der Orden doch offenbar für notwendig hielt, um genügend Menschen, wesentlich aderbautreibende Handwerker, zu veranlassen, ihre Existenz in der „Wildnis“ zu suchen. Man muß annehmen, daß hier, wie übrigens auch bei der etwa gleichzeitigen Anlage der Stadt Lyck¹⁰⁾, trotz der gebotenen Vorteile die Besetzung nicht vorwärts ging, ja, wahrscheinlich nie begonnen hat.

Daneben mögen noch andere Umstände hemmend gewirkt haben. Obgleich nur sehr selten heute noch nachweisbar, beruhte die Besetzung, wie das Stadtprivileg sie im einzelnen regelte, notwendigerweise auf einem besonderen Vertrage zwischen dem Orden und dem Lokator.

⁸⁾ Daß sich der Komtur schon vorher beim HM. aufhielt, scheint aus des letzteren Schreiben an den Marschall von Livland hervorzugehen (1451, Mai 14), worin er den Komtur zusammen mit dem Ordensmarschall nach Livland als Gefandten abordnete; Staatsarch. Königsbg. Ord. Fol. 17, 644.

⁹⁾ Auf der Karte von Naronski (1660) wird der Prosolassek als Brzozolawsko, in der Amtsrechng. Johannisbg. von 1601 (Staatsarch. Kbg. Ostpr. Fol. 4660, S. 121) als Brzesolawken, auf der von 1663 (Staatsarch. Kbg. Ostpr. Fol. 4672, S. 58) als Brzplawken bezeichnet. — Gr. und Kl.-Algoczyn ließen sich nicht mit Sicherheit identifizieren. Liegt im Register ein Schreibfehler vor? Nach der Lage und einem gewissen Gleichklang im Namen dürfte es sich noch am ehesten um dem Gr. und Kl.-Jegodschin handeln. Es ist übrigens nicht ohne Reiz die reichen Fischereiberechtigungen von 1451 mit den viel sparameren, 1645 verbrieften zu vergleichen.

¹⁰⁾ Lötppen, Gesch. Masurens; 1870, S. 109.

Dabei ist anzunehmen, daß auch schon in der Ordenszeit, wie es ein Jahrhundert später stets nachzuweisen ist, der Besetzer für das ihm zur Besetzung überlassene Land eine mehr oder weniger bedeutende Geldsumme zu zahlen hatte, nach deren Leistung ihm erst die Handfeste ausgeliefert wurde. Möglich, daß im letzten Augenblick Lorenz Allwun von dem Lokationsvertrage, dessen Erfüllung ihm unmöglich wurde, zurückgetreten ist. Endlich waren aber auch die allgemeinen politischen Verhältnisse, die einer schweren Krise im Innern des Staates entgegendrängten, wenig geeignet zu einer Unternehmung auf so weite Sicht, wie es die Anlage einer neuen Stadt bedeutete¹⁾. So ließ sich die Gründung Johannsburgs 1451 nicht durchführen. Ebenso unvermittelt wie er aufgetaucht, sank der Plan auch wieder in Vergessenheit zurück, um erst 200 Jahre später, zwar in ganz anderer Form und auf stärkeren Grundlagen, Wirklichkeit zu werden durch die Privilegierung des aus der alten Bienersiedlung allmählich entstandenen Fleckens Johannsburg.

Das Alter der Gewölbeflußsteine in der Kirche zu Wargen.

Von Ernst von der Oelsnik.

Als zweiten Abschnitt seiner Arbeit über die Tierhymbole in der Kunst des Deutschordenslandes behandelt Walter Seydel im letzten Heft dieser Mitteilungen die geschnitzten Eichenholzscheiben, welche an Stelle von Gewölbeflußsteinen die Kirche in Wargen zieren.

Der Verfasser geht zunächst auf die Baugeschichte des Gotteshauses ein und stellt dabei mit Hilfe sicherer Merkmale fest, daß Chor und Langhaus nicht gleichzeitig entstanden sein können. Diese Tatsache veranlaßt Seydel die auch von Dehio¹⁾ übernommene Angabe Boettichers²⁾ als irrtümlich zu bezeichnen, nach welcher die ganze Kirche zu den Bauwerken des 14. Jahrhunderts zu rechnen ist. Er meint, daß wohl dem Chor dieses Alter zugesprochen werden müsse, nicht aber dem Langhause, welches erst am Ende des 15. Jahrhunderts erbaut worden sei. Zwar hätte man den Sterngewölben des letzteren die gleiche frühe Form gegeben wie denen des Chores. Das sei aber nur der Übereinstimmung halber geschehen, und man dürfe sich dadurch nicht über das tatsächliche Alter des Gebäudes täuschen lassen. — Inwieweit diese Anschauung richtig ist, kann ich nicht beurteilen, da mir ausreichende kunstgeschichtliche Kenntnisse nicht zu Gebote stehen. Wenn der Verfasser aber erklärt, daß die Gewölberippen im Langhause ein ausgesprochen spätgotisches Profil haben, wie es an den Bauten des

¹⁾ Schon 1454 fiel das Haus Johannsburg durch Verrat in die Hände der Aufständischen. SS. Rer. Pruss. III, S. 664.

²⁾ G. Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. II. Berlin 1906. S. 452.

³⁾ Adolf Boetticher, Die Bau- und Kunstdenkmäler d. Samlandes. 1. Aufl. Königsberg 1891. S. 138.

14. Jahrhunderts nicht nachzuweisen ist, so muß dem entgegengehalten werden, daß sich das gleiche Rippenprofil im Mittelgeschoß des östlichen Hochschloßflügels der Marienburg findet, welches keinesfalls erst im 15. Jahrhundert gebaut worden ist.

Als hauptsächliches Kennzeichen für die späte Entstehung des Langhauses der Wargener Kirche führt Senzel Inhalt und Form der Darstellungen auf den Schlußsteinen an, welche er in drei Gruppen einteilt. Die Erörterungen des Verfassers über die beiden ersten Gruppen können hier übergangen werden. In der dritten Gruppe wird zuerst die Platte mit dem Löwen des Markus erwähnt. Die Freude des Verfassers über die wohlgelungene Bildhauerarbeit wird man gern teilen, aber ein „prächtiges Wappentier“ ist dieser Löwe keineswegs. Für den Künstler ist das kein Vorwurf. Da er sicherlich den Auftrag gehabt hat, ein bestimmtes kirchliches Sinnbild auszuführen, so lag kein Grund für ihn vor, den Löwen des Evangelisten heraldisch zu stilisieren, und er hat es auch nicht getan. Ein Wappen ist dieses Bildwerk jedenfalls nicht.

Am Schluß wird die Scheibe besonders hervorgehoben, welche in der Mitte des dritten Jochs angebracht ist. Sie trägt nicht, wie der Verfasser schreibt, das Wappen des Deutschen Ordens, sondern das Abzeichen der Hochmeister desselben. Daß dieses Stück nicht erst Ende des 15. Jahrhunderts entstanden sein kann, erweist mit völliger Sicherheit die Art der Darstellung. Sowohl der Herzschild selbst als auch der Adler in demselben kommen in dieser Gestalt kaum noch nach 1400 vor. Abgesehen von dieser schon im Stil des Schnitzwerkes begründeten Erkenntnis weist auch das Aussehen des dem eigentlichen Ordenskreuz aufgelegten inneren Kreuzes auf eine frühere Entstehungszeit hin, als Senzel annimmt. Während des 14. Jahrhunderts und bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts war es ein sogenanntes Krückenkreuz, wie wir es an dieser Stelle in Wargen sehen. Doch schon von etwa 1440 ab erscheinen dann in der Regel nicht mehr die Querbalken am Ende, sondern Verzierungen, welche etwa die Gestalt der Wappenlinie haben. Ein gegen Ende des 15. Jahrhunderts geschitztes Hochmeisterabzeichen mit Krückenkreuz ist geradezu undenkbar. Etwaisiges Zurückgreifen auf veraltete Vorbilder kann hier nicht in Frage kommen. Das würde den Anschauungen jener Zeit nicht entsprechen, und der Bildhauer hat das Würdezeichen des Hochmeisters für die Kirche in Wargen ohne Zweifel so nachgebildet, wie es von dem Oberhaupte des Ordens geführt worden ist.

Ob aus dem hier Dargelegten weitere Schlüsse auf das Alter sämtlicher Schlußsteine in Wargen zu ziehen sind, mag dahingestellt bleiben. Ist es aber richtig, daß das Langhaus der Kirche etwa 150 Jahre jünger ist als der Chor, so müßte angenommen werden, daß diese geschitzten Platten, wenigstens zum Teil, vorher bereits andern Zwecken gedient haben und dann erst später ihren jetzigen Platz erhalten haben. Das ist jedoch sehr unwahrscheinlich. In diesem Falle würden die Schlußsteine auch keinen Anhalt für die Zeitbestimmung des Kirchenbaus bieten können.

Buchbesprechung.

Die Einwirkungen der Gebietsabtretungen auf die deutsche Wirtschaft.
Verhandlungen und Berichte des Unterausschusses für allgemeine Wirtschaftsstruktur.
Band 1. Der deutsche Osten und Norden. Berlin
1930. 147 S. Preis: 5,90 RM.

Der Ausschuß zur Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft hat einen Unterausschuß 1926 beauftragt, die Einwirkungen der Gebietsveränderungen auf die deutsche Volkswirtschaft zu untersuchen. Das erste Ergebnis dieser Arbeiten stellt der vorliegende Band dar, dessen den Osten behandelnder Teil den Breslauer Nationalökonom Hesse zum Verfasser hat. Es kann hier auf dies außerordentlich bedeutungsvolle Werk nur hingewiesen, bei der Knappheit des Raumes kaum darauf eingegangen werden. Neben der Denkschrift der Landeshauptleute über die Not des östlichen Preußens und dem Wert von Holz und Schmalz über die deutsche Ostgrenze gibt es kein Werk, aus dem man sich besser über die katastrophalen Einwirkungen der Gebietsabtretungen orientieren könnte.

Nur ein paar Einzelheiten seien erwähnt. Die Unterbietung der deutschen Frachtsätze durch die polnischen Bahnen hat eine empfindliche Schädigung der ostpreußischen Holzindustrie zur Folge gehabt und Königsberg als Hafen und Holzumschlagsplatz schwer beeinträchtigt. Der natürliche Hafen für den Holzverland des Wilnagebiets ist Königsberg, das von dort auf dem Wasserwege vor dem Kriege sein Holz empfing. Dieser Verkehr ist infolge der litauisch-polnischen Spannung unterbunden. Durch seine Eisenbahntarifpolitik hat Polen es verstanden, den Verkehr nach Danzig abzulenken. Während Königsbergs Holzausfuhr 1926 noch nicht den Stand von 1913 erreichte, verünftlichte sich im gleichen Zeitraum die Holzausfuhr Danzigs.

Wie allenthalben in Deutschland sind auch in Ostpreußen die landwirtschaftlichen Produktionskosten seit dem Kriege sehr gestiegen, während sie in den polnisch gewordenen deutschen Gebieten gesunken sind; die Abtretungen haben die Landwirtschaft eines Teiles ihres Absatzgebietes beraubt. Rechnet man die günstigere Verkehrslage der polnisch gewordenen Gebiete hinzu, so ergibt sich, wie schwer es für die ostpreußischen Landwirte geworden ist, sich zu behaupten.

Für den ostpreußischen Handel macht sich das Versiegen des russischen Durchgangsverkehrs empfindlich bemerkbar. Nach den Handelsverträgen mit Rußland von 1894 und 1904 wurde Königsberg den russischen Häfen des Baltikums tariflich gleichgestellt; allein an Linien und andern russischen Rundgetreide gingen vor dem Kriege jährlich eine halbe Million Tonnen durch Königsberg. Wohl sind die alten Handelsverträge mit Rußland 1925 im wesentlichen erneuert worden; sie können sich aber bei dem Fehlen gemeinsamer Grenzen nicht auswirken.

Die Folge der ungünstigen Wirtschaftslage hat naturgemäß eine starke Abwanderung zur Folge. 1919 bis 1925 haben fast 160 000 Landbewohner ihre Scholle verlassen; von 1907 bis 1925 hat Ostpreußen 8 Prozent seiner Landarbeiter verloren. „Ostpreußen“, so schließt Hesse, „gleich einem Glied, das vom Körper nicht abgeschnitten, aber abgeschnürt ist, das von ihm noch ernährt wird, aber nicht genügend Nahrung erhält und infolgedessen verkümmert. Diese Folge der Abtretung Westpreußens wiegt am schwersten. . . Wer weitausschauend den Ablauf des geschichtlichen Werdens bedenkt, das langsam aber unerbittlich fortschreitet, verfolgt die Erscheinungen des Niederganges mit um so größerer Sorge, je klarer er erkennt, daß sie als Folgen der Zerreißung natürlich gegebener und historisch gewordener Zusammenhänge eintreten mußten.“

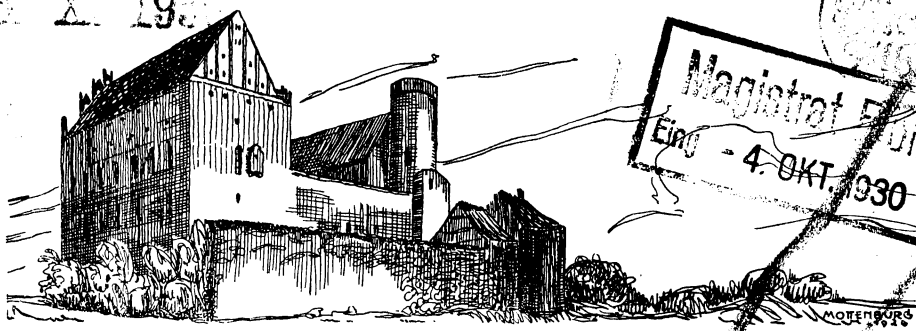
M. S.

Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Druck: Ostpreussische Druckeret und Verlagsanstalt A.-G.

1930



Verlag
Königsberg

Magistrat Königsberg
Eing. - 4. OKT. 1930

Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 5

1. Oktober 1930

Nummer 2

Inhalt: Otto Krauske †, S. 17. — Vereinsnachrichten, S. 19. — E. Krollmann, Der Maler Michael Willmann und seine Vaterstadt Königsberg Pr., S. 20. — A. Forstreuter, Die Erlebnisse eines preussischen Kriegsgefangenen bei den Russen, Tataren und Türken, S. 28.

Otto Krauske †.

Im August traf den Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen ein schmerzlicher Verlust. Am 8. dieses Monats starb der Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Otto Krauske, der seit langen Jahren dem Verein als Mitglied angehört und in schwieriger Zeit — von 1923 bis 1926 — als Vorsitzender an seiner Spitze gestanden hatte, seitdem aber sein Ehrenmitglied gewesen war.

Zwei Faktoren haben Otto Krauskens geistige Entwicklung und seinen Lebenslauf von Kindheit an bestimmt: das Elternhaus und die Heimatstadt, beide sich wechselseitig ergänzend. Er wurde am 10. Oktober 1859 als Sohn des Apothekers Friedrich Krauske geboren. Seine Mutter war Ottilie Dippold. Die Familie lebte in bescheidenem Wohlstand, der gerade noch den rechten Nährboden gab für eine verfeinerte bürgerliche Kultur, wie sie die Übergangszeit von den achtundvierziger Stürmen bis zur Reichsgründung begleitete. Davon ist ihm die Freude am Behagen in einem kultivierten Heim und das Vergnügen an bescheidener, aber anregender Geselligkeit, aber auch eine ausgesprochene Abneigung gegen Prokterium und Luxus jeder Art geblieben, wie er denn auch von Natur eine Anlage zu einer gewissen Frugalität mitbekommen hatte. Früh wurde ihm der Vater entzogen und der Umstand, daß er den größten Teil seiner Jugend unter vorwiegend weiblichem Einflusse gestanden hat, mag manche seiner Charaktereigenschaften erklären.

Krauske wuchs heran und besuchte das Gymnasium in seiner Vaterstadt, jenem Potsdam, wo der Geist des Hohenzollerntums von

allen Städten Preußens am lebendigsten war. In der traditions-
gesättigten Potsdamer Luft konnte er in den Knabenjahren die großen
Ereignisse von 1866 und 1870 schon mit wachen Augen in sich auf-
nehmen, sein Jünglingsalter fiel in die ersten erfolgfrohen Zeiten der
glanzvollen Bismarckischen Ära. Diese Eindrücke haben schon damals
in ihm die Freude an der Geschichte geweckt. Nichtsdestoweniger ging
er 1879 zunächst nach Heidelberg, um — wohl auf Wunsch seiner Ange-
hörigen — Jura zu studieren, aber bereits im folgenden Jahre faßte er
den Entschluß, sich dem geschichtlichen Studium zu widmen, und zwar in
Berlin. Hierhin lockte ihn die Fülle großer Namen, die damals in der
Reichshauptstadt am Himmel der Historiographie glänzten: Leopold
v. Ranke, Johann Gustav Droysen, Wattenbach, Weißäcker, Heinrich
von Treitschke, Roser, Theodor Mommsen, Ernst Curtius, Gustav
Schmoller usw. Ranke las zwar nicht mehr, aber die Persönlichkeit
dieses Größtesten unter den deutschen Geschichtsschreibern hat doch auf
Krauske empfindlichen Geist überwältigend gewirkt. Droysen, Treitschke
und Roser haben am meisten dazu beigetragen, ihn in der Be-
geisterung für das Hohenzollerntum zu bestärken, und Schmoller ver-
dankte er die Anregung zu den Spezialuntersuchungen, die den Haupt-
teil seiner wissenschaftlichen Arbeiten bilden sollten. Schon seine
Doktorarbeit über die Entwicklung der ständigen Diplomatie erschien in
Schmollers staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen. In engster
Verbindung mit Schmoller einerseits und Roser andererseits arbeitete
Krauske das ganze seiner Promotion folgende Dezennium im Auftrage
der Historischen Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.
Als Früchte dieser Tätigkeit erschienen 1892 der dritte Band der
Preussischen Staatschriften aus der Regierungszeit Friedrichs II.
(Bd. 1 und 2 von Roser) und 1894—1901 die beiden ersten Bände der
Acta Borussia, Behördenorganisation und allgemeine Staatsverwal-
tung Preußens im 18. Jahrhundert, die er mit Schmoller zusammen
herausgab. Diese Publikation hat ihn endgültig festgelegt auf den
Gegenstand, der von da ab seine wissenschaftliche Lebensaufgabe bleiben
sollte: der große Preußenkönig Friedrich Wilhelm I.

1894 entschied sich Krauske für die akademische Laufbahn
und habilitierte sich in Berlin als Privatdozent für mittlere und
neuere Geschichte. Bereits im folgenden Jahre wurde er als a. o. Pro-
fessor nach Göttingen berufen. Im Jahre 1902 wurde er als Nachfolger
von Hans Bruh ordentlicher Professor der Geschichte zu Königsberg.
Von hier aus leitete er noch die Publikation der Briefe König Friedrich
Wilhelms I., die 1905 in den Acta Borussia erschienen, dann nahm ihn
sein Lehramt, dem er sich mit hingebender Treue widmete, derartig in
Anspruch, daß er nur noch in kleineren Aufsätzen an die Öffentlichkeit
trat. Er glaubte dies Opfer bringen zu müssen aus einem preussischen
Pflichtgefühl heraus, das ihm vorschrieb, in erster Linie Beamter zu
sein, erst dann, soweit es das Amt erlaubte, auch Gelehrter. Zeit
seines Lebens blieb er aber seinem erwählten Helden, dem Könige
Friedrich Wilhelm I. treu und mit Stolz zeigte er seinen Freunden die
umfangreiche Sammlung von Schriften über den großen König, die
wohl alles enthielt, was jemals über diese fesselnde Persönlichkeit ver-
öffentlicht worden ist.

Über Krauskes Wirksamkeit in Königsberg hat sein Schüler Bruno Schumacher eine liebevolle Studie in dem neuesten Hefte der Altpreussischen Forschungen veröffentlicht. Wir können es uns daher versagen, auch an dieser Stelle darauf im einzelnen einzugehen. Es sei nur noch seiner Tätigkeit für die Provinzialgeschichtlichen Verbände gedacht. Es war ihm nicht nur Formsache, dem Verein für die Geschichte als Mitglied anzugehören, seitdem er ihm durch Franz Rühl im Jahre 1902 zugeführt worden war, sondern er hat stets Wert darauf gelegt, sich auch aktiv zu betätigen. So hat der Verein ihm nicht nur lebendige wissenschaftliche Anregungen zu danken gehabt, sondern auch stetige Teilnahme an der Verwaltung, deren Leitung er nach dem Tode des Geheimen Archivrats Joachim 1923 als Vorsitzender selbst in die Hand nahm. Er hat dies Amt mit großer Treue und Umsicht bis zum Ende des Jahres 1926 verwaltet, bis ihn körperliche Gebrechlichkeit zwang zurückzutreten. Lebhaft beteiligt war er auch an der Gründung der Historischen Kommission, die bis zum Jahre 1927 unter seinem Vorsitz stand. Auch sie verdankt ihm viel, nicht nur durch die formelle Leitung, sondern auch durch seinen fruchtbaren Einfluß bei Begründung und Redaktion der Altpreussischen Forschungen.

Schwer gelitten hat Krauske durch den unglücklichen Ausgang des Krieges und die darauf folgenden Ereignisse. Sein Preußenherz hat sich niemals abfinden können mit den Ergebnissen des Umsturzes. Er hat seinem Königshause die Treue bis zum letzten Atemzuge bewahrt. Das Unglück Deutschlands lastete auf ihm, so daß seine Gesundheit untergraben wurde. Persönliche Verbitterung über die Vorgänge bei seiner Amtsentlassung im Jahre 1925 kam noch hinzu, um seine letzten Lebensjahre zu trüben. Das alles lag wie ein Schatten auf seinem am 10. Oktober 1929 unter Freunden still begangenen siebenzigsten Geburtstage, den er nur noch so kurze Zeit überleben sollte.

R. r.

Vereinsnachrichten.

Für das nächste Vierteljahr sind folgende Vorträge vorgesehen:

Montag, 13. Oktober: Herr Redakteur Dr. S e r a p h i m: Das baltische Deutschtum und die Frage der Möglichkeit der Germanisierung der Letten und Esten.

Montag, 10. November: Herr Oberbaurat Dr. h. c. S c h m i d = Marienburg: Thema noch unbestimmt.

Donnerstag, 11. Dezember: Herr Professor Dr. B r a c k m a n n, Generaldirektor der preussischen Staatsarchive: Die Anfänge der deutschen Ostpolitik.

Die beiden ersten Vorträge finden im Lesesaal der Stadtbibliothek am Dom statt, der Vortrag von Herrn Prof. Brackmann im Benüheraal des neuen Staatsarchivs, gegenüber dem Schauspielhaus.

Im Januar 1931 wollen wir eine Festsetzung zur 700-Jahrfeier der Begründung des Ordensstaates, des ersten Auftretens der Ordensritter im Gebiete rechts der Weichsel veranstalten, bei der Herr Bibliotheksdirektor Dr. K r o l l m a n n über die Aufgaben der Geschichtsschreibung in Ostpreußen sprechen wird.

Herr Paul Berding hat sich leider genötigt gesehen, zum 1. Oktober sein Amt als Kassensführer niederzulegen. Er bleibt stellvertretender Kassensführer. Der Vorstand hat sich durch die Zuwahl von Herrn Buchhalter Karl Schulz ergänzt, der das Amt des Kassensführers übernimmt. Das Postsparkonto bleibt dasselbe (Königsberg 4194). Wir bitten alle Mitglieder, die ihre Beiträge, 15 RM. für Körperschaftliche, 6 RM. für Einzelmitglieder, noch nicht bezahlt haben, sie möglichst bald auf obiges Konto zu überweisen.

Der Maler Michael Willmann und seine Vaterstadt Königsberg Pr.

Von C. Krollmann.

Am 27. September 1630 wurde zu Königsberg Pr. der Maler Michael Willmann geboren. In Schlessien, wo er in der Hauptsache gewirkt hat, begeht man die Dreihundertjahrfeier seiner Geburt. In Breslau ist für diesen Sommer vom Schlessischen Museum der bildenden Künste eine Jubiläumsausstellung seiner Werke veranstaltet. In zahlreichen Aufsätzen in schlessischen Zeitungen und Zeitschriften wird er mit Recht als einer der bedeutendsten, wenn nicht als der bedeutendste Barockmaler Deutschlands gefeiert. Es ziemt sich, daß auch in Ostpreußen seiner bei dieser Gelegenheit gedacht wird. Um so mehr, da auf Willmann bisher das Wort: Der Prophet gilt nichts im Vaterlande, in jeder Beziehung zutrifft. Man kann die ganze altpreußische Literatur des 17. Jahrhunderts und die des 18. bis in die achtziger Jahre durchstöbern, ohne auch nur die geringste Spur von ihm zu entdecken. Erst der vortreffliche Pisanski erwähnt ihn (mit falschem Vornamen, Jacob statt Michael) in seiner Literaturgeschichte (S. 453) nach Nicolais Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam 1769. Ungefähr gleichzeitig taucht sein Name auf in schlessischen Reisebeschreibungen, die in Band VI und IX des Preußischen Archivs abgedruckt sind. August Hagen, der Vater der preußischen Kunstgeschichte, erwähnt ihn gelegentlich schon in den dreißiger Jahren, aber nur um zu gestehen, daß er nichts von ihm wisse. Er sah dann im Jahre 1855 eine Anzahl von großen Kirchenbildern Willmanns in Trutenau, einem Gute nicht weit von Königsberg, die aus dem Kloster Leubus dorthin geschafft worden waren. Sie machten auf ihn einen abschreckenden Eindruck. Literarisch hat sich Hagen erst mit Willmann beschäftigt, nachdem er die Arbeit von A. Knoblich „Leben und Werke des Malers Willmann“, Breslau 1868, kennengelernt hatte, in einem Aufsatz über Königsbergs Kupferstecher und Formschneider des 16. und 17. Jahrhunderts (Altpreuß. Monatschrift 1879, S. 543 ff.). Er vermag aber weder etwas Neues über Willmann beizubringen, noch — seiner ganzen Einstellung nach — ihm gerecht zu werden. Ebensowenig ist dies der Fall bei Degen, „Nachrichten von Königsberger Künstlern“, veröffentlicht von Artur Warda in den Altpreußischen Forschungen II. 2, S. 94 f. Literarische Quellen zur Lebensgeschichte Willmanns gibt es also in Altpreußen nicht. Wir sind daher für die Jugend und vorwiegend schlessische Zeit Will-

manns auf eine außerpreußische Quelle angewiesen, das ist die Lebensbeschreibung in Sandrarts Academie 1683. Sie ist auch durchaus vertrauenswürdig, denn man darf mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie von dem Künstler selbst oder wenigstens aus seiner Umgebung an Sandrart eingekandt worden ist. Dort wird berichtet, daß Michael Willmann 1630 in Königsberg in Preußen geboren sei. Sein Vater war Peter Willmann, ein Maler, der nicht zu den Schlechtesten zählte. Michael, von einer angeborenen Neigung zur Malerei beseelt, lieferte schon in ganz jungen Jahren in der Ölmalerei und im Aquarell Beweise einer starken Begabung, so daß er im Alter von zwanzig Jahren fast alle Künstler der Heimat weit übertraf. Um größere Erfahrung in der Kunst zu sammeln, begab er sich nach Holland, insbesondere nach Amsterdam. Diese Angaben sind maßgebend, wenn man versuchen will, Näheres über Willmanns Jugendzeit zu ermitteln. Zunächst gilt es, dem Hinweis auf den Vater nachzugehen, der doch zweifellos dem Sohn die ersten künstlerischen Anregungen gegeben hat. Da alle anderen Quellen über Peter Willmann schweigen, blieb nur die Nachforschung in Archiven und Kirchenbüchern. Das Staatsarchiv in Königsberg ist augenblicklich nicht zugänglich, sobald es wieder benutzbar ist, werden die Rechnungsbücher der kurfürstlichen Rentkammer nachzuprüfen sein, das städtische ist größtenteils verloren gegangen und versagt. Dagegen bestätigt das Kirchenbuch der Altstadt Königsberg die Nachrichten bei Sandrart. Es ergibt: Der Maler Peter Willmann heiratet 1623 dominica 20 post trinitatis die Jungfrau Maria Dirschow, nachgelassene Tochter des Freien Fabian Dirschow. Er wohnte auf dem Kollberg. Dem Ehepaar wurden in den Jahren 1624 bis 1641 zehn Kinder geboren, von denen drei jung starben. Michael war das vierte Kind, zwei Brüder und eine Schwester gingen ihm voraus. Peter Willmann starb im Dezember 1665, seine Witwe Maria im Januar 1670. Beide wurden mit Glockengeläute und Leichenpredigt begraben, was dafür spricht, daß sie angesehene und einigermaßen wohlhabende Leute waren. Einen Einblick in den Kreis, in dem sie lebten, geben die Paten der Kinder. Da finden sich neben den Verwandten der Frau aus dem Freien-Stande sehr viel vornehme Persönlichkeiten aus Königsberger Ratsgeschlechtern, wie die Derschhaus (die wohl mit der Mutter verwandt waren), Kenkel, Kreuzhner, Knobloch, Grube, Löpner, Kelch usw., einmal auch (1634) ein Maler Christoph Hennenberger, der ganz unbekannt ist und wohl nicht viel geleistet hat, denn er stirbt 1638 als Naßhöker. Die Paten Michaels sind angesehene Königsberger Geistliche: Eilardi, Halbach und Wolder. Es ergeben sich auch Beziehungen zur Familie des berühmten Danziger Malers Anton Möller, der ja ebenfalls ein Königsberger Kind war. Zweimal (1628 und 1640) erscheint der Balbierer Albrecht Möller als Pate und einmal (1635), seine Tochter Maria. Der Vater Anton Möllers war Hofbarbierer in Königsberg. Maria Möller heiratete den späteren Bürgermeister Johann Weger, einen Sohn zweiter Ehe des Chirurgen Johann Weger, der 1577 in erster Ehe Ursula Hermens, die Witwe des Hofbarbiers Anton Möller, also die Mutter des Malers, geheiratet hatte.

Von den künstlerischen Leistungen Peter Willmanns ist uns nicht das geringste bekannt. Wir können daher auch nicht feststellen,

in welcher Richtung etwa er seinen begabten Sohn beeinflusst hat. Daß ein Künstler so ganz ohne Erinnerung verschwinden konnte, erklärt sich wohl am ersten aus der sehr nüchternen Einstellung der Ostpreußen jener Zeit, bei der persönliche Momente selten mitsprechen. Wir haben jaft aus der Zeit, in die Michael Willmanns Lehrjahre fallen müssen — etwa 1645 bis 1650 — einen Berichterstatter, Kaspar Stein, der mit großer Ausführlichkeit über das damalige Königsberg schreibt, eine erstaunliche Fülle von Gemälden, Plastiken und anderen Kunstwerken aufzählt und dabei noch vieles, immerhin nicht Unbedeutendes übergeht. Aber Angaben über die Meister der von ihm erwähnten Werke sind auffallend dürftig, trotzdem es sich vielfach um Zeitgenossen handelt. Er nennt nur zwei Baukünstler, Blasius Berwart und Johann Wismar, einen Goldschmied, Paul Egloff, einen Kupferstecher, Friedrich Hermann und vier Maler: Anton Möller, Johann Hennenberger, Christoph Singknecht und Philipp Westphal. Außerdem erwähnt er ohne Namensnennung einen Brabanter Maler als den Meister geistreicher Gemälde am zweiten Altar der katholischen Kirche auf dem Sachheim. Wir können aber nicht umhin, festzustellen, daß Kaspar Steins Beschreibung Königsbergs für ein äußerst lebendiges und reiches Kunstleben in der Pregelstadt während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vollgültiger Beweis ist. Es hat ein unbegreiflicher Unstern über unserer Stadt gewaltet, daß nicht der zehnte Teil von den Kunstschätzen, die er aufzählt, bis auf die Gegenwart gekommen ist. Von den Kirchen, in denen er bemerkenswerte Gemälde, teils Tafelbilder, teils Wand- und Deckengemälde erwähnt, ist allein der Dom mit seinem Inhalt einigermaßen unverfehrt auf unsere Zeit gekommen. Die Altstadtische Kirche ist 1824 abgebrochen, nur ganz wenige Inventarstücke sind erhalten geblieben, die Löbenichtische Kirche ist 1768 ausgebrannt. Die Hospitalkirche im Löbenicht ist abgebrochen, die litauische Kirche St. Elisabeth ist eingegangen. Die Kirche des St. Georg-Hospitals ist abgebrochen, die Altroßgärter Kirche, erbaut 1623, wurde bereits 1651 gänzlich umgebaut, die Tragheimer von 1626 hatte dasselbe Schicksal 1708, die Haberberger Kirche erfuhr 1653 einen Neubau. Ueberall ist die alte Ausstattung verschwunden. Nur in der Steindammer Kirche sind die Altargemälde von Anton Möller erhalten geblieben. Ebenso schlimm steht es mit den öffentlichen Gebäuden der drei Städte, die zum Teil geradezu überfüllt waren mit Kunstschätzen, als Stein sie sah. Das Altstadtische Rathaus ist 1754 abgebrochen, das Aneiphössche ist erhalten und bewahrt jezt im Stadtgeschichtlichen Museum wenigstens einen Teil geretteter Bilder; das Löbenichtische Rathaus ist 1764 ausgebrannt. Einige Fürstenporträts, die sich dort befanden, sind nach Marienburg gekommen. Der Altstadtische Junkerhof ist im 19. Jahrhundert eingegangen, seine Schätze sind verschwunden. Auch im Aneiphösschen Junkerhof findet sich nichts mehr aus dem 17. Jahrhundert. Auch die Junker- und Gemeindegärten der drei Städte sind verschwunden, man kennt nur mehr ihre Stätte, von ihren Kunstwerken ganz vereinzelte Stücke. Die Börje am Grünen Tor, deren Plafond mit 60 Gemälden von Christoph Singknecht geziert war, ist schon im Anfang des 19. Jahrhunderts abgerissen worden. Die künstlerisch geschmückten Tore, das Grüne, das Steindammer usw. sind längst dahin. Von dem Schloß erwähnt Stein

nur den Westflügel, die bewohnten Gemächer scheinen ihm nicht zugänglich gewesen zu sein. Sehr viel Rühmens hat er auch von den Häusern der wohlhabenden Bürger und ihrer Ausstattung, ohne indessen — mit ganz wenigen Ausnahmen — auf Einzelheiten einzugehen. Viele Kunstwerke, die seinerzeit noch aus den abgebrannten oder abgerissenen Kirchen und öffentlichen Gebäuden gerettet worden waren, sind später, namentlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, verloren gegangen durch Nichtachtung und Vernachlässigung. So kannte Faber (1840) noch ein Jüngstes Gericht und einen von Kaspar Stein besonders gelobten Krucifixus mit Maria und Johannes aus dem Altstädtischen Rathhause, die sich im Stadtgericht befanden. Hagen sah wenige Jahre später dort nur noch das Weltgericht, das er für ein Werk Anton Möllers hielt, in völlig ramponiertem Zustande. Erhalten sind noch aus rathäuslichem Inventar eine Reihe von großen Fürstenbildern, die Könige Sigismund und Wladislaw IV. von Polen, die Herzöge Albrecht, Albrecht Friedrich und Georg Friedrich, die Kurfürsten Joachim Friedrich, Johann Sigismund, Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm, lauter konventionelle Repräsentationsbilder. Ferner ist zu nennen ein sehr gutes Porträt des Bürgermeisters Henning Wegner († 1636) und eine große Ansicht des Kneiphofs mit der Börse, vom südlichen Pregelufer gesehen, die vielleicht von Christoph Singnecht ist. Diese Stüde befinden sich im Stadtgeschichtlichen Museum. Bedeutungsvoll durch Zahl und Qualität sind allein die im Dom überlieferten Kunstschätze.

Wenn man die Malerliste bei Kaspar Stein einer näheren Betrachtung unterzieht, tritt die große Bedeutung Anton Möllers auch für Königsberg und ganz Ostpreußen hervor. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er hier nicht nur selbst tätig gewesen ist, sondern auch Schule gemacht hat. Außer dem unbedingt gesicherten Werke Möllers in der Steindammer Kirche, dem Jüngsten Gericht mit Auferstehung und Hölleinsturz, wird ihm wohl mit Recht auch das Gemälde und die Porträts auf dem Epitaph des Oberburggrafen Wolf von Wernsdorf und seiner Gemahlin im Dom zugeschrieben, das qualitativ vielleicht noch höher steht als das Steindammer Werk. Es braucht dem nicht entgegenzustehen, daß die Frau von Wernsdorf erst 1619 gestorben ist, d. h. acht Jahre nach dem Tode Anton Möllers (1611). Es kam sehr häufig vor, daß Witwen oder Witwer bei Lebzeiten für ihren Gatten und sich selbst Denkmäler setzen ließen. Der Oberburggraf ist bereits 1606 gestorben. Ganz nahe Verwandtschaft mit dem Wernsdorfschen Epitaph zeigt das Crenghensche in Domnau. Auch ein Jüngstes Gericht in der Kirche zu Nowunden gehört nach Bötticher der Schule Möllers an. Hagen bringt auch das Büttnersche und das Platorsche Epitaph im Dom mit ihm in Beziehung. Daß er ihm auch das verloren gegangene Jüngste Gericht aus dem Stadtgericht zuschrieb, wurde bereits erwähnt. Dethleffen berichtet, daß 1861 Fresken Anton Möllers in der Schloßkirche übertüncht worden seien. Auch das Jüngste Gericht im großen Altar des Doms ist nach Rohde vielleicht ein Werk Anton Möllers. Dazu kommt noch das Damenporträt von 1608, wahrscheinlich die Kurfürstin Anna, Gemahlin Johann Sigismunds, welches vor einigen Jahren von der Stadtbibliothek an die städtischen Kunstsammlungen abgegeben wurde. Das

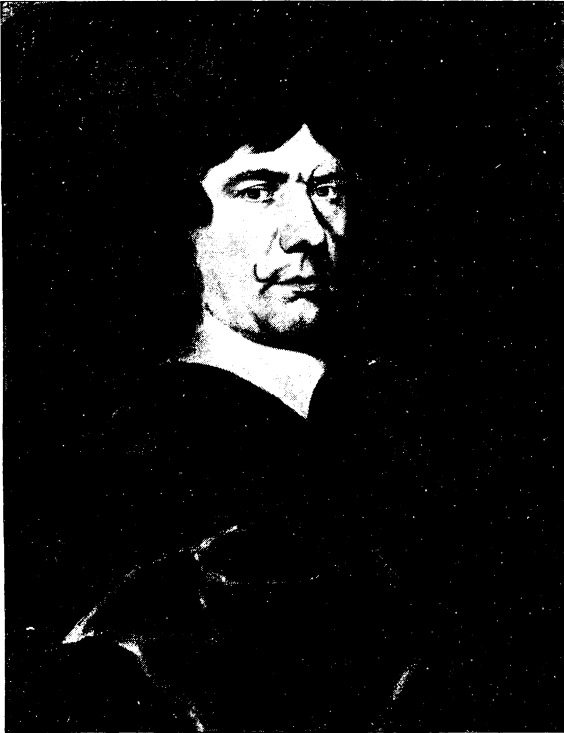
Prussia-Museum besitzt auch zwei Handzeichnungen Möllers. Es ist also nicht ganz wenig, was Ostpreußen von ihm hat. Es würde sich verlohnen, der Wirksamkeit Möllers und seiner Schule in Ostpreußen noch näher nachzugehen. Hier konnten nur Andeutungen gegeben werden. Daß der junge Willmann Werke Möllers gekannt hat, steht außer Zweifel, und daß er von ihnen beeinflusst worden ist, darf mit Rohde wohl angenommen werden. Seine spätere Entwicklung zeigt, daß er eine außerordentliche Aufnahmefähigkeit für fremde Technik und fremde Komposition besaß. So kann man z. B. vielleicht in seinem Heiligen Jakobus d. A. im Maurenkampfe (von 1662) Reminiszzenzen an Möller entdecken.

Auf Johann Hennenberger brauchen wir hier nicht näher einzugehen. Seine saubere handwerksmäßige Kunst im Dienste der Genealogie konnte einem Talente wie Willmann auch in den Lehrjahren nichts bieten.

Von Christoph Singknecht (er wird fälschlich hier und da Gregor, auch Christoph Gregor genannt) haben wir nur literarische Nachrichten. Er entstammte einer Königsberger Familie und wird um 1585 geboren sein, denn er wurde im Winter 1598/99 als minorennis bei der Universität immatrikuliert. Er wurde später Schöpffenmeister im Löbenicht. Von seinen Werken erwähnt Kaspar Stein eine navicula Christi und einen status ecclesiae im Löbenicht'schen Rathause, er nennt ihn einen pictor ingeniosus und schreibt seinen Arbeiten künstlerischen Wert zu. Außerdem hat Singknecht nach dem Erläuterten Preußen (V. S. 461) die 1624 neu erbaute Börse ausgemalt mit 60 emblematischen Bildern. Leider ist keine seiner Arbeiten erhalten, außer vielleicht der oben erwähnten Ansicht des Kneiphofs. Ob dieser Singknecht auch noch die schöne Ausstattung der Wallenrodtschen Bibliothek (1650/51) gemacht hat, muß mangels Angabe eines Vornamens in der betreffenden Urkunde dahingestellt bleiben.

Schließlich nennt Kaspar Stein noch Philipp Westphal. Er hat 1647 den neuen Altar in der Löbenicht'schen Kirche mit Bildern staffiert: ein Abendmahl und die vier großen Propheten. Dem Daniel soll er das Gesicht des damaligen Löbenicht'schen Organisten gegeben, und es nicht mit dem Pinsel, sondern mit dem kleinen Finger gemalt haben. Diese Bilder sind verbrannt. Dagegen existiert von ihm noch ein Porträt Simon Dachs in der Wallenrodtschen Bibliothek, eine durchaus respectable Leistung. Auch den Rektor der Altstädtischen Schule, Hartwich Michelmann, hat er gemalt, das Original scheint verschollen zu sein, ein darnach angefertigter Stich ist recht unbedeutend. 1644 hat er die Kanzel in der Pfarrkirche in Insterburg staffiert, d. h. bemalt und mit Skulpturen versehen, ein Werk, das sehr gelobt wird. Auch Willmann hat sich, wie Sandrart berichtet, in Leubus mit Studarbeiten versucht. Mehr war über Westphal nicht zu ermitteln.

Kaspar Stein hat aber die Zahl der Königsberger Maler jener Zeit nicht erschöpft. Ihre Reihe läßt sich noch ergänzen. Da wäre in erster Linie Matthias Czwick zu nennen, ein Künstler von ungewöhnlichem Lebensgange. Er war um 1601 in Böhmen geboren, wurde in ganz jungen Jahren zum Soldaten gepreßt, machte die Schlacht am Weißen Berge mit und kam 1628 — immer noch als



M i c h a e l W i l l m a n n

geb. Königsberg, den 27. Sept. 1630, gest. Leubus, den 26. August 1706
(Das Rilschee stellte der Verlag der Schlesischen Monatshefte Wilh.
Gottlieb Korn in Breslau freundlichst zur Verfügung)

Soldat — nach Königsberg. Hier wurde er von dem Grafen Adam von Schwarzenberg entdeckt und dem Kurfürsten Georg Wilhelm empfohlen. Dieser gab ihm eine Hofmalerbestallung und sandte ihn zur weiteren Ausbildung nach England, Frankreich und den Niederlanden. 1633 nach Königsberg zurückgekehrt, erhielt er eine neue verbesserte Bestallung. Wie sehr der Kurfürst ihn schätzte, geht daraus hervor, daß er ihm Schüler zuwies und mit deren Ausbildung betraute. Im Jahre 1652 wurde er, wie viele andere Beamte in Preußen, abgebaut. Er starb am 29. November 1654. Simon Dach widmete seiner Witwe Maria, geb. Hoffmann, ein langes Trostgedicht. Pijsanski (Literärgech. S. 453) kannte ihn und berichtet, er habe „Schildereien“ geliefert, von denen man behauptete, daß sie mit den besten Stücken um den Vorzug stritten. Nach Simon Dach waren Rubens, Golzius und der kaiserliche Hofmaler Bartholomäus Spranger seine Vorbilder. Auch Nicolat erwähnt ihn in seiner Beschreibung von Berlin, Anhang S. 37. Czwicziks Werke waren vollkommen verschollen, erst Seidel (Hohenzollern-Jahrbuch I. S. 198) hat ihn als den Meister von drei Gemälden ermittelt, die noch in Berlin und Königsberg vorhanden sind: Der Kurfürst Friedrich Wilhelm im Alter von 22 Jahren, derselbe mit seiner Gemahlin Louise Henriette und die Taufe des ältesten Sohnes dieses Paares. Sonst sind nur noch einige Porträts von ihm literarisch bekannt, von Schwarzenberg, Burgsdorf, dem Herzog Jakob von Kur-land. Nach Pijsanski hat er mit seinen Arbeiten ein bedeutendes Vermögen gesammelt. Das Porträt des Großen Kurfürsten ist gut, es genügt aber nicht, um einen rechten Begriff von Czwicziks Leistungsfähigkeit zu vermitteln.

Von den Schülern Czwicziks ist einer bekannt: Gabriel Wigel. Nach Pijsanski, der ihn Wegel nennt, war es ein Ostpreuße. 1640 wurde er auf Veranlassung des Kurfürsten Geselle bei Czwiczik, 1641 am 5. November, bekam er bereits eine Hofmalerbestallung. Nach Rohde hat er die Gemälde an den Decken der kurfürstlichen Gemächer im Königsberger Schlosse gemalt, nach Ehrenberg Gemälde in der Schloßkirche. Nach letzterem stand er unter starkem holländischen Einfluß, was bei seinem Lehrmeister zweifellos auch der Fall ist.

Schließlich sei hier noch ein Maler erwähnt, der zwar nicht in Königsberg lebte, aber doch ein lebendiges Zeugnis gibt von dem befruchtenden Einflusse, der von dort aus auch in der Provinz sich geltend machte: Michael Zeigermann in Insterburg. Dieses bis dahin ganz unbedeutende Landstädtchen hatte in der Zeit des Schwedenkrieges viele Vorteile eingeheimst, die den Königsbergern durch die schwedischen und polnischen Behinderungen ihres Handels entgingen. Der schnell wachsende Wohlstand der Insterburger Bürger zeigt sich in der ganz ungewöhnlich prächtigen Ausstattung ihrer Pfarrkirche. Zeigermann hat sie in den Jahren 1644 bis 1653 reich ausgemalt und auch sonst zu ihrem Schmucke verschiedene Porträts geliefert. Seine Leistungen werden sehr verschieden beurteilt und bedürfen noch der Nachprüfung. Er soll um 1600 in Preußen geboren sein.

Der in obigen Ausführungen gemachte Versuch, die künstlerische Umwelt zu schildern, in der Michael Willmann heranwuchs, mußte notwendig ein bloßer Versuch bleiben, da einerseits infolge einer unglücklichen Entwicklung in Königsberg so außerordentlich viele Kunstwerke

zugrunde gegangen sind, andererseits keine einschlägigen Vorarbeiten vorliegen, weil der Nachwelt überhaupt der Glaube an die Leistungsfähigkeit der Vorfahren verloren gegangen war. Vielleicht kann er aber dazu dienen, zu größerer Beachtung der Kunst des 17. Jahrhunderts auch in Preußen anzuregen.

Von wem auch immer und wie auch immer der jugendliche Willmann in Königsberg beeinflusst worden ist, die allgemeine Richtung für seine Entwicklung hat er schon hier erhalten, sie ging über die Niederlande. Hier, insbesondere in Amsterdam, gab er sich eifrigen Studien hin, ohne indessen irgendeines einzelnen Meisters Schüler zu werden. Er war bereits reif genug, von ihren Werken unmittelbar aufzunehmen, was er brauchte. Rubens und van Dyck einerseits, Rembrandt und Ruysdael andererseits haben ihn am meisten beeinflusst. Von den Niederlanden begab er sich nach Deutschland, besonders Prag hatte es ihm angetan; vielleicht war dafür Mathias Cziczik bestimmend gewesen. Schon vor 1656 machte er die Bekanntschaft des Leubuser Abtes Arnold Freiberger, eines Märkers, für den er in diesem Jahre die ersten Arbeiten lieferte. Um 1660 malte er Wandbilder für das Breslauer Rathaus, auch mit dem Kurfürsten von Brandenburg knüpfte er an. Sandrart hebt ein großes Gemälde, Vulkan mit den Cyclopen waffenschmiedend, besonders hervor, das er für seinen Landesherrn gemalt hat. Es ist bei der Plünderung Charlottenburgs 1760 verlorengegangen. Erst Anfang der sechziger Jahre nahm Willmanns Wanderleben ein Ende. Er wurde katholisch, schloß eine glückliche Ehe mit der Witwe des kaiserlichen Kanzlisten Liska und trat ganz in den Dienst des Klosters Leubus. In dem zum Kloster gehörigen Orte hat er sein ferneres Leben zugebracht und ist er am 26. August 1706 verstorben. Rund ein halbes Jahrhundert hat er dort als Kirchenmaler gewirkt und eine erstaunliche Fruchtbarkeit entfaltet. Die überaus reiche malerische Ausstattung, welche die Stiftskirche zu Leubus, eine der größten Klosterkirchen Schlesiens, durch ihn erhielt, veranlaßte auch die übrigen Zisterzienser-Kirchen der Provinz ihm zahlreiche Aufträge zu erteilen, unter denen die Fresken in der St. Josephskirche zu Grüssau besonders hervorragten. Willmann konnte sehr bald die Arbeit nicht mehr allein bewältigen, so daß er einen ausgedehnten Werkstattbetrieb einrichten mußte, dessen Erzeugnisse ganz Schlesien versorgten. Aber wenn es auch gelänge aus der Fülle der noch vorhandenen Werke, die unter seinem Namen gehen, die Werkstattarbeiten völlig auszuscheiden, würde doch noch eine Menge eigener Arbeiten überbleiben, die einen staunenswerten Fleiß verraten. Ihre Qualität berechtigt die Schlesier vollauf, ihn als ihren größten Barockmaler zu preisen und sichert ihm eine überragende Stellung in der gemeindeutschen Kunst jener Zeit.

Willmann hat einmal selbst, als die Frage erörtert wurde, warum er nicht in Italien gewesen sei, geantwortet: „Nicht die Gegend macht den Künstler, nicht lange Reisen in der Fremde, sondern die Begabung und der von Gott verliehene Charakter führt ihn auf die Höhen der Kunst und gibt ihm seine Gesetze.“ Das ist kennzeichnend für das Kraftgefühl, das in ihm lebendig war, aber auch kennzeichnend für die Zeit des deutschen Barocks überhaupt. Diese göttliche Bestimmtheit

lebt nicht nur in der geistigen Haltung der katholischen Gegenreformation, sondern auch im Bewußtsein ihres Gegenpols, der brandenburgischen Reformierten. Ihr Typus ist der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der seine zeitlichen Aufgaben in dem festen Glauben an seine göttliche Berufung anpakt. Beide Richtungen gaben ihrem Zeitalter den Stempel des Heroischen. Ausgesprochen heroisch ist auch der Geist, der sich in Willmanns Hauptwerke, der Folge der mächtigen Apostelmartyrien in der Stiftskirche zu Leubus offenbart. Er reißt den Beschauer aus den Niederungen bluttriefender Marter und Pein empor in die Sphäre heldenhaften Bekenntertums. So sehr nun Willmann in seinen religiösen Werken als Vertreter der Gegenreformation erscheint, immer wieder fühlte er sich doch auch zur Gegenseite hingezogen. Trotz des religiösen Gegensatzes blieb er in dauernden Beziehungen zum Berliner Hofe. Nach schlesiſchen Quellen soll er sogar brandenburgischer Hofmaler gewesen sein. Nach Nicolais Beschreibung von Berlin gab es dort, in königlichem und Privatbesitz, eine ganze Reihe von Werken Willmanns. So besaß der Kupferstecher J. W. Meil einen „Marienfuß“ von ihm und verschiedene kleine Stücke. Puhlmann erwähnt in seinem Kataloge mehrere Werke von seiner Hand. Nur ein Bild von diesen ist zur Zeit noch nachweisbar, die prächtige Huldigung der Künſte vor dem Großen Kurfürsten von 1682. In der Breslauer Ausstellung war Gelegenheit, dieses Gemälde zusammen mit den Apostelmartyrien zu betrachten. Es war, als sehe man in zwei verschiedene Welten, so verschieden erscheint Maltechnik, Komposition und Auffassung. Bei den Apostelmartyrien äußerste Konzentration auf einen stürmisch bewegten Vorgang in Komposition, Verteilung von Licht und Schatten und verschwimmenden Farben; bei dem Huldigungsbilde breitetest Aufbau der ruhig und vornehm wirkenden Szene mit heiterem Prunk der betonten Farben und feiner Beleuchtung, die unauffällig den auch äußerlich ganz in den Mittelpunkt gerückten Fürsten hervorhebt. Aber auch hier waltet der Zug in das Heldenhafte: der Sieger im Glanze des Friedens.

Es wäre jedoch abwegig, wollte man nur diese Gegenjählichkeit in dem Künstler Willmann betonen. Neben den heldischen Gemälden laufen, insbesondere in seinen späteren Jahren, andere religiöse Stücke einher, die ganz erfüllt sind von der sinnlichen Entzückung des spanischen und süddeutschen Spätbarocks, wie seine Heilige Familie, der Marienfuß und die Vision des heiligen Bernhard von Clairvaux. Ganz anders wieder als diese großfigurigen Stücke sind jene eingestellt, in denen das figürliche fast verschwindet, um die deutsche Landschaft in das Märchenhafte zu sublimieren, wie in dem Johannes der Täufer und dem entzückenden Bilde der Jakobsleiter, oder wieder andere wie seine wunderbare „Schöpfung“, in der die Kleinfiguren in breiter Fülle unmittelbare Märchen zu erzählen scheinen. Noch wieder anders kommt Willmanns künstlerische Phantasie und Erzählungskunst zum Ausdruck in seinen mythologischen Szenen, wie Diana und Aktäon und die herrliche Entführung der Europa, ein Bild, das ihn als den Wegbereiter des Rokoko erscheinen läßt. Um seine große Vielseitigkeit und Beweglichkeit hervorzuheben, sei auch auf seine, allerdings nicht zahlreichen Porträts hingewiesen, von denen das hier wieder-

gegebene Selbstbildnis und das vortreffliche Bild des Abtes Rosa von Grüssau besonders bemerkenswert sind.

Von allen modernen Beurteilern Willmanns wird auf seine große Anpassungsfähigkeit hingewiesen, wie er in der Jugend von Rubens und van Dyck und gleichzeitig von ihrem Antipoden Rembrandt gelernt hat, hat er sich später auch von Italienern, Spaniern und Franzosen und sicher auch von süddeutschen Barockmalern beeinflussen lassen. Er hat es auch nicht verschmäht, fremde Kompositionen und fremde Bilderfolgen zum Vorbild zu nehmen. Aber was er auch aufnahm, es wurde innerlich verarbeitet und mit einer höchst persönlichen Note wiedergegeben. Niemals war er ein bloßer Eklektiker, vielmehr in jedem Stück eine kraftvolle Künstlerpersönlichkeit. Königsberg kann stolz darauf sein, sich Willmanns Vaterstadt nennen zu dürfen.

Die Erlebnisse eines preussischen Kriegsgefangenen bei den Russen, Tataren und Türken.

Von Kurt Forstreuter.

Zu den größten Schäden unseres politischen Lebens gehört der Umstand, daß viele Deutsche in fremden Heeren für eine uns oft schädliche Sache kämpfen. Es sind nicht nur solche, die zwangsmäßig einem fremden Staate angehören, sondern auch deutsche Staatsbürger, die als Fremdenlegionäre die kolonialen Sorgen unserer Nachbarn erleichtern. Dieser Schaden ist alt. Seit dem Aufkommen der Söldnerheere haben Deutsche unter den verschiedensten Fahnen die Schlachtfelder aller Länder bevölkert.

Die Schicksale eines preussischen Fremdenlegionärs aus dem 17. Jahrhundert sind interessant nicht allein wegen dieser Beziehung zur Gegenwart. Sie sind zugleich eine nicht zu unterschätzende Quelle zur Erkenntnis des europäischen Ostens in vergangener Zeit. Wegen ihrer Spärlichkeit hat man die Berichte der Reisenden nach Osteuropa vor dem Jahre 1700 mit besonderer Aufmerksamkeit gesammelt. Es sei verwiesen auf das Werk von Adelong und die Ergänzungen von Cordt. Auch nach diesen Ergänzungen wird man eine Reihe nicht uninteressanter Nachträge allein aus dem Königsberger Staatsarchiv bringen können. Als ein solcher Nachtrag, der zugleich eine Probe veröffentlicht, ist der folgende Hinweis gedacht.

Der Verfasser der folgenden Erzählung ist ein preussischer Edelmann namens Hans von Kalkstein, ein Angehöriger der preussischen Adelsfamilie. Er nennt seinen Vornamen nicht, doch ist dieser aus anderen Quellen festzustellen. Nach Gallandis Stammtafeln¹⁾ wurde er 1596 als Sohn des gleichnamigen Landrichters von Rastenburg und Besitzers von Partsch, Kreis Rastenburg, geboren. In dem Register zu Mühlverstedts Werk über das Geschlecht von Kalkstein²⁾ wird er mit seinem Vater zu einer Person verschmolzen. Er verlor seinen Vater 1613. Im folgenden Jahre zog er in den Krieg. Nach

¹⁾ St. A. Königsberg.

²⁾ Magdeburg 1904.

seiner Heimkehr hat er ein Fräulein Anna von Groß-Pfersfelder geheiratet, sich aber im politischen Leben anscheinend nicht mehr betätigt. Wegen seiner „unter den Feinden Christlichen Namens ausgestandenen Calamitäten“ erhielt er am 22. April 1637 eine Erweiterung seiner Fischereigerechtigkeit im See Doben. Er mußte dieses Privileg durch einen nochmaligen Hinweis auf seine „barbarische schwere Gefängnis“ verteidigen³⁾. Er ist im Jahre 1653 gestorben, seine Gattin hat ihn überlebt.

Kalksteins Bericht ist überliefert in einer Abschrift des 17. Jahrhunderts, die in einem der wertvollen Bände der alten Landschaftsbibliothek sich befindet⁴⁾. Sie umfaßt 24 eng beschriebene Oktavseiten, zwei Seiten fehlen.

Der Bericht versetzt uns mitten hinein in jene Zeit der Wirren, die in Rußland dem Aussterben der Rurikdynastie (1598) folgten. Uns Deutschen ist diese Zeit aus Schillers Demetrius bekannt. Diesem ersten Betrüger folgten andere, folgten schließlich die polnischen Ansprüche auf die Herrschaft in Moskau. Preußen hat die Entwicklung im nahen Osten mit Aufmerksamkeit verfolgt. Preußische Gesandte befanden sich mehrfach im polnischen Lager und erstatteten von den Kämpfen anschauliche Berichte. Auch Preußen wurde in den Krieg hineingerissen, da es zu schwach war, seine Neutralität zu behaupten. Polnische Söldner durchzogen plündernd das Land.

Durch einen meißnischen Edelmann Georg von Kreizen ließ Kalkstein sich für das polnische Heer anwerben. Er zog 1614 nach Riga und von dort ins Feld. Bis zum Frühjahr 1616 machte er den Krieg in der Nähe von Smolensk mit. Durch einen unbedachten Überfall auf das feindliche Hauptquartier wurde er gefangen. Schwer verwundet und seiner Kleider beraubt, wurde er nach Moskau geschickt. Die folgende Schilderung ist so interessant, daß eine wörtliche Wiedergabe sich lohnt. Diese Zeit der Muße in Moskau und namentlich auf der Krim hat sich dem Verfasser tief eingeprägt, während die vorhergehende Zeit der kriegerischen Abenteuer und die folgende Zeit der Galeerenklaverei wegen des bunten Wechsels der sich jagenden Ereignisse nur im Fluge gestreift wird.

Diese letzte Zeit in der Türkei war die schlimmste Leidenszeit. Wir wollen den Verfasser nicht bei seinen unfreiwilligen Fahrten durch das östliche und westliche Mittelmeer begleiten, denn seine Erzählung hat hier wenig Reiz. Als mit einer polnischen Gesandtschaft auch ein preußischer Edelmann Wolf von Dlsnik nach Konstantinopel kam, wurde Kalkstein nach langem Suchen im Jahre 1627 für 100 Taler losgekauft. Die Heimreise, die er gar nicht sehr beschleunigte, führte ihn über Messina, Rom, Marseille, Paris, Rouen, Rotterdam, Amsterdam, Pillau, Königsberg nach Partsch, wo er am 12. Juli 1628 eintraf.

Die Erzählung ist, wie die folgende Probe zeigt, schmacklos und unliterarisch. Der Verfasser meidet die in seiner Zeit so beliebten gelehrten Anspielungen. Nur einmal bemerkt er bei der Durchfahrt durch die Dardanellen, daß in der Nähe Troja gelegen habe. Gerade diese Einfachheit macht die Erzählung vertrauenswürdig. Freilich wird

³⁾ Ostpr. Fol. 139 S. 529, 534.

⁴⁾ St. M. Königsberg, Kl. 47.

man ihren Quellenwert nicht zu hoch einschätzen dürfen. Dazu hat der Verfasser doch einen zu engen Standpunkt. Was konnte er auch als einfacher Soldat im Heer und als Galeerensklave von den großen Ereignissen merken? Außerdem erweckt die Erzählung den Eindruck, daß die Sklaverei doch nicht so schlimm gewesen sei. Der Verfasser schweigt von den Mißhandlungen und den niedrigen Arbeiten. Hier erscheint die Darstellung wohl etwas gefärbt, denn der hochgestellte Verfasser wollte beim Publikum keine üble Rolle spielen. Da war der Herr von Kalckreuth, der 1656 bei Nyk von den Tataren gefangen genommen und auch in die Türkei verkauft wurde, ehrlicher⁵⁾.

Was von Kalckreuths Schilderung haften bleibt, ist das Bild der russischen Landschaft, gesehen von einem Menschen des 17. Jahrhunderts. Bei aller Trockenheit klingt doch ein leiser persönlicher Ton durch. Deshalb sei Kalckreuth selbst das Wort erteilt zur Schilderung seiner Gefangenschaft in Moskau und der Krim.

„Als wir nun nach der Stoliza gebracht waren, worden wir wiederumb in die Canzelen gebracht und mußte ein jeder seinen Nahmen sagen, der wardt auffgeschrieben. Hernach worden wir alle in einen Hoff gebracht, der war mitt starken Staketen woll verzeinet. Alda waren 5 Türme und 3 Stuben. In den Türmen wurden gehalten alle die, so da vor Knecht gedienett hatten, auch woll andere, die vor Wittgesellen gedienett haben. In der einen Stube da waren diejenigen, so da gutte Freunde hatten, welche Ihnen darzu kunte verhelffen, an der andern Stube wahren die Wechter, die dritte Stube stundt ledig. Es war zu meinem Glück ein Schöpscher Leutenambt, Alexander Vessel genandt, mit mir zugleich dahin in den Turm gebracht, der hatte viell Landtsleutte in der Stadt, die kamen täglich und besuchten ihn und brachten ihm Geldt und verehrten mir auch ettwas an Geltt. In 4 Wochen wardt der Leutenambt frey gemacht, und mir halff er auß dem Turm in die Stube. Da habe ich es zimlich gutt gehabett. Es waren viell Deutschen in der Stadt, die brachten mir oft Almosen. Auch war Bertran Filwen, der hatte Freinde in der Stadt, der bracht nicht allein Geltt, sondern auch Hempt und einen Rock. In der Stuben bin ich anderhalb Jahr gewesen mitt Gefahr Leibes und Lebens, den es gar oft geschag, daß Gefangenen auß den Turm genommen worden und umgebracht. Da mußte ich gewertig sein, das die Reige auch an mich kommen werde, aber der liebe Gott hatt mich dessen gefrewett, dem sey Lob, Ehr und Preiß von Ewigkeit zu Ewigkeit, amen.

Es haben die Moskowieter einen Bundt des Friedes mit den Lateren auß Crimin gemacht vor altten Jahren und findt die Moskowieter schuldig, den selben Latern Geschend zu geben. Solche Geschende abzufordern schicken die Latern alle Jahr einen Gesantten in die Moschkaw. Anno 1618 ungefehr in April ist der selben Lateren Gesanter in die Stoliza angekommen, und alß er nun auch vernommen, das der Moskowieterscher Keiser sehr viell Gefangene im Turm hette, welche nicht allein Hunger sterben, sondern auch elendiglich umbs Leben gebracht worden, subplieret er umb ehliche Gefangenen, da ihm dan 15 Perschon Polen gegeben worden, unter welchen ich auch mitt

⁵⁾ Mitt. d. lit. Ges. Masovia I—II (1895—96).

gegeben wardt. Nachdem der Gesante seine Sachen verrichtetett hatte, machet er sich auff die Reise nach seinen Lande und nahm mich nebenst den anderen Gefangenen mitt. Undt weil wier noch in der Moskowieter Landt reiseten, schloß er uns alle nacht in die Eisen, das keiner entkommen solte. Sie hatten auch frische Postfuhren vohr ihre Wagen, welche mitt schonen Rauchwerck beladen wahren. Auff den selben Wagen worden wier auch geführet biß an den Strom hatt der Moskowieter Landt ein Ende. Alda hatten auch ihre Postfuhren ein Ende und mußten hernach ihre eigene Pferde anspannen und wier Gefangenen mußten führen. Etliche worden auch Pferde gegeben zu reitten. Als wier über den Strom Don kamen, da reiseten wier durch ein wüstes pfeltdt 19 Tage lang, da nicht allein kein Mensch wohnett, sondern es war auch kein Holz und kein Graß zu finden, den sich alda solche fliegende Wirme auffhielten, die alda Saranka genennet worden, die frassen das Graß auff. Wasser kunte man auch nicht alle Tag finden, bißweilen auch in zwei Tagen wardt kein Wasser gefunden, mußten immerfortt Tag und Nacht marchiren, und wen Wasser gefunden, wardt ein Stunde ekliche darbey geruhett. Sie hatten viell übrige Pferde mitt, wo jemandt ein Pferd verwundett, das wardt stracks geschlachtett und theilten es untereinander. Ein jeder bandt das seine an die bindtriemen, und wenn man also an ein Ortt kam, da Wasser gefunden wardt, so kocheten sie das Fleisch. Ob schon kein Holz nicht war, so waren solche grosse Stauden Krautt, dieselben liegetten sie unter den Kessel und kocheten damit, und wen es kaum halb gar war, so namen sie das Fleisch, das auf dem Boden in dem Kessel gelegen hatt, und beschnitten es und assen es.

Als wier nun das wüste pfeltdt durchzogen hatten, kamen wier an ihr Landt. Es ist aber ihr Landt fast einer Insull zu vergleichen, den es ganz von Mehr beslossen ist und sonderlich von da wier herkamen, da war ein ziemlicher breitter ort des Mehrs, da wier übergesetzt worden. Es war aber nicht sonderlich tieff, sie kuntten mit ihren Pferden durchschwemmen, und zu den Wagen war eine Pfer hergemachett von Binjen (?), da nicht mehr als ein Wagen darauff stehen kunte. Dieselbe mußten 4 pferde durchziehen, und wardt also ein Wagen nach dem andern übergeholt. Als wier nuhn in ihr Landt gebracht wahren, da worden wier also baldt frey undt loß gelassen, den sie wusten woll, das keiner entkommen könte. Hernach reiseten wier noch vier tag biß an die Stadt, da der tatersche Chan Hoff hiltt, die heisset Bach zi Sarai. Alda überanttwort der Gesante die Gesandte undt uns Gefangene schicket er ihn seinen Hoff.

Es ist dasselbe Crim der Tatern landt ein städtliches Landt, welcher gutten Weizen tregett, und wirdt der Acker nicht zuerst gepfliegett, sondern es wirdt der Weizen auff die Erde gesehett undt hernach untergepfliegett. Es war derselbe Gesandte ein reicher Herr, er hatte 2000 Schaff und 500 Ziegen und über 60 Pferde, auch 40 Stück Viehe, und hatte zwey Vorwerge, darzu gebrauchett er die Gefangenen, die mußten ihm sein Acker betreiben. Es wardt alda Weizen, Gerst und Hersche gesehett, sonst kein ander Getreide. Weizen den gebrauchten sie zu Brott, die Gerste brauchen sie vor die Pferde, undt wen sie in Podolien ziehen wollen, so halten sie die Pferde 2 Monat zuvor in Stal undt futtern sie mit Gerst. Die Hersch gebrauchen sie zu Griz

und erhalten sich auch meist mit der Griß, den Brodt wirdt sehr wenig gegeben, sonderlich den Gefangenen, den sie gar schlechten Bescheitt mit Brotbacken wissen. Es ist das Holz an etlichen Orten sehr knab, dafelbst lesen sie alle Morgen den Ruhemist auff und kleben ihn an die Zeune, und wen es gutt gedreiget ist, so nehmen sie ihn ab undt legen ihn unter Dach, das nicht naß wirdt. Damit kochen sie undt haben auff dem Feuerherde einen bretten Stein fast als ein Querstern, da wirdt Feuer auff gemacht, undt wen der Stein sich gnug erhizet hat, so machen sie den Stein hübsch rein und legen den Teig darauff mitt heißen Emern, und wen das Brott gar ist, so scharren sie die Asche weg und nehmen das Brott herfür. Mit dem einen Brodt müssen sich 4 auch 5 Perschon 2 Tag behelffen. Es führen dieselben Latern in elende Leben, Griß ist ihr beste Speise. Wen ein Viehe oder Schaf krank wirdt, das sie es nicht mehr können erhalten, [schlachten] sie es undt assen es auff. Die Strenken melcken sie und sauffen die Milch davon. Sie liegen den ganzen Tag über bey dem Schorstenfeuer und sauffen den Schmoctabaß. Ihre Ergezlichkeit ist nicht mehr, als das sie bisweilen in das Feldt gehen und schießen mit den Flißbogen nach dem Licht.

Ihr Religion kommet mit den Türcken überein, den sie auch beschnitten werden. Wen es auff den Herpst kommet, das die Feldtarbeit ganz unterschieden ist, so richten sie sich ein Gedrend zu von Hirschen und laden einander zu Gast. Wen es bey einem außgehoffen ist, so gehen sie zu dem andern undt wehret das so lange, biß alle die Wirdts so viell ihr in dem selben Dorffe sein, ein Banquet gegeben haben. Es wirdt das Getrende auff ihre Sprach Bosa genennet, man kan ein Rausch daran trinden.

In dem selben Lande bin ein ganzes Jahr gewesen, es ist eine schöne Zeit alda. Den Sommer über regnet es selten, auch gar nicht, der Winter wehret ungefehr ein Mohnat, und hernach ist es wieder schon, lieblich und warm. Es wolte derselbe Later, der mich hieltte, von mir haben, das ich nebenst andern seinen Gefangenen auch die Haußarbeit thun soll. Weill ich aber solcher Arbeit ungewohnet war, so wuste ich mich auch nicht darzu zu schicken, sondern hatt ihn, er solle mich nach Constantinopell bringen, weill ich schon vernommen hatte, das allerley Nationen alda vorhanden sollten sein, hatte mier also die Hoffnung gemacht, auß Constantinobell ehe loß zu kommen als auß Tartarey. Als er nuhn sahe, das er keine Arbeit auß mier haben kunte, führet er mich in eine Stadt mit Nahmen Hoslawo, welche an dem Ponto Eugino lieget, undt traten in ein Schiff und fuhren in Gottes Nahmen nach Constantinobell zu. Anno 1619 bin ich zu Constantinobell angekommen in rechten Vorjahr, da gab Gott das ich also halbe des ersten Tages, da ich auff den Markt gebracht wardt, welcher doch sehr groß und unzehlich viell Volk darauff sizet, wardt ich zu meinen großen Unglück auff eine Gallen gefauffet.“

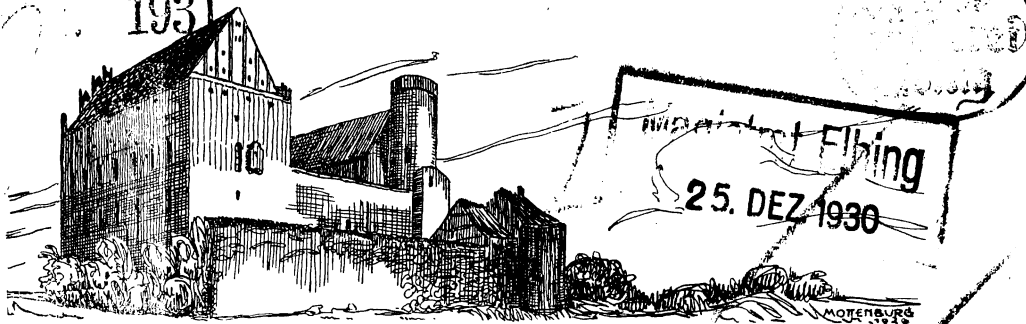
Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Druck: Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.

1930

1931



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 5

1. Januar 1931

Nummer 3

Inhalt: Vereinsnachrichten, Seite 33 — B. Schmid, Die Stadtfreiheit von Marienburg, Seite 34. — D. Clemen, Eine Streitschrift des preußischen Kanzlers Michael Spielberger, Seite 41. — C. Schulz, Das Haus Bülowstraße 32 und die letzten Königsberger Scharfrichter, Seite 43. — Buchbesprechung, Seite 48.

Vereinsnachrichten.

Wie in Nr. 2 der Mitteilungen angekündigt, sprachen im Oktober Herr Redakteur Dr. Seraphim, im November Herr Oberbaurat Dr. Schmid und im Dezember Herr Professor Dr. Brackmann, der Generaldirektor der preußischen Staatsarchive, der anlässlich der Einweihung des neuen Archingebäudes in Königsberg weilte. Dieser Vortrag, in dem zum ersten Mal auch die Kaiserkrönung Karls d. Gr. in den Zusammenhang der Slawenmission und damit der deutschen Ostpolitik gezogen wurde, erfreute sich eines besonders regen Zuspruchs.

Bei der feierlichen Einweihung des neuen Archingebäudes, die am 10. Dezember stattfand, sprach unser Vorsitzender Dank und Glückwunsch für sämtliche Geschichtsvereine Ost- und Westpreußens aus.

Für die nächsten Monate sind folgende Vorträge vorgesehen: Montag, den 12. Januar: Festszung zur 700-Jahrfeier der Ankunft des Deutschen Ordens in Preußen. Herr Bibliotheksdirektor Dr. Krollmann: „Die Aufgaben der Provinzialgeschichte in Ostpreußen.“

Montag, den 9. Februar: Herr Bibliotheksdirektor Dr. Bauer-Elbing: „Deutschtum und Polentum in Westpreußen unter polnischer Herrschaft (1466—1772).“ Im Anschluß an den Vortrag findet die Generalversammlung statt.

Montag, den 9. März: Herr Studienrat Dr. Adam: „Ernst von Sauten-Tarputzen als liberaler Politiker.“

Im April wird Herr Archivrat Dr. Weise über die Photographie im Dienste der archivalischen Forschung sprechen und dabei den neuen photographischen Apparat des Staatsarchivs vorführen.

Die Stadtfreiheit von Marienburg.

Von Bernhard Schmid.

Als der Landmeister Conrad von Tyrberch der neu begründeten Stadt Marienburg am 27. April 1276 die Handfeste ausstellte, verlieh er ihr auch Güter und ein freies Stadtgebiet, bona et emunitates. Über die Lage des Landes geben die Grenzbeschreibungen Auskunft: „Wir verleihen der genannten Stadt von dem Damme an, welcher von dieser Stadt her sich erstreckt nach dem Garten unserer Brüder hin, von ihm aufwärts zu gehen nach Wildenberch, innerhalb des Flusses Nogath und des von jenem Damm gehaltenen Sees acht freie Hufen, in sicheren Grenzen bezeichnet, zum gemeinen Gebrauche aller Bürger . . .“ Allerdings sollte die Hälfte der acht Hufen dem Orden vorbehalten bleiben, damit dort Dienstleute des Ordens wohnen konnten, die nur der Gerichtsbarkeit des Ordens unterworfen sein sollten.

Bedeutender war eine zweite Landparzelle: „Auf dem Werder, jenseits der Nogath widmen wir der genannten Stadt zum allgemeinen Gebrauche mit allen Nuzungen und Einkünften, was in den nachbeschriebenen Grenzen einbegriffen ist. Von der erstgenannten Grenze am oberen Teile der Stadt geradezu nach dem Swente-Flusse hin, und dann weiter vorzugehen auf Grenzen, die den genannten Bürgern von uns und unseren Brüdern erkennbar bezeichnet sind.“ Hier fehlt wieder die Größenangabe, nur die allgemeine Lage wird angegeben und die Grenze teilweise beschrieben. Das kulmische Recht wird den Bürgern in der Stadt und in deren Gütern verliehen. Beachtenswert ist die Ausdrucksweise emunitates und dann noch einmal libertates eorum. Emunitas bedeutet nach Du Cange¹⁾ zunächst im kirchlichen Recht die Freiheit von Pflichten und Lasten und weiterhin jedes von einem Fürsten verliehene Privileg, das Landbesitz unter seinen Schutz stellt.

Was den zuerst genannten Teil betrifft, so sind acht Hufen bei einer Größe von je 16,8 ha im ganzen 134,4 ha. Dieser Größe entspricht ungefähr die Ausdehnung von Hoppenbruch und nördlich davon die Fläche der Stadtteile, die vom Mühlengraben zwischen der Mittel- und Lohmühle und von der Gerbergasse eingeschlossen sind. Die alte Grenze des Dorfes Hoppenbruch ist aus dem Meßtischblatt 625 in der Ausgabe von 1905 gut zu erkennen.

Außerhalb davon lag im Nordosten das der Burg gehörige Land. Es werden hier genannt:

1. der Falkenhof auf dem Sande, 1458 erwähnt²⁾,
2. das Domänenvorwerk Neuhoj, schon im 14. Jahrhundert vorhanden, wohl 1410 zerstört, 1412 wieder aufgebaut, um 1600 hier abgebrochen und etwa 2,5 km nördlich verlegt, unter dem Namen Sandhof,

¹⁾ Glossarium ad scriptores mediae et infimae Latinitatis. Ed. nova, Paris 1733.

²⁾ Staatsarchiv Königsberg. Ordensfoliant 94, S. 412.

3. das Hospital zum Heiligen Geist, eine sehr frühe Gründung des Ordens, 1410 ebenfalls zerstört, 1415 neu aufgebaut, 1807 endgültig abgebrochen,

4. die Niedermühle, jetzt noch vorhanden.

Die städtischen acht Hufen waren wohl nicht einheitlich aufgeteilt; sondern in der Nähe der Stadt zu einer vorstädtischen Siedelung, weiter hinaus zu ländlicher Nutzung verwandt. Auch die Bestimmung, hier des Ordens Dienstleute aufnehmen zu müssen, deutet auf das frühe Entstehen von Vorstädten hin. Es werden im Schöffensbuche genannt: 1416 die Gerbergasse, 1474 die Steingasse, also auf dem Lande zwischen Stadt und Mühlengraben, und 1456 die Fleischergasse südlich von der Stadt. Unmittelbar vor der Südseite lag am Fährtor, dem heutigen Marientor, das Glendenhaus, das 1439 seine Stätte mit einem Hause des Bürgermeisters Hertwic Samland vertauschte. Ferner lagen hier die Scheunen und Malzhäuser der Bürger. Etwa 500 Schritte vor dem Tore lag das St. Georgen-Spital, dort, wo jetzt noch die Georgenkirche steht. Darüber hinaus fing die ländliche Nutzung an. Eine wichtige Ortsbezeichnung war „das Birkecht“, dessen Lage durch die heutige Birkgasse noch bekannt ist. Anscheinend war hier anfangs eine gemeinsame Nutzung von Bürgern, ähnlich wie sie nachher für Schilendorf zu berichten ist. Im Jahre 1410 hatte Mathis Goltzmynd eine halbe Mark Zinsanteil in dem „Byrkecht“. Hier lagen Gärten, und vielleicht standen sie im Zusammenhang mit den „Höfen bei St. Georgen“. Im Jahre 1426 versetzt Hannus Hofe einen Hof bei Sente Jorgen gelegen dem Hannus Lemke für 75 geringe Mark, 1427 wird der Hof in derselben Rechtsache als Hof vor der Stadt gelegen bezeichnet und 1431 ist die Bruderschaft der Bäckerknechte im Besitze der Gärten, die dem Hannus Hofe gehört haben „in dem Birkecht gelegen³⁾“. Die Benennungen wechseln also. Durch die wiederholten Belagerungen der Stadt, so 1457—1460⁴⁾ und in der Schwedenkzeit ist dieses Land so oft verwüstet, daß die gegenwärtige Besiedelung, die wir bis in das 17. Jahrhundert hinein verfolgen können, nicht mehr dem Zustande zur Ordenszeit entspricht.

Anders ist es mit dem Lande im großen Werder. Hier konnte sich die alte Siedlungsform bis heute erhalten und die urkundlichen Quellen sind in größerem Umfange vorhanden. In der Willkür vom Jahre 1365⁵⁾ heißt dieses Land Schilendorf. Es wurde darüber eine bedeutsame Vorschrift erlassen: „Item eyn iclich burger mag synen acker czu Schilendorf vormyten den, dy uff der Stad vrheit geseßen senn, und nicht den gebuwern czu Schonaw, nach andirswow, wen der stad acker van salchem vormyten grosslich vortyrbit, by der stat wilkur.“ Eine andere Vorschrift betrifft das Ernten, und ein späterer Beschluß regelt im Jahre 1450 das Austreiben des Viehes in Schilendorf.

³⁾ Quelle für diese Angaben ist das seit 1399 erhaltene Schöffensbuch der Stadt Marienburg im Staatsarchiv Danzig unter Abt. 329 A Nr. 1 und 2 verwahrt.

⁴⁾ Vgl. Voigt, Geschichte Marienburgs. Königsberg 1823, Seite 500.

⁵⁾ Stadtarhiv Marienburg, Foliant 2163, abgedruckt von Joh. Voigt 1824 in der „Geschichte Marienburgs“, Seite 524.

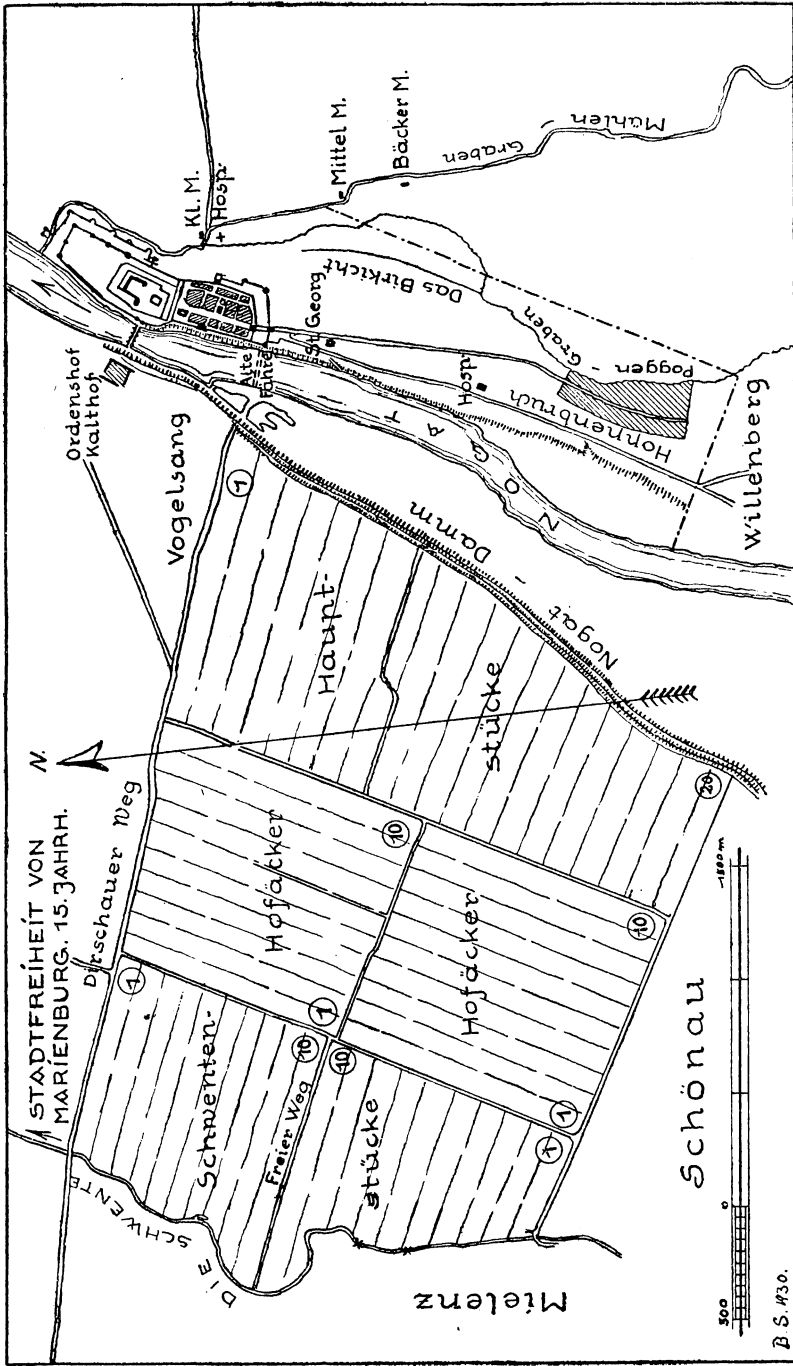
Wir haben nun aus dem 15. Jahrhundert drei Verzeichnisse der Stadtlose. Das älteste vom Jahre 1414 befindet sich in einer Pergamenthandschrift, die einem Sammelbände, Nr. 2163, des Stadtarchivs Marienburg eingefügt ist. Auf dem Titelblatte steht folgende Überschrift:

Man sal wissen, wy daz wir haben gehat eyn czwentracht an unsirn adir, dez sy wir czu rate worden myt unsirn herren und myt der gemeyn, daz der adyr andirweyt geteylit und gelöst haben do by czu blyben czu ewigen tagen und nicht czu vorluffen noch czu vorwechsln von den erwen, und daz ist geschen in der jar czal Cristi tusunt 4 hundirt in dem virczende jare do by geseßen Johannes Nyler Burgermeister, Petir Schrope sin kumpan, Jorgesdorf, Petir Eckart kamerer, Nyklos us der Mole, Mattis Schutze.

Eine neue Verteilung wurde etwa zehn Jahre später vorgenommen und in einem papierenen Hefte niedergeschrieben, jetzt Schiebl. XLIa, Nr. 89 des Staatsarchivs Königsberg. Ein Blatt ist leider ausgerissen, doch ist der Verlust nicht erheblich. Aus dem Vergleich mit dem Bürgerbuche, Nr. 28 des Stadtarchivs, ergibt sich, daß der jüngste Besitzer eines Anteils 1424 das Bürgerrecht gewann. Die Nachträge enthalten einige ältere Bürgernamen, dann aber andere, die später Bürger wurden, bis zum Jahre 1436. Ob dann ein drittes, inzwischen verloren gegangenes Register angelegt sei, wissen wir nicht. In der Mitte des Jahrhunderts brauchte man abermals eine neue Verteilung, und nach unseliger Sitte jener Zeit radierte man in der Pergamenthandschrift von 1414. Die allgemeinen Angaben ließ man stehen, die Namen löschte man und schrieb neue darüber. Stellenweise schimmert die alte Schrift noch blaß hindurch. Die Handschrift des neuen Schreibers finden wir auch während der Jahre im Schöffebuch, Abt. 329 A, Nr. 2 des Staatsarchivs Danzig. Es ist die des Stadtschreibers Gregorius Kage, der 1445 Bürger wurde und bis 1468 zu verfolgen ist. Das jüngste Bürgerrecht erhielten Michel Lwesner und Nicl. Kessler 1452. Für das Jahr 1453 fehlen die Eintragungen im Bürgerbuch und im Frühjahr 1454 brach schon der Krieg aus. Diese neue Liste ist also 1452 oder 1453 nachgetragen. Beide Handschriften, die von 1414 und von 1424 bringen nun folgende Einteilung:

1. Hofäcker, und zwar die ersten 10 Stücke, fangen an der Schönauer Grenze an. Dann folgen die zweiten 10 Stücke.
2. Die Hauptstücke, enthaltend am Damm 20 Lose, anfangend am Dirschauhen Wege.
3. Die Schwentenstücke, und zwar die ersten 10 Stücke, fangen an der Schönauer Grenze an. Im 10. Lose ist andert-halbe Rute übrig, die will die Stadt zu einem freien Wege haben. Dann folgen die zweiten 10 Lose, die am Dirschauer Wege anfangen.

Durch die Grenzangaben ist die Lage von Schilendorf genau zu bestimmen, es ist identisch mit der Feldmark der heutigen Landgemeinden Stadtfelde und Dammsfelde. Eine Karte vom Jahre 1793 befindet sich im Stadtarchiv unter Nr. 2703, nach einer Vermessung vom Jahre 1753. Die damalige Situation entspricht ziemlich genau dem auf den



M. 1.33.333

Die Stadtfreiheit von Marienburg

B. S. 1130.

Meßtischblättern 624 und 625 gezeichneten System von Gräben und Wegen. Hiernach ist der auf Seite 37 abgedruckte Plan gezeichnet. Im einzelnen wäre folgendes zu bemerken:

Die Südgrenze wird auch am 22. Juli 1321 in der Handfeste von Schönau als Grenze mit dem Lande der Stadt Marienburg erwähnt. Die Westgrenze an der Schwente wird am 10. August 1321 in der Handfeste für Mielenz die Grenze mit den Bürgern von Marienburg⁶⁾ genannt. Der Dirschauer Weg ist die alte Landstraße, die mittelbar schon 1276 erwähnt wird. In der ersten Handfeste erhalten die Bürger nämlich das Fährrecht über die Rogat. Die Fähre lag unterhalb des Fährtores, das erst nach Einrichtung der Marienkapelle im äußeren Tore Mitte des 15. Jahrhunderts den Namen Marientor erhielt. Der „Dirschauer Weg“ liegt in der Fortsetzung der einstigen Fähre und trifft dort, wo jetzt das vormalige Chaussee-Einnehmerhaus steht, die alte Staatsstraße Berlin—Königsberg, die vor etwa 110 Jahren gebaut wurde. Der weitere Verlauf der Chaussee nach Westen hin liegt dann wieder auf dem alten Dirschauer Wege der Ordenszeit. Die erste feste Rogatbrücke wurde unter dem Hochmeister Dietrich von Altenburg (1335—1341) erbaut⁷⁾. Vorher war die Fähre die Stelle des Flußüberganges. Das Land war also sehr zweckmäßig ausgesucht, da es unmittelbar an der Fähre und an der Landstraße lag. Nördlich vom Dirschauer Weg lag das Dorf Bogelsang, eine Siedelung von 45 Gärtnern⁸⁾, und weiterhin schloß sich der Ordenshof Kalthof an. Das Stadtgut lag dadurch in einem größeren Landgebiete, das sich der Orden teils zur Neubesiedelung, teils zur Eigenwirtschaft vorbehalten hatte.

Nach dem Gemeinde-Lexikon für Westpreußen⁹⁾ von 1908 hatten Dammfelde 467,5 ha und Stadtfelde 394,2 ha, das Ganze also 861,7 ha, oder etwas über 51 Hufen. Rechnet man das Land im Außendeich und Ungenauigkeiten bei der ersten Vermessung ab, so käme man ungefähr auf 40 Hufen, eine oft für neue Güter gewählte Hufenzahl. Im Jahre 1772¹⁰⁾ wird auch ausdrücklich besagt, daß die Stadt 40 Patrimonialhufen habe, jenseits der Rogat gelegen und in Erbpacht ausgetan.

In beiden Verteilungen haben

die Hofäcker A 1—10 und die Hauptstücke 1—10,

die Hofäcker B 1—10 und die Schwentenstücke A 1—10

dieselben Eigentümer. Vielleicht ist dies ein Überrest der Einrichtung, daß die Hofäcker den Kern der ältesten Siedelung darstellen und jeder Hof in jedem der drei Stücke ein Los hatte. Dann hätte jeder Anteil ^{1/20} von 40 Hufen enthalten, also zwei Hufen, und in heutigem Maße 33,6 ha. Nach Meitzen war die Waldhufe oder Hagenhufe 30—36 ha groß¹¹⁾. Vielleicht liegt dieser Flurteilung noch ein älteres Hufenmaß

⁶⁾ Staatsarchiv Danzig, Abt. 3 Nr. 2, Handfestenbuch von Marienburg.

⁷⁾ Script. rer. Pruss. II. 498, ältere Chronik von Oliva.

⁸⁾ Vgl. das Zinsbuch des Hauses Marienburg. Her. von W. Ziesemer. Marienburger Gymnasialprog. 1910.

⁹⁾ Her. vom Kgl. Preuß. Statist. Landesamt.

¹⁰⁾ Bär, Westpreußen unter Friedrich dem Großen. Leipzig 1909. S. 573.

¹¹⁾ Volkshufe und Königshufe. Festgabe für G. Hanssen. Tübingen 1889, Seite 58.

zugrunde, während später die kulmische Hufe das erheblich kleinere Maß von 16,8 ha aufweist.

Dagegen scheint es aber, als ob diese 20 Hufen, wenn nicht von Anfang an, so doch schon früh in mehrere Anteile zerlegt wurden, damit möglichst jeder Bürger seinen Anteil am Lande empfang. Jedes einzelne Los hatte durchschnittlich acht Anteile. Im Jahre 1424 hatten die 20 Hofäcker zusammen 154 Anteile, im Jahre 1453 waren es schon 168. Man merkt hier die Einwirkung der Bevölkerungszunahme. Der Vergleich mit dem Bürgerbuch lehrt nun, daß keineswegs alle Bürger einen Anteil in Schilendorf besaßen. Der im 18. und 19. Jahrhundert den Hypothekensbüchern und den Grundbüchern zu entnehmende Umstand, daß der Anteil am Radikalacker an den Vollenbürger-Höfen unter den Lauben und in anderen Hauptstraßen dinglich haftete, scheint zur Ordenszeit nicht bestanden zu haben. Selbst die Lücken im Bürgerbuch, in den Jahren 1411, 1448—50 und 1453 erklären nicht das Fehlen vieler Bürgernamen, zum Teil sogar der Bürgermeister, in den Losen des Stadtackers. Andererseits finden wir hier viele Anteilseigner, die nicht Bürger waren, also wohl nur Einwohner von Marienburg.

Die Bestimmungen von 1365 und 1414 lassen auch erkennen, daß sehr viele Inhaber von Losen diese nicht selbst bewirtschafteten, sondern sie vermieteten. Daher hat sich die Zahl der Höfe vermehrt, und auch an ihnen waren zuweilen mehrere Personen anteilsberechtigt, mit Viertelshöfen und weniger. Im Jahre 1453 waren es etwa 32 Höfe. Davon besaß die Stadtgemeinde fünf halbe Höfe in den Hofäckern und ebensoviele Anteile in den anderen beiden Feldern. Auch die Lose der Bürger lagen jetzt schon über alle drei Felder verteilt, zur Hälfte jedoch immer noch in den Hofäckern. Die Bewirtschaftung war von Gemeinde wegen geregelt und zum Teil wohl gemeinschaftlich. Darauf deuten auch die Vorschriften der Feldordnung¹²⁾ von 1593.

Wichtig ist nun die Tatsache, daß wir hier nicht etwa die flämische Hufenart haben, die auch sonst im Werder kaum nachzuweisen ist, sondern die Aufteilung des Landes in drei Felder, in denen jeder seinen Anteil erhält. Diese Felderteilung ist z. B. auch für Gnojau durch ein Register von 1765 im katholischen Pfarrarchive daselbst nachweisbar, und sie würde sich für andere Dörfer wohl noch ermitteln lassen. In Schilendorf können wir besonders klar das Entstehen der Flurnamen aus dieser Wirtschaftsart verfolgen. Die Hauptstücke liegen vornan beim Rogatdamm, und sie sind am besten zugänglich. Die Hofäcker liegen in der Mitte, und das dritte Stück erhält seinen Namen von dem Fließchen, an das es grenzt. Noch heute ist die alte Einteilung durch den Verlauf der Gräben und Wege kenntlich, wenn auch Einzelheiten sich verändert haben. In den ersten Losen der Hauptstücke ist jetzt ein „Bruch“, d. h. die ständig mit Wasser gefüllte Auskolkung des Bodens infolge eines Deichbruches. Wahrscheinlich ist der Bruch 1595 am Ostertage entstanden, bei dem Bruch des Rogatdammes in Vogel-sang¹³⁾. Auch gingen die alten Namen zum Teil verloren. Die Karte

¹²⁾ Stadtarchiv, Fol. Nr. 156.

¹³⁾ Hartwich, Landesbeschreibung usw. Danzig 1722, S. 493.

von 1754 nennt das Schwenten-Feld, das Mittel-Feld und das Damm-Feld. Hieraus entstand der jetzige Dorfname.

Die Schroettersche Karte von 1796—1802 nennt ebenfalls diese drei Namen, gibt aber dem ganzen den Namen „Marienburger Stadt-Feld“. Goldbeck¹⁴⁾ hat als selbständige Ortschaft „Stadt-feld bei Marienburg. Bürger-Mäer zur Stadt Marienburg gehörig jenseits der Rogath in Gr. Werder emphyteutisch verpachtet.“ Später werden hier zwei Dörfer genannt¹⁵⁾, Dammfelde und Stadtfelde, beide als Kämmereibesitz von Marienburg. So bildeten sich hier zwei neue Dorfnamen, davon der eine dem jüngeren Flurnamen Dammfelde entlehnt. Die Umwandlung der Erbpacht in freies Eigentum löste beide Dörfer von der Verbindung mit Marienburg und das Jahr 1920 vollendete den Schnitt.

Die Karte von 1754 bringt in den Hauptstücken am Dirschauhen Wege noch einen neuen Flurnamen, die Kuhbrake, unweit des Bruches, in einer Größe von rund 36 Morgen, als unmittelbaren Besitz der Kämmerei. Vielleicht ist dieses Weideland auch infolge des Deichbruches hier eingerichtet. Im Anfange des 18. Jahrhunderts war die Kuhbrake für 2500 Gulden verpfändet¹⁶⁾. Auf Grund eines Beschlusses der drei Ordnungen vom Jahre 1729 erhielt der Rat die Erlaubnis, sie wieder einzulösen, und dann als Rats-Lehn zu besitzen. Diese Einlösung erfolgte 1731—1734. Die Kuhbrake wird 1820 noch als Ortsbenennung aufgeführt, verschwindet dann aber allmählich. Ganz anders war die Entwicklung in den acht Hufen rechts der Rogat. Die unmittelbare Nachbarschaft der Stadt ließ hier einen landwirtschaftlichen Betrieb nur in kleinem Umfange zu. Der Vorbehalt des Ordens in der Handfeste deutet darauf hin, daß man hier schon früh an vorstädtische Handwerker-siedelungen gedacht hat. Das Land blieb daher nicht Gemeindebesitz, sondern es wurde an Bürger oder Einwohner verliehen, die es vererbten. Daher finden wir über diese Leute öfters Eintragungen im Schöffensbuche, während solche aus Schilendorf darin fehlen. Die Flurnamen bedeuten hier mehr geographische Benennungen, als wie Stücke einer planmäßig aufgetheilten Feldmark. Das Birkiacht lebt heute in dem Straßennamen der Birkgasse fort. Die Höfe im Hoppenbruche erhielten 1523 eine besondere Willkür für „unserer Stadt Untersassen und Einwohner des Dorfes H. in unserer Stadt binnen der Stadt Grenzen gelegen“. Hoppenbruch war zuletzt selbständiges Dorf, wurde 1915 eingemeindet und erhält sich nun wieder als Stadtteil von Marienburg. Die Namen verraten uns aber, daß hier einst ein Birkenwäldchen war, und daß hier in einer Zeit, da jeder Bürger das Braurecht hatte, auch Hopfen gebaut wurde¹⁷⁾. Sie zeigen uns unge-

¹⁴⁾ Vollständige Topographie des Königreichs Preussen. Zweiter Theil . . . West-Preussen. Marienwerder 1789, Seite 213.

¹⁵⁾ Übersicht der Bestandtheile und Verzeichniß aller Ortschaften des Danziger Regierungs-Bezirktes. 1820.

¹⁶⁾ Stadtarchiv, Nr. 1908; vgl. auch: Altpreußische Monatschrift, Band XXXVIII, 1901, Seite 246.

¹⁷⁾ Der Dorfname Hoppenbruch kommt noch bei Danzig und bei Heiligenbeil vor.

fähr an, wieweit hier früher die Stadtfreiheit reichte, nachdem die alten Grenzen durch weitere Eingemeindungen verwischt sind.

Die Geschichte der Stadtfreiheit zeigt uns in 650 Jahren ein öfter wechselndes Bild der Siedlungsform und der Verwaltung, während die Stadt selbst sich kaum verändert hat. Es ist aber auch bemerkenswert, daß der eine Teil der Freiheit in neuerer Zeit zur Stadt zurückkehrte, und nur die Außenpolitik führte zu abermaliger Trennung. Sodann sollte mit diesen Ausführungen gezeigt werden, daß die alten Flurnamen Dokumente früherer Siedlungsverhältnisse sind; sie werden nur verständlich, wenn man sie in diesem Zusammenhange erforscht, als Äußerungen des Wirtschaftslebens.

Eine Streitschrift des preußischen Kanzlers Michael Spielberger.

Von Professor D. Dr. D. Clemen, Zwickau i. Sa.

In dem Sammelbande Th. dp. q. 1002 der Würzburger Universitätsbibliothek befindet sich als Nr. 5 folgender Druck: ■ EPISTOLA MI // CHAELIS SPILBERGERS LL. // Licentiati, ac Prussiae Cancellarij, Ad Ja — // cobum Sigenhouer parrochū Heidel- // bergae in arce Palatini, qua eum // errati sui, quo in sacras lite // ras impedit, Christiane // admonet & cōmo // nefacit. // i. Joan. ij.¹⁾ // Aduocatum habemus apud patrem Jesum // Christum iustum. // 4 ff. 4^o. 1 b u. 4 weiß.

Der Verfasser der kleinen Streitschrift ist uns kein Unbekannter. Der Lic. jur. Michael Spielberger aus Ingolstadt empfing am 6. Februar 1523 in Nürnberg seine Bestallung als Kanzler des Hochmeisters Albrecht von Preußen²⁾. Wir kennen von ihm ein Schreiben an den Sekretär und Kammermeister Albrechts Christoph von Gattenhofen, Königsberg, 6. Dezember 1524, in dem er diesem eine aus Augustin genommene erbauliche Anweisung sandte, die Psalmen als Gebetbuch zu benutzen³⁾, und eine am 12. Februar 1526 in Königsberg im Druck erschienene, unterm 2. Februar dem Herzog Albrecht gewidmete Übersetzung von Cyprian, De elemosynis⁴⁾. Wir wußten auch, daß er auf dem Speierer Reichstag von 1526 anwesend war, und zwar als Vertreter der Grafen von Anhalt⁵⁾, aber daß er da unterm 22. August in einem gedruckten offenen Briefe eine Predigt, die er an Mariä Himmelfahrt gehört hatte, einer scharfen Kritik unterzogen hat, ist neu. Ein Abdruck der Epistola ist darum gerechtfertigt. Über den Prediger, den Heidelberger Schlosspfarrer Jakob Sigenhouer, den er so blamiert hat, habe ich nichts ermitteln können⁶⁾.

Michael Spilberger, LL. Licentiatus ac Prussiae Cancellarius, Jacobo Sigenhouer, Parrocho Heidelbergae in arce Palatini, Salutem in Christo Jesu.

Interfui nuper declamationi tuae, frater in Christo dilecte, qua die Assumptionis divae virginis⁷⁾ intercessionem Sanctorum asseverare conabaris. quam egregie vero id praestiteris, testantur cum alia multa satis indocte a te producta, tum in primis locus ille, quem invitissimum

¹⁾ v. 1. ²⁾ P. Eschmert, Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen 1 Nr. 94. ³⁾ ebd. Nr. 281. ⁴⁾ ebd. Nr. 440. ⁵⁾ W. Friedensburg, Der Reichstag zu Speier 1526 (1887), S. 317¹⁾. ⁶⁾ Er wird unter den 102 Mann des Gefolges des Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz (Friedensburg

repugnante sensu et prorsus invita, ut aiunt, Minerva ex Regum libris in medium protrahebas. Habet autem is locus ad hunc modum⁸⁾: „Positus est tronus matri regis, quae sedit ad dextram eius.“ Haec tua sunt arma, eiusmodi propugnacula, quibus fortissime veritati magna temeritate vim facere conaris! Quod si ad hunc modum porro in scripturis versari volueris, quemadmodum istum locum ad divam Virginem in doctissime torsisti, ex quolibet tandem iuxta Anaxagorae dogma quodlibet per te fiet. Quid enim ad Mariam attinet, quae de Bathseba sunt hic dicta? Nunquid adulterae castissimam virginem similem facies? Aut quo pacto adultera mulier tantae mundiciei typus esse potest? Negari enim non potest adulterium Bathsebae cum Davide perpetratum, sacris literis id fortiter clamantibus. Dic igitur, bone vir, quomodo convenient per te Christus et Belial? Quae erit conventio lucis et tenebrarum?⁹⁾ An non perinde est ex Bathseba (quam corrupto vocabulo Bersabeam dicimus) Mariam facere, ac si quis ex Juda Petrum et ex Pilato Christum faciat?

Jam ut istam blasphemiam silentio praeteream et ad illud tuum tam turpe erratum magna indulgentia conniveam, quo pacto aut quibus subsidiis isti alteri tuo patrocineris errori, ne quid gravius contra te dicam, quod huius loci depravatione divam virginem parem omnino et aequalem Christo facis? eritque te declamante, imo contra apertissimam veritatem superbe nimis clamante Virgo Maria deus verus. quam blasphemiam ut ferre non potest Christus, ita procul dubio abominatum¹⁰⁾ erit modis omnibus castissimae virgini aversanda. Sic enim habet locus ille intempestive nimis a te citatus: „Positus est tronus matri regis, quae sedit ad dexteram eius.“ Si igitur te tortore (expositore dicere volebam) ex Solomone Christus et ex Bathseba Maria fiet, sedebit Maria ad dexteram Christi. Sedere autem ad dexteram Christi est esse parem, non minorem Christo, id quod Psal[mus] CXIX¹¹⁾ testatur, ubi Christus patri aequalis ad dextram patris sedere dicitur. Sic enim habet: „Dixit dominus domino meo: sede a dextris meis“ etc. qui Psal[mus] testimonio etiam Christi Matth. XXII¹²⁾ de nemine alio quam de Christo intelligi potest. Et testatur Symbolum: „Sedet ad dextram patris, inde venturus est iudicare vivos et mortuos.“ Quibus locis tropum hunc discimus Sedere ad dextram alicuius esse ei aequalem et parem. Solent enim et in principum comitiis et omnibus civilibus conventiculis, qui aequales sunt aliis, non infra alios, sed ad latus, hoc est ad dextram illorum sedere.

Esto autem, condonem tibi crudeles istas in Deum blasphemias et dissimulanter praeteream tam graves lapsus, in quos tu tuique similes studio depravandarum scripturarum pertraheris, qua fronte intercessionem ex hoc loco confirmabis, ubi nihil pro te, verum omnia adversa instituto tuo leguntur? Si enim ideo Maria intercédit apud Christum, quod Bathseba accessit Solomonem, parum profecto fructus ex ipsius accessione assequemur. Quid enim impetrat Bathseba? Quid iuvat Adoniam tam sedula Bathseba interpellatio? An non vehementer regem offendit et bilem isti movit? tantum abest, ut quicquam impetrarit.

8. 211) zu suchen sein. 7) 15. Aug. 8) 3. Reg. 2,19. 9) 2. Kor. 6,4 f. 10) abominatio? 11) Ps. 109, 1 vg. 12) 3. 43 ff. 13) 3. Reg. 2,22. 14) eig. vom Zeigen-

Vivere potuerat Adonias, si non pro eo Bathseba interpellasset. quanto illi satius fuerat tali interpellatrice perpetuo caruisse, quae non tantum Adoniae mortem, sed et amicis eius triste exilium adportavit! Sic enim legimus in Regum historiis¹³⁾: „Responditque rex Solomon et dixit matri suae: Quare postulas Abisag Sunamitem Adoniae? postula ei et regnum!“ Quis non hic gravem stomachum regis olfacit? Et post pauca iubet occidere Adoniam et amicos eius in exilium agi.

I iam nunc et eiusmodi ficulneis¹⁴⁾ gladiis et stipulatiis¹⁵⁾ armis te communias! nam potens est veritas sese ex inimicorum manibus vindicare, non patitur fucum, non connivet ad mendacia, impatiens omnino iniuriae, nam ubi furem aut latronem senserit, statim prodit et in iudicium pertrahit. Si sic, bone vir, scripturas discernere et pro libidine nostra in his ludere licebit, quid impedit, quominus tandem ex homine asinus, et ex mansuetissima ove rapax lupus fiat?

Haec autem scribo, non ut errorem tuum tibi improperem. Dignior enim es, ut caecitati tuae condoleatur, quam ut quisquam contra te irascatur, sed ut fideliter et pro Christiani hominis officio admoneam, ne deinceps sic illotis manibus et pedibus in scripturam proruas, imo ne ex scoenosis¹⁶⁾ istis paludibus (de sermologis¹⁷⁾ tuis loquor) Declamationes tuas expisceris, sed ut ad scripturarum purissimum fontem, unde Deo largiente viva hauritur aqua, humilibus precibus te conferas. sic enim fiet, ut purius deinceps sacratissima Dei eloquia tractare addiscas et castissimae veritati illudere desinas. Vale Spirae XXII. die Augusti Anno Sal[utis] MDXXVI.

Das Haus Bülowstraße 32 und die letzten Königsberger Scharfrichter.

Von Carl Schulz.

Seit der Erhebung Preußens zum Königreiche führten die Königsberger Scharfrichter den Titel: Königl. Hoffcharfrichter. Die letzten Inhaber dieses Amtes wohnten in dem Hause Nr. 20/21, der früheren 1. Wallgasse — jetzt Bülowstraße 32 —, das dann nach seinen Bewohnern allgemein die Hoffcharfrichterei genannt wurde.

Noch heute ziert dieses Haus, in dem nach den Scharfrichtern jetzt die Abdeckereibesitzer wohnen, ein schönes schmiedeeisernes Treppengeländer aus der Scharfrichterlichen Zeit. Nur wenigen Bewunderern dieser Kunstschmiedearbeit dürfte es jedoch bekannt sein, daß hinter den Mauern dieses stillen Hauses noch ein anderes beachtenswertes Erinnerungsstück ein Dasein im Verborgenen führt. Nämlich das älteste Richtbeil der Königsberger Scharfrichter, das, sorgsam auf grünem Sammet gebettet, in einem schwarzen Kasten aufbewahrt wird. Welcher Waffenschmied dieses Meisterstück schuf, läßt sich nicht mehr ermitteln. Die polierte silberweiße Stahlfläche schmücken einige Zierlinien, einen Namen oder eine Jahreszahl suchen wir aber vergeblich. Wahrscheinlich ist es in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts angefertigt worden, da anfangs 1803 die letzte Hinrichtung mit dem Schwerte zu Königsberg stattfand und fortan nur das Beil benutzt wurde.

baum, hier wohl: hölzern. ¹⁵⁾ strohern. ¹⁶⁾ = coenosis = caenosis, morastig.
¹⁷⁾ Predigtmagazine?

Wann das altertümliche Haus der Hofschlarfrichterei mit dem Gitter an seiner steinernen Vortreppe erstand, erfahren wir aus einer Eingabe des Hofschlarfrichters Johann Christoph Neumann an die Kriegs- und Domänenkammer. Nach seinen Ausführungen hatte der große Stadtbrand im November 1764 auch das alte Gebäude der Hofschlarfrichterei vollständig vernichtet. Durch den im Jahre darauf begonnenen Neubau waren alle seine eigenen Mittel verbraucht worden, weshalb er dringend bat, ihn durch Bewilligung von Geldmitteln zu unterstützen. Obgleich das Gesuch unberücksichtigt blieb, gelang es dem Antragsteller doch, den Neubau zu Ende zu führen. Neumann heiratete nicht weniger denn viermal, achtete aber stets sorgfältig auf eine gute Mitgift, weshalb es ihm trotz mancher wirtschaftlichen Schwierigkeit glückte, vorwärts zu kommen. Seine erste Gattin Rebekka, eine geborene Witt, war die Witwe des Insterburger Scharfrichters Erdmann Hempel, deren beträchtliches Vermögen ihm erlaubte, das Königsberger Amt zu übernehmen und die gewaltige Schuldenlast seines Vorgängers Johann Barthel Müller in Höhe von 13 184 fl. 25. gr. zu tilgen. Aber diese 1746 zu Königsberg geschlossene Ehe wurde schon nach wenigen Jahren gerichtlich getrennt. Die enttäuschte Frau mußte jahrelange Prozesse führen, bis ihr endlich die Herausgabe ihres Vermögens gelang. Von den Kindern, die dieser Verbindung entsprossen, heiratete eine Tochter Anna Katharina den Scharfrichtergehilfen Johann Konrad Stoof, ein Sohn, Johann Georg Friedrich Neumann, starb 1826 als Mälzenbräuer und Hospitalvorsteher zu Königsberg. Seine vierte Gattin, Sophia Regina, eine geborene Herbst, heiratete als Witwe seinen Amtsnachfolger, Gottfried Ernst Müller, vorher Scharfrichter in Marienwerder, dessen Eltern der in Pr. Holland verstorbene Scharfrichter Gottfried Ernst Müller und die Anna Regina Schottmann waren. Mit dem Hofschlarfrichter Müller schloß der Magistrat der Stadt Königsberg am 2. Dezember 1791 für die Dauer von zehn Jahren einen Pachtvertrag, dessen dritter Abschnitt kulturgeschichtlich beachtenswert ist. In ihm sind die Preise für die einzelnen Vollstreckungsarbeiten festgelegt. Unter anderem werden „Für jeden actum Torturae 30 gr.“ vereinbart. Das besagt, daß man noch immer nicht auf die Marterbank verzichtet hatte, deren Anwendung Preußens größter Herrscher, Friedrich II., schon im Jahre 1754 ausdrücklich untersagte. Den Zeitgenossen Kants kam es anscheinend gar nicht zum Bewußtsein, daß sie sich hiermit wenig Ehre einlegten.

Müller starb Ende 1797, weshalb seine Witwe im Juni 1799 ein Gesuch an Friedrich Wilhelm III. richtete, in dem sie bat, das Scharfrichteramt mit allen Gerechtsamen ihrem Stieffohne, Christian Ernst Müller, dem gewesenen Kompaniechirurgen des Regiments von Brünnel, zu verleihen. Sie erklärte, daß er scharfe Exekutionen seines „schwachen Gesichtes“ wegen nicht ausführen könne; diese würde der Scharfrichter Johann Franz Reiß zu Heiligenbeil in Vertretung übernehmen. Nach ihren weiteren Angaben war der Sohn des Scharfrichters Hempel in Insterburg gleichfalls Chirurg beim dortigen Dragoner-Regiment und hatte sein Amt in der nämlichen Art übernommen. Ihrer Bitte wurde entsprochen. Die Verleihung erfolgte durch einen

Lehnbrief vom 20. November 1799, den das Forst-Departement des Königl. Ober-Finanz-, Krieges- und Domänen-Directoriums zu Berlin ausfertigte. Die Kurzsichtigkeit des jungen Kompaniechirurgus kann nicht sehr erheblich gewesen sein, denn wir wissen aus einwandfreier Quelle, daß er in eigener Person am 16. Februar 1803 den Doppelmörder Dramsch enthauptete, doch in der folgenden Nacht an der Auszehrung starb. Es war dieses, wie schon bemerkt, die letzte Hinrichtung mit dem Schwerte in Königsberg. Viel näher liegt, daß die erfahrene und vorsichtige Mutter einer fachmännischen Prüfung ihres Schütlings vorbeugen wollte. Von jeher hat die Furcht vor einem sogenannten „bösen Zufall“ bei der Arbeit mit dem Schwerte, die Nerven aller Scharfrichter beeinflusst. Für den Anfänger mit geringer Erfahrung lag diese Gefahr besonders nahe. Die alten Scharfrichter glaubten deshalb fest an die schützende Kraft gewisser Tränklein, die sie kurz vor Beginn der Hinrichtung zu sich nahmen. Wahrscheinlich waren es Mischungen, die ähnlich wie das Morphinum wirkten. Ein Kästchen zum Aufbewahren solcher Tränklein aus unserer Hof-scharfrichterei besaß früher das Prussia-Museum. Heute suchen wir es, wie so manches andere Stück aus dem Hause Bülowstraße 32, dort vergeblich.

Während der Amtszeit dieses Scharfrichters spielte sich auf einer ehemaligen Arbeitsstätte seiner Vorgänger eine seltsame Handlung ab. Sie hat sich nicht mehr wiederholt und deshalb sei ihrer, der letzten Ehrlichmachung eines Galgenplatzes, hier kurz gedacht: Der Besitzer der Holländischen Fabriken, Christian Friedrich Ditrich, Kommissionsrat und Ehrenbürger unserer Stadt, begann auf dem früheren Richtplatz des Kneiphofs — der Kammerei-Palwe — den Bau einer Windmühle, die er auf die gut erhaltenen Grundmauern des abgebrochenen Galgengerüstes setzen ließ. Die Arbeit hatten seine eigenen bei ihm in Lohn und Brot stehenden Maurergesellen ausgeführt. Das Zimmergewerk verbot aber seinen Mitgliedern jede Weiterarbeit auf dieser „unehrlichen“ Stätte bei Verlust der Mitgliedschaft, dem Bauherrn drohte es mit Aussperrung, falls der Platz nicht vorher „beehrt“ würde. Auf dessen Beschwerde bei der Kriegs- und Domänenkammer wurde der Magistrat angehalten, die „aufkommende Widersetzlichkeit in der Geburt zu ersticken“. Bei fortgesetztem tumultarischem Verfahren „sollte die ganze Gesellschaft der Zimmerleute an das Gouvernement zur gesetzlichen Bestrafung mit Gassenlaufen abgeliefert, auch ohne Rücksicht, ob sie Einländer oder Ausländer sind, beim Militär eingestellt werden“. Trotz alledem wußte das Zimmergewerk seinen Willen durchzudrücken. Den Verlauf dieser eigenartigen Feier schildert der nachstehende wörtlich wiedergegebene Bericht der beiden unterzeichneten Magistratsvertreter:

P. M.

Nachdem sich heute frühe die Alterleute
 des Hauszimmer
 des Maurer
 des Tischler
 des Schlosser

des Huf und Waffenschmiede
des Ucker und Nagelschmiede
des Reißschläger
des Seilers.
des Stell und Rademacher-Gewerkes

mit den Altgesellen und einigen deputirten Meistern und Gesellen in aller Stille zum Friedländischen Thor hinausbegeben und ihre Fahnen sich nachbringen lassen, so verfügten sich Subscripti ebenfalls hinaus, und mit den Deputirten der vorhin genannten Gewerke vom Aschhoffe, als woselbst die Gewerke sich versammelt hatten, nach dem Platz auf welchem ehemals das Hochgericht gestanden und jetzt die Wind Mühle erbaut worden. Ich der Kr. Rath Lilienthal hielt an die Versammlung in der vorgeschriebenen Art eine kurze Anrede, worauf sodann die Handlung der sogenannten Ehrlichmachung dieses Platzes durch die drei gewöhnlichen Schläge theils mit der Zimmer Axt, theils mit dem Maurer Hammer von uns, den Alterleuthen, den Altgesellen und den Deputirten der fremden Gesellen in Gegenwart aller übrigen vollzogen wurde und als dieses geschehen, so wurden auch diejenigen Zimmerer und Maurergesellen, so als der Meister Fidler, welche auf diesem Platz gearbeitet, von allen Vorwürfen frey und für rechtschaffene und ehrbare Meister und Gesellen durch uns erklärt, auch mittelst Darreichung der Hand den Meistern und Gesellen zugeführt, welche selbige sodann wiederum auf und annahmen. Ubrigens wurde Stille und Ordnung beobachtet.

Königsberg, den 26. Juny 1802

Lilienthal

Neumann

Müller erreichte ein Lebensalter von nur 30 Jahren. Seine Ehe mit Luise Dorothea Herbst währte nur zwei Jahre. Die durch seinen Todesfall veranlaßte gerichtliche Nachlassregelung bringt uns auch einige Angaben über den Grundstückswert der Hoffscharrichterei; dieser war: 1763 = 7050 fl., 1765 = 28 000 fl., 1797 = 36 000 fl. und 1799 = 10 058 rthlr.

Gleich nach Ablauf des Trauerjahres hat die kinderlose Witwe um Verleihung des Scharfrichteramts an den früheren Eskadronchirurgen des Dragoner-Regiments von Auer, Johann Konrad Müller, aus Mühlhausen in Thüringen gebürtig, der seit 14 Jahren Armeechirurg war. Sie führte als Begründung an, daß sie die Absicht habe, diesen zu heiraten. Ihr Bräutigam, der wie der erste Gatte aus den Reihen der Unzünftigen kam, mußte daraufhin vor dem Oberforstmeister v. Trebra eine Prüfung in seiner neuen Kunst ablegen. Die schwierigen Geschicklichkeitsproben mit dem Schwerte, dem stolzen Ruhm der alten Meister, blieben ihm glücklicherweise erspart. Er hatte es bedeutend leichter als jene, weil das Beil nach unten, das Schwert aber seitwärts geschwungen werden mußte. Der Bewerber bestand erfolgreich. Über seinen Lehnbrief schweigen sich die Akten aus. Müller feierte seine Hochzeit am 15. Juny 1804, sicherlich schon in seiner neuen Würde als königlicher Hoffscharrichter. Auch die zweite Ehe blieb kinderlos. Eine Pfliegerochter, Henriette Naujock, heiratete 1816 den Leutnant und königlichen Forstkondukteur Samuel Gustav Gebauer,

später Oberförster in Brödlauken. Joh. Konrad Müller starb am 17. April 1825 im 59. Lebensjahre. Seine Ehegattin war ihm 1819 im Tode vorausgegangen.

Außer der Einführung des Weiles brachte das neue Jahrhundert aber auch Neuerungen im Berufe, die Müller weniger willkommen gewesen sein werden. Gemäß Verfügung der Kriegs- und Domänenkammer vom 14. Februar 1804 hatte die Erteilung der Freizeichen für Hunde fortzufallen. Nach Angabe der damals verwitweten Frau Müller wurden jährlich 2000 Zeichen zu je 6 Groschen abgesetzt, was freilich etwas hoch geschätzt sein dürfte. Der Schriftwechsel über die Höhe der Abfindungssumme ließ einen ganzen umfangreichen Aktenband entstehen. Am 22. Januar 1819 einigte man sich schließlich dahin, daß der Magistrat Königsberg für die „entbehrte Hundefreizeichen“ bis zum Schlusse des Jahres 1812 den Ablösungsbetrag von 425 Taler zahlen sollte. Vom 1. Januar 1813 an waren an Stelle der Entschädigung für jeden Tag des Hundeschlages 4 Taler zu zahlen. Ferner wurde anfangs 1812 die Erhebung des Quatembergeldes für die Nachtarbeit aufgehoben. Trotzdem können die Zeiten nicht allzu schlecht gewesen sein, denn zum Nachlaß des Joh. Konrad Müller und seiner Ehefrau zählten neben dem Grundstück der Hoffcharfrichterei nicht weniger als 15 Abdeckereigrundstücke mit Ländereien in Ostpreußen und Litauen. Die Erben hielten es für vorteilhaft, diesen umfangreichen und wertvollen Besitz zunächst nicht aufzuteilen, sondern betrauten den Bruder des verstorbenen Scharfrichters, den Chirurgen Georg Christian Müller, mit der Verwaltung. Ob dieser scharfrichterliche Vollstreckungsarbeiten ausführte, wissen wir nicht. Auffallend bleibt, daß er niemals den Titel „Hoffcharfrichter“ gebrauchte, sondern sich stets „Verwalter der Hoffcharfrichterei“ nannte. Im Jahre 1833 überließ Müller, der unverheiratet war, die Verwaltung seinem Neffen, dem aus Mühlhausen in Thüringen stammenden Scharfrichter-gehilfen August Christoph Eberhardt, und zog sich vom Berufsleben zurück. Er starb am 1. Dezember 1847 im 73. Lebensjahre. Auch Eberhardt blieb eine Reihe von Jahren bei der Berufsbezeichnung seines Onkels, 1844 nennt er sich jedoch: Hoffcharfrichter. Über den Inhalt seines Lehnbriefes sind wir leider nicht unterrichtet. Ihm fiel als Vertreter der Erben und Testamentsvollstrecker die recht undankbare Aufgabe zu, eine Menge wichtiger Streitfragen mit der Stadt Königsberg durch gerichtliche Klage zu erledigen. Sie dauerten durchweg eine Reihe von Jahren, weil sie bis zur höchsten Instanz gingen. Das Ende war nicht immer erfolgreich. Eberhardt heiratete am 28. September 1833 Ludowika Lange, die aber schon im Jahre darauf im Wochenbette verstarb. Im November 1836 schloß er eine zweite Ehe mit Auguste Wilhelmine Jendrički.

Das Ende des letzten königlichen Hoffcharfrichters zu Königsberg i. Pr. meldet uns folgende Anzeige:

„Gestern Morgens 2½ Uhr entschlief sanft nach längerem Leiden an der Lungenentzündung mein lieber Mann und unser guter Vater, Schwieger- und Großvater, der Particulier August Eberhardt im Alter von 67 Jahren.

Königsberg, den 9. September 1868. Die Hinterbliebenen.“

Benutzte Quellen:

- Akten der Königl. Regierung betr. Scharfrichter im Staatsarchiv Königsberg i. Pr.
Akten betr. Scharfrichter im Stadtarchiv Königsberg i. Pr.
Acta die Abbestellung des Galgens vor dem Friedländer Thor betr. Nr. 508 im Stadtarchiv Königsberg i. Pr.
Acta die Bedenklichkeiten des Haus Zimmer Gewerks bei dem Bau einer Wind Mühle auf dem vormahligen Rieth Platz vor dem Friedländer Thor betr. Nr. 4735 im Stadtarchiv Königsberg i. Pr.
Königsberger Intelligenz-Zettel.
Königl. Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung.
Königsberger Hartungsche Zeitung.

Bernhard Schweizer, Antiken in ostpreussischem Privatbesitz
(Schriften der Königsberger Gelehrten-Gesellschaft, geisteswissenschaftliche Reihe, 6. Jahr, Heft 4). Halle a. S. 1929. 4^o, 46 S. mit 26 Tafeln und 6 Beilagen.

Es ist außerordentlich erfreulich, daß endlich auch die Antiken im Privatbesitz unserer Heimat wissenschaftlich bearbeitet werden. Der Archäologe an unserer Albertina, Bernhard Schweizer, hat die Aufgabe mit großer Sachkunde und feinem künstlerischem Empfinden gelöst. Vornehmlich sind Werke aus Beyruhnen, daneben solche aus Waldburg bei Seepothen behandelt. Der Ostpreuze freut sich zu erfahren, daß unter den antiken Repliken Arbeiten von besonderem Werte sind. So erkennt Schweizer in der Sosikles-Amazone „das Werk eines nicht uninteressanten Kopisten spätklassischer Zeit, das an Rang hinter den besten und zuverlässigsten augusteischen Kopien folgt“. Der Kopf eines jugendlichen Satyrs hat nach Schweizer eine „kunstgeschichtliche Stellung von mehr als gewöhnlichem Interesse, er trägt dazu bei, die Geschichte der Satyrbildungen in der griechischen Kunst zu erhellen“. Ein weibliches Köpfchen steht „als eines der ältesten römischen Kinderbildnisse mitten in einem Vorgang weitreichender kunstgeschichtlicher Bedeutung“. In einem weiteren Kopfe erkennt Schweizer eine wertvolle Replik eines Bildes Agrippina der Jüngeren und in einem anderen das einzige erhaltene Bild der Mutter Marc Aurels.

Wer je die Schöpfung der Familie Fahrenheid auf sich hat wirken lassen, wer etwa an taufrischem Frühlingmorgen den herrlichen Park mit seinen singenden und schmetternden Vögeln, den hervorlugenden schimmernden Standbildern staunend erlebte, der wird Schweizer für seine anregenden Ausführungen von Herzen dankbar sein. Der nüchterne Historiker wird allerdings oftmals verwundert sein über die Sicherheit, mit der der moderne Archäologe allein oft auf Grund seines Stilgefühls Folgerungen zieht und Ergebnisse hinstellt.

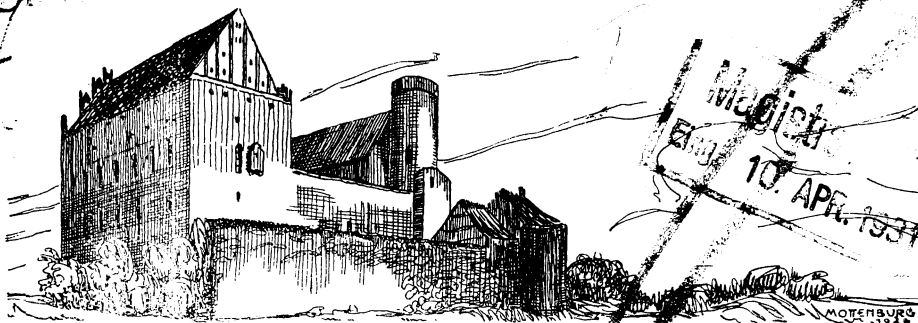
Arthur Menz.

Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Druck: Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.

1930



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 5

1. April 1931

Nummer 4

Inhalt: Gottlieb Krause †, S. 49. — Max Hein, Eine Archivbenutzung aus dem Jahre 1770, S. 51. — H. Gollub, Das Stadtprivileg von Löben, S. 55. — Jahresbericht für das Jahr 1930, S. 57. — Mitgliederverzeichnis des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen, S. 59. — Buchbesprechung, S. 63

Gottlieb Krause †.

Am 31. Januar d. J. ist unser Ehrenmitglied, der Geh. Studienrat Prof. Dr. Gottlieb Krause, in seinem Ruhefize Alt-Neuhäuser gestorben. Ein aufrechter deutscher Mann von vornehmer Gesinnung, ein Jugenderzieher mit einem Herzen von Liebe für seinen Beruf und seine Zöglinge, ein feinsinniger Gelehrter ist mit ihm von uns gegangen.

Am 25. November 1852 als Sohn eines Gutsbesizers im Kreise Allenstein geboren, besuchte er das Gymnasium in Elbing und nach Erlangung des Reifezeugnisses (Ostern 1872) die Universitäten Königsberg und Göttingen, um vorwiegend Geschichte zu studieren. In dem unter Leitung des trefflichen Georg Waitz stehenden historischen Seminar der Göttinger Hochschule legte er den Grund zu seinem umfangreichen Fachwissen und erlernte er die Methode wissenschaftlicher Forschung. Hätte er der Neigung seines Herzens folgen können, so hätte er die akademische Laufbahn eingeschlagen, aber die Verhältnisse nötigten ihn, darauf zu verzichten. Er ergriff den Gymnasiallehrerberuf und wurde nach Ableistung des Probejahres am Gymnasium in Graudenz am 1. Oktober 1877 am Kneiphöfischen Gymnasium in Königsberg angestellt, um diese Stelle am 1. April 1900 mit einer gleichen am Altstädtischen Gymnasium zu vertauschen. Am 1. April 1919 in den Ruhestand getreten, hat er seinen Lebensabend auf dem ihm gehörenden Gutchen Alt-Neuhäuser am Ostseestrande verbracht.

Obwohl er seinen Beruf als Jugenderzieher mit großer Gewissenhaftigkeit und ebenso großem Erfolge erfüllte, so trieb ihn doch sein

reges wissenschaftliches Interesse, seine Gaben und Kenntnisse auch auf dem Gebiete der kritischen Forschung und in weiteren Kreisen zu betätigen. Sein Arbeitsgebiet wurde vorwiegend die Geschichte der Heimat. Die Liebe zur heimatischen Scholle hatte er als Landwirtsjohn ja gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, und Familientradition verknüpfte ihn noch enger mit der Heimat, war doch Christian Jacob Kraus — dies war die ursprüngliche Namensform der Familie Krause —, der berühmte Volkswirtschaftler unserer Albertina zu Beginn des 19. Jahrhunderts, sein Großvater. Den Spuren seines Vorfahren nachzugehen und ihm nachzueifern, galt ihm als Liebespflicht und Lebensaufgabe. Seine „Beiträge zum Leben von Chr. Jac. Kraus“ (Altpreuß. Monatschrift 1881) gehörten zu den ersten seiner wissenschaftlichen Publikationen.

Unter den aus der Schule von Kraus hervorgegangenen Männern waren es besonders die beiden Schrötters, der Minister Friedrich Leopold und der Kanzler Karl Wilhelm Freiherr von Schrötter, deren Wirksamkeit Krauses Interesse erweckte. Beider Lebensbilder hat er in der „Allg. deutschen Biographie“ 1891, über den ersten auch noch eine eigene Studie „Der preuß. Provinzialminister Freiherr von Schrötter und sein Anteil an der Stein'schen Reformgesetzgebung“ 1898 als Beilage zum Programm des Aneiphöfischen Gymnasiums veröffentlicht. — Und noch auf eine Persönlichkeit wurde Krause sehr bald aufmerksam, die zwar dem Kraus'schen Kreise nur mittelbar angehörte, die aber durch weitreichende Beziehungen im politischen und literarischen Leben unserer Heimat eine bedeutende Rolle gespielt hat, den Kriegsrat Scheffner. Mit ihm beschäftigten sich seine Aufsätze „Das Landwehrkreuz auf dem Rinauer Berge bei Galtarden“ (Altpr. Monatschr. 1889) und „Gottsched, Schönaich und der Ostpreuße Scheffner“ (Zeitschr. f. vergleichende Literaturgesch. N. F. X [1896] u. XI [1897]). Die von der Person Scheffners auslaufenden Fäden führten zurück zu den Ursprüngen jener literarischen Bewegung, die in der Gründung der hiesigen königlichen Deutschen Gesellschaft ihren Ausdruck gefunden hatten. Das 150jährige Jubiläum derselben (1893) gab Krause als dem derzeitigen Schriftführer Anlaß zu der Festschrift „Gottsched und Flottwell, die Begründer der Deutschen Gesellschaft in Königsberg“, einem durch Inhalt und Form gleich ausgezeichneten Buch. Durch seine Studien über diesen Gegenstand wurde Krause zu eingehender Beschäftigung mit der Persönlichkeit des großen Preußenkönigs angeregt, der durch seine Großtaten auch diese literarische Bewegung in Fluß gebracht hatte. In seinem 1884 herausgegebenen Buche „Friedrich der Große und die deutsche Poesie“ hat er die Befruchtung des deutschen Geisteslebens durch den König näher beleuchtet. Den Eindruck der Zeitgenossen von Friedrichs Persönlichkeit gibt der „Bericht eines Augenzeugen über die Zusammenkunft Friedrichs des Großen und Josephs II. in Reiße 1769“ wieder, den Krause zum Gegenstande seiner Programmabhandlung für das Altstädtische Gymnasium 1902 gemacht hat.

Freundschaftliche Beziehungen verbanden Krause schon von der Studentenzeit her mit Karl Lohmeyer und Otto Tischler, den da-

maligen namhaftesten Vertretern unserer Provinzialgeschichte, und später auch mit Rudolf Reicke, in dessen *Altpreußischer Monatschrift* er einen Teil seiner Studien veröffentlicht hat. In einer größeren, nach Reickes Tode verfaßten Schrift hat er seiner Verehrung für den als Menschen und als Forscher gleich hochzuschätzenden Mann Ausdruck gegeben, indem er ein Bild seines Schaffens entwarf (*Altpr. Monatschr.* 1905).

Unserm Verein hat Krause fast vom Beginn seines Bestehens als Mitglied, ungefähr 25 Jahre lang (bis 1912) auch als Vorstandsmitglied und seit 1927 als dessen Ehrenmitglied angehört. Mit regstem Eifer hat er an allen vom Verein ausgehenden Bestrebungen teilgenommen und sie durch häufige Vorträge gefördert. Erst als er nach Aufgabe seines Lehramtes aus unserer Stadt verzog, mußte er auf den regelmäßigen Besuch der Vereinsitzungen verzichten. Wie sehr ihm aber auch aus der Ferne noch die Interessen des Vereins am Herzen lagen, wie ungebrochen andererseits die Schaffenskraft des damals sechsundsiebzigjährigen Mannes war, das bezeugt sein auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung stehender Aufsatz „Zur Vorgeschichte der Schlacht an der Ratzbach“, der in der Nummer vom 1. Juli 1928 unserer „Mitteilungen“ erschienen ist.

Sein Andenken wird uns unvergessen bleiben.

§.

Eine Archivbenutzung aus dem Jahre 1770.

Von Max Hein.

Im Mai 1770 baten das Dorf Groß-Jägersdorf und einige andere Orte der Wehlauer Gegend die Regierung um Neuankündigung ihrer Privilegien, da sie in der Russenzeit ihre Urkunden verloren hätten. Der mit der Erledigung des Antrags beauftragte Archivarius Zimmermann konnte nur ein Privileg von Groß-Jägersdorf ermitteln, das er einem Vertreter der Dorfschaft abschriftlich übergab. In diesem hieß es, das 1655 gegründete Dorf solle schuldig sein, jährlich zu Martini von der Hufe 30 Mark an die kurfürstliche Schatzkammer zu zahlen, „sonsten anderer Besäwerde, Pflichten und Contributionen, ohne welche auf den Landtagen gewilliget und was allgemeine Landesgewohnheiten an Kirchen, Schulen, Mühlen, Stege und Wege erheischen, befreiet und überhoben sein“.

Dieser harmlose Vorgang bildete den Auftakt zu einer „Rebellion“, deren erster Anfang aus den Akten leider nicht mehr zu ersehen ist. Das erste vorliegende Aktenstück, das Protokoll einer Verhandlung vor dem Amtshauptmann zu Insterburg vom 25. Juni 1770, beruft sich einleitend bereits auf eine Verfügung der Gumbinner Kriegs- und Domänenkammer vom 21. Juni, wonach „die Rädelsführer aus dem Dorfe Groß-Jägersdorf nebst dem Schulzen Mertin Birroggis ins Amt bestellet worden“. Das Protokoll fährt fort, „es erscheinen statt derselben die sämtliche in 27 Wirts bestehende Ein-

fassen, welche auf Befragen, wer sie insgesamt ins Amt bestellet hätte, auf eine trohige Art zur Antwort gaben, daß sie alle vor einen stehen und sich daher zu den bisherigen Burgdiensten keinesweges erklären wollten, weil solches ihrer Verschreibung zuwider“. Der Amtshauptmann verhandelt darauf getrennt mit den „Rädelsführern“ und den beiden Dorfsältesten, und versucht ihnen klar zu machen, daß sie mit der Auffassung im Irrtum seien, zur Mühle keine Fuhren tun zu müssen. Die Leute erwidern, sie hätten ihre Verschreibung bei einem Holzwäscher in Königsberg und bei einigen andern Leuten lesen lassen, „selbige ihnen solches nicht anders erkläret hätten, als daß sie sogar von Kirchen, Schulen, Mühlen, Stegen und Wegen befreiet sein sollen“. Der Amtshauptmann bemüht sich erneut, ihnen den Inhalt der Verschreibung klar zu machen, und hat „zu dem Ende auch einen von ihnen, der etwas schreiben kann . . ., lesen lassen, welcher aber so wie alle übrige bei ihrem irrigen Wahn geblieben“. Der Amtshauptmann weist sie nun auf all die Vorteile hin, die ihnen freiwillig gewährt worden seien: „Frei Bauholz, wodurch die Forsten entkräftet worden, Freijahre, Niederschlagung inexigibler Zinsen, Reichung vielen Vorschußgetreides, ferner daß sie nach dem im Kriege erlittenen Brande auf königliche Kosten retabliert worden, und doch außer ihren Grenzen neben dem königlichen Walde einen großen Strich Weideland, gegen ein geringes Weidegeld à 3 Groschen pro Stück, welches alles in ihrer Verschreibung nicht versprochen, ihnen gereicht wäre.“

Der Amtshauptmann erinnert sie daran, „daß ferner, da sie vor 18 Jahren durch den Kölmer Biedermann aufgewiegelt und sich halstarrig bezeigt, sie bereits durch militärische Exekution und Stockhausstrafe zu zweien Malen wegen der Mühlenfuhren und Reparaturung der Landstraßen angehalten worden“. Hierdurch offenbar eingeschüchtert, beteuern die drei Rädelsführer und die „beide Ratsleute“, sie wären nicht allein schuld, der „Aufwiegler Bering“ hätte sich im Wehlauer Krüge mit ihnen eingelassen und sich aus freien Stücken erboten, ihnen das Privileg zu verschaffen. Sie hätten ihn daraufhin aufgefordert, nach Groß-Jägersdorf herauszukommen, wo er auch nach einer Woche erschienen sei, „da denn das ganze Dorf darin consentiret.“ Als er ihnen dann die Abschrift brachte, habe er 37 Reichstaler dafür verlangt.

Der Amtshauptmann fragt nun, ob sie die von ihrem Dorf verlangte Anfuhr von Fashinen zum Mühlendamm zusagen wollten. „Worauf sie antworteten, wie sie ohne Einstimmung der übrigen Einsassen sich zu nichts erklären könnten, doch aber nicht die letzten sein würden, wenn die andern sich dazu verstehen wollten. Es ist ihnen daher gegeben, sich mit selbigen im Hause zu unterreden und ihnen vorzustellen, daß Deponenten, welche als Rädelsführer angegeben werden und noch heute ins Stockhaus abgeschickt werden sollten, nicht unglücklich machen möchten (so). Nach einer Viertelstunde ist der Schulz auch zu ihnen herausgeschickt worden, um ihnen Himmel und Hölle vorzustellen. Als sie nun nach Verlaufe einer halben Stunde wieder vorgefordert, haben sie referiret, wie das ganze Dorf beschloffen hätte, sich zu nichts zu erklären, indem sie sich an die vor-

gedachte Schrift hielten, und der Aufwiegler Bering gesagt, daß sie nichts tun sollen, sondern er würde die Sache für sie ausführen. Nachdem die beiden Ratsleute nochmalen erinnert worden, die andern Wirts anzumahnen, declariren sie, daß bei selbigen nichts auszurichten wäre, wollen auch auf Befragen, wer hier im Amte am meisten im Hause raisonniret hätte, keinen ausgeben.“ Doch werden dann drei Leute verhaftet und die übrigen ermahnt, „sich daran zu spiegeln, und würde das Amt noch einen Rädelsführer von ihnen aus dem Hause ad arrestum ziehen. Da denn Christian Stachel aufgetreten und sich selbst mir dargestellt mit den Worten, wenn es denn geschehen sollte, so wäre er auch bereit dazu; ist auch sogleich in die Stube gekommen und hat dadurch gezeiget, daß er einer der Hauptrebelln sein müsse.“

Die Einsassen sind dann aufgefordert, sich ihre Verschreibung vom Pfarrer in Norfitten oder von einem andern klugen Manne vorlesen und erklären zu lassen, um sich ihres irrigen Wahnes belehren zu lassen. Sonst würden nach acht Tagen die beiden Dorfsältesten und noch zwei Wirte arretiert und die Exekution gegen das Dorf verhängt werden. „Beim Herausgehen aus dem Hause haben die andern gesagt, daß sie die ad arrestum Gezogene unterhalten und sich ihrer Wirtschaft annehmen wollten, wie denn auch einer von den andern denen Abzuschickenden einiges Geld in die Hand gestekt.“

Noch am selben Tage berichtete der Amtshauptmann in hellem Zorn der Kammer in Gumbinnen von diesen Vorgängen und schlug vor, einige Dragoner mit einem Unteroffizier zur Exekution ins Dorf zu legen; das würde die Leute rasch zur Raison bringen; hingegen könnten die Amtsunterbedienten in einem so großen Dorf wenig ausrichten. „Einer Kgl. Kammer hohen Beurteilung überlasse ich allergerhorsamst, was es vor übele Sinten nach sich ziehen wird, wenn der Herr Registrator Zimmermann fortfahren sollte, dergleichen abschriftliche Verschreibungen . . ohne genügsame Erklärung dieser Verschreibung oder ohne Verweisung zum Gehorsam auszuteilen, maßen es das Ansehen hat, daß der Herr Zimmermann mit dem Aufwiegler Bering ein Verständnis haben und von den 37 Reichstalern, welche die Dorfschaft zusammengeleget, ein ansehnliches zum Douceur erhalten haben müsse. Wäre der Inhalt dieser Verschreibung vom Herrn Zimmermann dem Bering erklärt worden, so würde es vielleicht nicht geschehen sein, daß die Kammer und das Amt sich jezo in unangenehme Korrespondenz und verdrießliche Dämpfung einer Rebellion einlassen dürfen.“

Der weitere Verlauf der Angelegenheit ist aus den Akten nicht erkennbar. Sie erzählen nur noch über die Stellungnahme der Kammer in Gumbinnen und der Regierung in Königsberg zur Frage der Archivbenutzung überhaupt. Bereits am 26. Juni übersandte die Kammer nach Königsberg den Insterburger Bericht nebst dem Protokoll „mit ganz dienstlichem Ersuchen, den Registratorem des Geheimen Archivs namens Zimmermann beliebig in Verantwortung zu ziehen, daß er kein Bedenken getragen, dem zur Widersetzlichkeit geneigten Bauer Berend (so) dergleichen Verschreibungen zu extradiren, und

ihm solche Extraditiones bei namhafter Strafe nachdrücklich zu inhibieren, auch wie solches geschehen, uns ohnschwer zu benachrichtigen“.

Die Regierung fragte zunächst den Archivar, wieviel Gebühren er erhoben hätte, der versicherte, daß der Empfänger der Verschreibung einschließlich eines dazu gehörigen Attestes eines Ingenieurs und Geometers seines Wissens 3 Reichstaler bezahlt habe. Sie erwiderte darauf der Kammer am 5. Juli: „. . . Die Sache überhaupt betrachtet, so kann wohl nicht in Abrede gezogen werden, daß allen und jeden, besonders Landeseinsassen, die Befugnis zugestanden werden müsse, wenn ihnen ihre Privilegia und Verschreibungen von Händen gekommen, zu dem Archive, woselbst eben mit dieser Absicht die Originalien davon verwahrt und sorgfältig aufbehalten werden, ihre Zuflucht zu nehmen und um beglaubte Abschriften davon gebührend zu bitten.“ Der Dorfschaft stand daher das Recht zu, um die Abschrift zu bitten. Sie hat das in schriftlicher Form getan, und der Archivar hat die Abschrift mit Genehmigung des Kanzlers ausgegeben. Da der Insterburger Amtshauptmann „sich nicht geschueet, auf eine so unbedachtsame als ehrenrührige Art den Geheimen Archivarium zu beschuldigen, für die Extradition unerlaubte Sportula genommen zu haben. . ., so verdient ersterer wohl deshalb auf das nachdrücklichste bestraft, wenigstens mit einer empfindlichen Weisung angesehen und verwarnet zu werden, aus Vorurteil und übertriebener Hitze einen treuen königlichen Bedienten solcher ungeziemenden Sachen hinkünftig nicht anzuschuldigen oder auch nur von weitem verdächtig zu machen“. Die Regierung erwartet, daß die Kammer Zimmermann die gebührende Satisfaktion zukommen lassen werde. Ergeben sich aus den alten Verschreibungen Streitigkeiten, so ist diesen durch das zuständige Gericht abzuhelpen.

Dem Rechtsstandpunkt der Regierung trat die praktische Auffassung der Kammer scharf entgegen. Am 18. Juli erwiderte sie, sie müßte erklären, „daß der Erfolg von Extradition dergleichen Privilegien so wie überhaupt als auch insonderheit bei dem jetzigen Vorfall, da die Dorfschaft nach erhaltenem Privilegio ganz rebellisch geworden, zeige, wie gefährlich es sei, einem jeden ohne Unterscheid hierinnen zu willfahren, indem sich die Umstände seit der Zeit der erteilten Verschreibungen gar sehr geändert; denn die Dörfer sind teils durch Kriege, teils durch die Pest usw. wüste geworden, nachhero aber mit neuen Wirten wieder besetzt und auf herrschaftliche Kosten teils mit freiem Bauholz und Freijahren, teils mit Vieh, Saat- und Brotgetreide retabliert, auch mit Remissionen und andern beneficiis aufgeholfen, dagegen aber auch bei der neuen Einrichtung auf andre Praestanda gesetzt. Die alten Verschreibungen sind dadurch erloschen, die neuen Wirte oder neu retablierten Dörfer haben also keine Privilegia nötig gehabt, und man hat ihnen auch keine gegeben, sondern auf dem Fuß der gemachten neuen Einrichtung, wider welche sie sich nie opponiret, behandelt. Bei diesen Umständen können also dergleichen Dörfer nach ihren vormaligen Verschreibungen nicht beurteilt werden. . . Die hoshafte oder einfältige izige Possessores

aber verstehen dieses nicht, sondern lassen sich durch böse Ratgeber, die weniger Einsicht und destomehr Gewinnsucht haben, dahin verleiten, daß sie, wenn sie soltane veraltete und auf sie nicht mehr applicable Verschreibungen erhalten können, davon einen Mißbrauch machen, denen Beamten ungehorsam werden und sich in große Unkosten und Prozesse stürzen, wodurch sie ruiniret werden und sich allershand wohlverdiente Strafen mit Versäumnis ihrer Wirtschaft über den Hals ziehen, uns aber überflüssige Arbeit, sowie dem Lande viele Unruhe verursachen und böse Exempel geben. —

Alles dieses Unheil würde nachgeblieben sein, wenn mehrere Behutsamkeit beim Extradiren der vormaligen Verschreibungen und Privilegien observirt wäre. Daher denn, um einem noch größeren Übel vorzubeugen, es unumgänglich nötig ist, daß keine Extradition eher nachgegeben werde, bevor nicht diejenigen, welche solche verlangen, bei ihrer Obrigkeit die Ursache, wozu sie solche gebrauchen, anzeigen, und durch selbige um die Extradition Ansuchung tun lassen, da sodann erst die desiderirte Verschreibungen an die Beamte, nicht aber an die Bauern gegen die Gebühren zu extradiren sein würden. Bei diesen erläuterten Umständen sind wir überzeugeet, daß C. Kgl. Regierung mit uns einig sein werde, und ersuchen also dieselbe ganz dienstlich, nicht nur den Archivarium darnach beliebig zu instruieren, sondern auch desfalls die nötige mandata poenalia an die Justizcollegia ergehen zu lassen“.

Die Kammer fügte ihrem Schreiben eine kgl. Verfügung vom 8. November 1753 bei, in der die Beschwerde der Schatulleinassen von Saalau wegen der von ihnen geforderten Holzfuhrn und erhöhten Waldwiesenzinse zurückgewiesen wurde, da die Verhältnisse seit der Zeit ihrer Privilegierung (1680 bis 1700) sich sehr geändert hätten und ihnen viele Wohlthaten, wie Remissionen bei Mißwachs, Hagelschlag, Viehsterben zuteil geworden seien, sie freies Bauholz und frisches Vieh erhalten hätten; die Bauern hätten also keine Ursache, sich über die erhöhten Forderungen zu beklagen.

Die Regierung hatte für diese Gesichtspunkte der Kammer kein Verständnis oder wollte sie wohl vielmehr nicht haben; dazu war der natürliche Gegensatz zwischen der alten, allmählich zurückgedrängten Zentralbehörde und der jungen, um sich greifenden Kammer doch zu natürlich. Man konnte sich in Königsberg nicht entschließen, die Benutzung des Archivs gleichsam durch die Kammer kontrollieren zu lassen, und begrub ihre Vorschläge mit einem „ad acta“.

Das Stadtprivileg von Lözen.

Von H. Gollub.

Nach Töppen, Geschichte Masurens (1870, S. 190) ist das „Fundationsprivileg“ Löhens, d. h. seine Gründungsurkunde als Stadt, nicht mehr erhalten. E. Trinder weiß in seiner „Chronik der Gemeinde Lözen“ (1912, S. 30 ff.) weiter zu berichten, daß dieser „Fundationsbrief“ bei einem Brande verloren gegangen sei. Beide For-

safer nehmen aber an, daß dieses Privileg etwa um 1573 erteilt sein muß. Töppen führt keine Gründe für diese Annahme an, während Trinder sich auf die ungefähr gleichzeitige Privilegierung der umliegenden Städte Goldap, Angerburg und Insterburg stützt und auch auf eine Notiz in einer kurzen Chronik des Lößener Stadtarchivs hinweist. Der Annahme dieser beiden Autoren folgt übrigens auch der polnische Masurenforscher Kentrzynski (O ludnosci polskiej . . . 1882 S. 487). Vom Standpunkt der bisher bekannten Überlieferung des Fundationsprivilegs aus gesehen, könnte man dieser allgemeinen Annahme wohl zustimmen. Es ist uns nämlich in einer Bestätigung durch den Kurfürsten Johann Sigismund vom 15. Mai 1612 erhalten, leider ohne das Datum der Ausstellung, wohl aber mit Angabe des Ausstellers, des Herzogs Albrecht Friedrich, der von 1568—78 regierte. Während dieser Jahre also mußte das Privileg entstanden sein. Daß dem aber tatsächlich nicht so ist, beweisen einmal die nach dieser Zeit — zuletzt noch am 31. März 1612 — wiederholten Bitten der Lößener an die Regierung um Verleihung des Stadtrechtes wie auch eines Siegels, und andererseits das Aktenstück E. M. 8 a Nr. 2 des Staatsarchivs Königsberg.

In diesem Aktenstück befinden sich zwei Abschriften des Stadtprivilegs von Angerburg. Die erste dürfen wir nach vorgehenden und begleitenden Notizen als das Reinkonzept zur Originalurkunde für Angerburg ansehen. Wichtig sind für uns folgende Stellen der Schlußformeln des Textes: „Des zu treuer, wahrer, steter und fester Haltunge haben wir unser Fürstlich Insigell an diese Stiftung wissentlichen hengen lassen, . . . Geschehen und gegeben zu Königspergk den 4 Aprilis . . . 1571. . .“

Die zweite Abschrift ist, wie schon aus dem Schriftbild hervorgeht, später als die erste angefertigt worden. Sie enthält viele Streichungen sowie Zusätze am Rande — mit den üblichen Verweisungszeichen — und auch zwischen den Zeilen. So ist z. B. der Name „Angerburg“ überall gestrichen und „Lützen“ darüber geschrieben; ebenso sind Stellen gestrichen, die nur rein angerburgische Verhältnisse betreffen und durch entsprechende auf Lützen bezügliche Randnotizen ersetzt worden. Die oben angeführten Schlußformeln endlich haben jetzt folgende Form erhalten: „Des zu threuer, wahrer, stetter und vhester Haltunge ppp. geschen und geben in Königspergk ppp.“ Es sind also fortgefallen die Erwähnung des „fürstlichen Insigells“ und das Datum. Ein Vergleich dieses Konzeptes nun mit der bei Trinder a. a. O. S. 33 bis 39 abgedruckten Stadturkunde von Lützen beweist ganz deutlich, daß diese stark veränderte zweite Abschrift der Angerburger Stadturkunde als Vorlage für die Lößener gedient hat. Da man nun dabei den Namen des Ausstellers der ersteren übernommen, das alte Datum aber nicht, so konnte eben leicht der Anschein erweckt werden, daß Kurfürst Johann Sigismund eine Originalurkunde Herzog Albrecht Friedrichs für Lützen bestätigt habe. Tatsächlich aber handelt es sich hier lediglich um eine ad hoc hergestellte, zweckentsprechend veränderte Wiedergabe des Angerburger Privilegs, die zweifellos erst 1612 angefertigt worden ist und eben am 12. Mai dieses Jahres mit der Bestätigung des Landesherren versehen ausgegeben wurde. Demnach ist

also Lözen nicht „etwa um 1573“, sondern erst 1612 Stadt geworden. Die Lösung dieser Frage ist zweifellos durch das oben bezeichnete Aktenstück des Staatsarchivs ermöglicht worden und insofern dem Zufall zu verdanken, als weder der Titel dieses Aktenstücks, noch das zugehörige Repertorium irgendwelchen Hinweis auf seine Bedeutung enthält. — Ein zweites Privileg, genauer gesprochen eine verbesserte Ausgabe desjenigen von 1612, hat bekanntlich der Große Kurfürst am 24. August 1669 der Stadt Lözen erteilt.

Jahresbericht für das Jahr 1930.

Im Berichtsjahre wurden folgende Vorträge gehalten:

13. Januar, Herr Studienrat Dr. U d a m: „Johann Jakobs politische Willensbildung.“
10. Februar, Herr Professor Dr. R o t h f e l s: Bismarcks „Staatsstreichpläne“.
10. März, Herr Professor Dr. Z i e s e m e r: „Die Propheten-übersetzung des Klaus Kranc.“
7. April, Herr Dozent Dr. G ü t t l e r: Georg Kiedels „Offenbarung Johannis“ (1734).
12. Mai, Herr Studienrat Dr. G a u s e: „Die russischen Greuelthaten in Ostpreußen 1914/15.“
13. Oktober, Herr Redakteur Dr. S e r a p h i m: „Das baltische Deutschtum und die Frage der Möglichkeit der Germanisierung der Letten und Esten.“
10. November, Herr Oberbaurat Dr. h. c. S c h m i d: „Bartholomäus Blume.“
11. Dezember, Herr Professor Dr. B r a c m a n n, Generaldirektor der preussischen Staatsarchive: „Die Anfänge der deutschen Ostpolitik.“

Am 31. Mai unternahm der Verein unter der Führung des Herrn Majors v. Saucken einen Ausflug nach dem Schlachtfelde von Br.-Eylau.

Die „Mitteilungen“ erschienen in vier Heften mit Vereinsnachrichten und wissenschaftlichen Aufsätzen. Dagegen war es im Berichtsjahre nicht möglich, ein neues Heft der Schöffnerbriefe herauszubringen. Dafür soll 1931 ein 25 Bogen starkes Heft erscheinen, mit dem dann der Text abgeschlossen sein wird. Die Herausgabe hat Herr Bibliotheksdirektor Dr. D i e s c h übernommen.

Die Jahresversammlung fand satzungsgemäß am 10. Februar statt. Es ist darüber in Jahrgang 4, Nr. 4 der Mitteilungen berichtet.

Veränderungen im Mitgliederbestande: Der Verein verlor 1930 durch den Tod seinen Ehrenvorsitzenden Herrn Professor Dr. K r a u s k e, sein langjähriges Vorstandsmitglied Herrn Kaufmann Z i e l s k e und drei weitere Mitglieder, Herrn Professor L a s k o w s k i = Marienburg, Herrn Oberregierungs- und Forstrat

Müller-Königsberg und Herrn Staatsarchivdirektor i. R. Geheimrat Professor Dr. Warschau-Berlin. Ausgeschlossen oder wegen Nichtzahlung der Beiträge von der Mitgliederliste gestrichen sind 11 Mitglieder. Eingetreten sind die Herren Universitätsprofessor Dr. Baetge-Königsberg, Staatsarchivrat Dr. Carstens-Danzig, Regierungsrat Hahn-Königsberg, Rittergutsbesitzer von Jungschulz-Köbern-Banners b. Liebstadt, Staatsarchivdirektor Dr. Recke-Danzig und Staatsarchivrat Dr. Weise-Königsberg. Der Verlust an Mitgliedern ist also zum erstenmal seit langer Zeit größer als der Zugang, ein Zeichen der Not der Zeit. Dem steht ein erfreulich wachsendes Interesse der Mitglieder und auch der Öffentlichkeit an den Veranstaltungen des Vereins gegenüber, das sich besonders in dem guten Besuch der letzten Vorträge zeigte.

Kassenbericht für das Jahr 1930.

Einnahmen.

Beiträge von Privatmitgliedern . . .	RM. 1070,—	
von körperschaftlichen Mitgliedern . . .	RM. 656,14	
Sonstige Einnahmen:		
Dunker & Humblot, München, Anteil am Verkaufserlös unserer Publikationen	RM. 107,30	
Eingelöste Coupons	RM. 51,80	
Verkaufte Bücher	RM. 66,50	
Zinsen: Stadtparkasse	RM. 186,88	
Bank d. Ostpr. Landschaft	RM. 39,15	RM. 226,03 = RM. 2177,77

Ausgaben:

Kosten der Mitteilungen	RM. 879,85	
Kosten der Publikationen	RM. 350,—	
Kosten der Sitzungen	RM. 137,10	
Sonstige Ausgaben	RM. 395,81	= RM. 1762,76

Mehreinnahme:	RM. 415,01
Hierzu Bestand vom 31. 12. 1929:	RM. 5534,31
	<u>RM. 5949,32</u>

Vermögensaufstellung für das Jahr 1930.

Bestand lt. Buch Nr. 11 676 der Stadtparkasse	RM. 4931,29	
Bestand lt. Buch Nr. 842 der Bank der Ostpreußischen Landschaft	RM. 891,—	
Bestand lt. Postsparkonto Nr. 4194	RM. 53,06	
Bargeld	RM. 73,97	= RM. 5949,32
Effekten		RM. 1158,90
		<u>RM. 7108,22</u>

Die Beiträge für das Jahr 1931 (für Einzelmitglieder RM. 6,—, für körperschaftliche RM. 15,—) bitten wir, soweit dies noch nicht geschehen, auf das Postcheckkonto des Vereins, Königsberg Pr. Nr. 4194, zu überweisen.

Der Vorstand.

Vereinsnachrichten.

Im letzten Vierteljahr sind folgende Vorträge gehalten worden:

Montag, den 12. Januar: Festsetzung zur 700-Jahrfeier der Ankunft des Deutschen Ordens in Preußen. Herr Bibliotheksdirektor Dr. Krollmann: Die Aufgaben der Provinzialgeschichtsschreibung in Altpreußen. — Der Vortrag wird in erweiterter Form den Mitgliedern als Festgabe im Laufe des Jahres zugehen.

Montag, den 9. Februar: Herr Studienrat Dr. Adam: Ernst von Saucken-Tarputtschen als liberaler Politiker.

Montag, den 9. März: Herr Staatsarchivrat Dr. Weise: Das Lichtbild im Dienste der archivalischen Forschung, mit Vorführung der Apparate im Lichtbildraum des Staatsarchivs.

Die Jahresversammlung für das Geschäftsjahr 1930 fand tagungsgemäß am 9. Februar statt. Nach der Genehmigung des Jahresberichts und des Kassenberichts wurden die ausscheidenden Vorstandsmitglieder, die Herren Krollmann, Koch, Sahm, Schumacher und Gauje einstimmig wieder gewählt.

Mitgliederverzeichnis des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen.

Ehrenmitglied.

Koch, Oberstudiendirektor Dr., Königsberg Pr., Königstraße 45.

Aktive Mitglieder.

1. Adam, Studienrat Dr., Königsberg Pr., Leostraße 39.
2. Anderson, Museumsdirektor, Königsberg Pr., Steindammer Kirchenplatz 1.
3. Armstedt, Geh. Studienrat, Prof. Dr., Königsberg Pr., Königstr. 81.
4. Art, Direktor, Königsberg Pr., Luisenhöh 3.
5. Baethgen, Prof. Dr., Königsberg Pr., Brahmsstraße 13.
6. Balzer, Redakteur Dr., Königsberg Pr., Beethovenstraße 10.
(für Abg. Allg. Stg.)
7. Barabas, Lehrer, Königsberg Pr., Altstädtische Holzwießenstraße 6.
8. Berding, Erich, Kaufmann, Königsberg Pr., Jenßenstraße 4.
9. Berding, Paul, Kaufmann, Königsberg Pr., Paradenhöf 3.
10. Berg, Studienrat Prof., Königsberg Pr., Tuchmacherstraße 1—2.
11. Bernau, Kreis Syndikus i. R., Königsberg Pr., Königstraße 32.
12. von Berg, Wirkl. Geh. Rat, Czellenz, Markienen bei Bartenstein.
13. Bloch, Dr. of dent. surgery, Königsberg Pr., Paradenhöf 7.
14. Bogun, Oberlandesgerichtsrat, Königsberg Pr., Tragh. Kirchenstr. 54.
15. Bonk, Studienrat, Prof. Dr., Osterode, Ostpr.
16. Braßmann, Generaldirektor der preußischen Staatsarchive, Prof. Dr., Berlin-Dahlem, Archivstraße 11.
17. Burath, Landgerichtsrat i. R., Braunschweig 1, Bernerstraße 1.

18. Carstenn, Prof. Dr., Elbing, Hansastrafte 3.
19. Carstens, Staatsarchivar Dr., Danzig, Staatsarchiv, Hansaplatz 5.
20. Conrad, Amtsgerichtsrat i. R., Berlin NW 87, Wullenweberstr. 6.
21. Diesch, Staatsbibliotheksdir. Dr., Königsberg Pr., Hardenbergstr. 11.
22. Diechow, Hauptlehrer i. R., Königsberg Pr., Kupflerstrafte 2.
23. Dönhoff, Graf, Friedrichstein bei Löwenhagen.
24. zu Dohna, Eberhard, Burggraf und Graf, Waldburg bei Seepothen.
25. zu Dohna, Heinrich, Graf, Tolkendorf, Kr. Rastenburg, Ostpr.
26. Ebhardt, Kaufmann, Königsberg Pr., Roggenstrafte 25/26.
27. Ehrhardt, Prof. Dr., Königsberg Pr., Oberteichufer 12.
28. Eulenburg, Graf, Königsberg Pr., Vogelweide 11.
29. Fechter, Zivilingenieur, Königsberg Pr., Weidendamm 16.
30. Find von Findenstein, Graf, Schönberg, Kr. Rosenburg, Westpr.
31. Fischer, Studienrat Prof. Dr., Königsberg Pr., Beethovenstr. 29.
32. Fischer, Studienrat Dr., Wehlau, Parfstrafte 15a.
33. von Foller, Oberleutnant a. D., Berlin-Friedenau, Kaiserallee 78.
34. Forstreuter, Archivassistent Dr., Königsberg Pr., Staatsarchiv, Hanfaring 31.
35. Franz, Studienrat Dr., Königsberg Pr., Simsonstrafte 22.
36. Friedländer, Studienrat Prof. Dr., Königsberg Pr., Kopernikusstrafte 9.
37. Friedrich, Studienrat Dr., Königsberg Pr., Theaterstrafte 5.
38. Gau, Prorektor, Königsberg Pr., Landhofmeisterstrafte 4.
39. Gause, Studienrat Dr., Königsberg Pr., Labiauer Strafte 158.
40. Gehrmann, Studienrat, Mohrungen.
41. Goldstein, Redakteur Dr., Königsberg Pr., Beethovenstrafte 35.
42. Gollub, Staatsarchivar Dr., Breslau, Zur grünen Eiche 21.
43. Grosse, Oberregierungsrat, Königsberg Pr., Landhofmeisterstr. 2.
44. Grieser, Archivassistent Dr., Königsberg Pr., Schaakener Strafte 6/8.
45. Groß, Rektor, Königsberg Pr., Blumenstrafte 11.
46. Gubba, Rittergutsbesitzer, Göhhöfen, bei Memel.
47. Guttzeit, Lehrer, Heiligenbeil, Markt 25.
48. Haberland, Oberreg.-Rat Dr., Königsberg Pr., Luisenallee 38/40.
49. Hahn, Regierungsrat, Königsberg Pr., Belowstrafte 6.
50. Hein, Staatsarchivdirektor Dr., Königsberg Pr., Hanfaring 31.
51. Herbst, Rektor, Königsberg Pr., Neue Dammgasse 32.
52. Hermann, Kaufmann, Königsberg Pr., Lindenstrafte 30.
53. Heymann, Geh. Rat, Prof. Dr. jur., Berlin, Univerfität.
54. Hoffmann, Paula, Lehrerin, Königsberg Pr., Luisenallee 53.
55. Hoffmann, Gustav, Kaufmann, Königsberg Pr., Weidendamm 23/24.
56. Hurdelbrink, Stadt-Chemiker Dr., Königsberg Pr., Hornstrafte 7.
57. Hurtig, Studienrat Dr., Königsberg Pr., Simsonstrafte 12.
58. Jahnke, Direktor, Königsberg Pr., Gerhart-Hauptmann-Strafte 2.
59. Jendreyczyk, Apotheker, Rastenburg, Ostpr.
60. Jensch, Privatdozent Dr., Königsberg Pr., Hardenbergstrafte 22.
61. von Jungschulz = Robern, Rittergutsbesitzer, Banners bei Liebftadt.
62. Kallmann, Regierungsrat, Allenstein, Copernikusstrafte 6.
63. Kasperreit, Mittelschullehrer, Königsberg Pr., Jägerhoffstrafte 12.
64. Kätelhön, Studienrat Dr., Königsberg Pr., Tragh. Pulverstrafte 5a.
65. Kaufmann, Archivdirektor Dr., Leipzig S. 36, Bornaifchestrafte 188.
66. Keyser, Museumsdirektor Dr., Danzig-Oliva, Schloß.
67. Kiewning, Geh. Archivar Dr., Detmold.
68. Kirchhoff, Bezirksfchornsteinfegermeister, Lasdehnen.
69. Knobloch, Rentner, Martapoera, Süd-Borneo.

70. v. Königssegg, Adla, Johanniter Schwester, Königsberg Pr., Nach-
tigallensteig 13a.
71. Krollmann, Bibliotheksdirektor Dr., Königsberg Pr., Schrötter-
straße 19a.
72. Kuhnert, Geh. Regierungsrat, Staatsbibliotheksdirektor Dr., Ver-
lin-Südende, Dehlerstraße 25.
73. Lederbogen, Magistratschulrat Dr., Königsberg Pr., Hinter-
Rößgarten 48.
74. Lehndorff, Graf, Steinort, Kr. Angerburg.
75. Lejch, Buchhändler, Königsberg Pr., Französische Straße 3.
76. Lied, Lehrer, Labiau.
77. Lohmeyer, Oberbürgermeister Dr., Königsberg Pr., Körte-Allee 13.
78. Luckenbach, Studienrat, Rastenburg, Ostpr., Wilhelmstraße.
79. Lullies, Studienrat i. R., Prof. Dr., Königsberg Pr., Henscheitr. 18.
80. Maeder, Oberstudienrat Dr., Allenstein, Gymnasium.
81. Martens, Amtsgerichtsrat, Königsberg Pr., Theaterplatz 12.
82. Maschke, Privatdozent Dr., Königsberg Pr., Goltz-Allee 15.
83. Meier, Sophie, Studienrätin, Marienburg, Westpr., Luisenschule.
84. Mendthal, Prof. Dr., Königsberg Pr., Tragh. Pulverstraße 22.
85. Menz, Oberstudiendirektor D. Dr., Königsberg Pr., Mozartstraße 8.
86. Meje, Studienrat Dr., Löken, Lyzeum.
87. Meyer, Erich, Kaufmann, Königsberg Pr., Regentenstraße 3.
88. Meyer, William, Stadtbibliothekar Dr., Königsberg Pr., Tragh.
Pulverstraße 21.
89. Menzhöfer, Studiendirektor Dr., Ortelsburg, Realgymnasium.
90. Mortensen, Frau Dr., Göttingen.
91. Mühlpsfordt, Direktor i. R., Bad Kreuznach, Salinenstraße 125.
92. Nadler, Prof. Dr., Königsberg Pr., Cäcilien-Allee 9.
93. Neumann, Dr. med., Labiau.
94. Neumann, Apotheker, Königsberg Pr., Unterlaak 28.
95. Novak, Studienrat Dr., Tilsit, Friedrichstraße 27.
96. von der Oelsnitz, Oberstleutnant a. D., Königsberg Pr., Augusta-
straße 10.
97. Plenzat, Prof. Dr., Elbing, Madensens-Straße 8.
98. Pottel, Studienrat Dr., Königsberg Pr., Claasstraße 3a.
99. Recke, Staatsarchivdirektor Dr., Danzig, Staatsarchiv, Hansaplatz 5.
100. Reicke, Bibliotheksrat i. R. Dr., Göttingen, Weender Landstraße 5 I.
101. Renner, Studienrat Dr., Königsberg Pr., Kraus-Allee 6.
102. Riemann, Amtsgerichtsrat Dr., Königsberg Pr., Straußstraße 4.
103. Rosenbaum, Apotheker, Königsberg Pr., Bergplatz 1—2.
104. Roh, Stadtschulrat Dr., Königsberg Pr., Hammerweg 3.
105. Rothfels, Prof. Dr., Königsberg Pr., Cäcilien-Allee 17.
106. Rousselle, Pfarrer, Canditten, Kr. Pr.-Enlaun.
107. Sahm, Magistrats-Schulrat, Königsberg Pr., Freystraße 4.
108. v. Saucken, Major a. D., Königsberg Pr., Hardenbergstraße 5.
109. Schindowski, Sanitätsrat Dr., Königsberg Pr., Theaterstraße 9.
110. Schmauch, Studienrat Dr., Wormditt, Progymnasium.
111. Schmid, Oberbaurat Dr., Marienburg, Westpr.
112. Schröter, Studienrat Dr., Königsberg Pr., Beethovenstraße 36.
113. v. Schön, Gutsbesitzer, Blumberg bei Gumbinnen.
114. Schulz, Reichsbankdirektor i. R., Königsberg Pr., Tauroggenstraße 7.
115. Schulz, Carl, Buchhalter, Königsberg Pr., Krönchenstraße 14/15.
116. Schulz, Gutsbesitzer, Lindicken, Kr. Pilsfallen.
117. Schumacher, Oberstudiendirektor Dr., Marienwerder, Westpr.,
Bahnhofstraße 30.

118. Schurig, Studienrat, Königsberg Pr., Wartenburgstraße 12.
119. Schwarz, Studienrat Dr., Königsberg Pr., Tragh. Pulverstraße 45.
120. Seraphim, Redakteur Dr., Königsberg Pr., Hardenbergstraße 5.
121. Seidel, Studienrat Dr., Tilsit, Sommerstraße 38.
122. Siehr, Oberpräsident Dr., Königsberg Pr., Mitteltragheim 40.
123. Siehr, Justizrat Dr., Königsberg Pr., Bergplatz 12.
124. Slawski, Studienrat, Stallupönen, Goldaper Straße 2.
125. von St. Paul, Oberst a. D., Königsberg Pr., Tragh. Pulverstr. 46.
126. Stahl, Landgerichtsdirektor, Königsberg Pr., Hintertragheim 30.
127. Starfinger, Dr. med., Fischhausen.
128. Steffens, Oberstudiendirektor Dr., M. d. L., Marienburg, Westpr.
129. Stein, Mittelschullehrer Dr., Königsberg-Juditten, Waldstraße 20.
130. Stenger, Prof. Dr., Königsberg Pr., Kastanien-Allee 6.
131. Stettiner, Stadtschulrat a. D., Prof. Dr., Stadtälteste, Königsberg Pr., Mitteltragheim 32.
132. Stieda, Prof. Dr., Leipzig, Schillerstraße 7.
133. Stolze, Studienrat Prof. Dr., Königsberg Pr., Tiergartenstraße 21.
134. Susat, Studienrätin Dr., Königsberg Pr., Handstraße 9.

135. Teppich, Dr. jur., Kaufmann, Königsberg Pr., Schubertstraße 8.
136. Thiedmann, Mittelschullehrer, Königsberg Pr., Oberhaberberg 92.
137. Tiesler, Eisenbahningenieur, Königsberg Pr., Auguste-Viktoria-Allee 11.

138. Uhse, Landschaftsdirektor, Gansenstein, Kr. Angerburg.
139. Unterberger, Prof. Dr., Königsberg Pr., Oberteichufer 3.

140. Vanjelow, Erster Bibliotheksrat Dr., Königsberg Pr., Staatsbibliothek.

141. Weise, Studentat i. R. Prof. Dr., Königsberg Pr., Cranzer Allee 35.
142. Weise, Staatsarchivar Dr., Königsberg Pr., Hufenallee 49
143. Weiler, Rittergutsbesitzer, Metgethen, Kr. Königsberg.
144. Wermke, Bibliotheksrat Dr., Königsberg Pr., Joachimstraße 4.
145. Wiese, Amtsgerichtsrat Dr., Königsberg Pr., Goltz-Allee 10.

146. Ziesemer, Prof. Dr., Königsberg Pr., Cäcilien-Allee 11.

Gesellschaften, Behörden, Bibliotheken.

1. Altertumsgesellschaft Prussia Königsberg Pr.
2. Baugewerkschule Königsberg Pr.
3. Bibliothek der Akademie Braunsberg.
4. Bibliothek der Pädagogischen Akademie Elbing.
5. Copernikusverein Elbing.
6. Elbinger Altertumsverein.
7. Historisch-Staatswissenschaftl. Verbindung Hohenstaufen Königsberg Pr.
8. Institut für Heimatforschung Königsberg Pr.
9. Kirchenhistorisches Seminar Königsberg Pr.
10. Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen.
11. Literarische Gesellschaft Masovia Löben.
12. Oberländischer Geschichtsverein Osterode, Ostpr.
13. Oberpostdirektion Gumbinnen.
14. Reichstagsbibliothek Berlin.
15. Sächsische Landesbibliothek Dresden.
16. Schloßbauverein Heilsberg.
17. Staatsarchiv Danzig.
18. Staatsarchiv Königsberg Pr.
19. Staats- und Universitätsbibliothek Berlin.
20. Staats- und Universitätsbibliothek Königsberg Pr.
21. Staatliches Gymnasium Köhler.
22. Stadtbibliothek Danzig.

23. Stadtbibliothek Königsberg Pr.
24. Technische Hochschule Danzig-Langfuhr.
25. Universität Breslau.
26. „ Greifswald.
27. „ Göttingen.
28. „ Heidelberg.
29. „ Kiel.
30. „ Leipzig.
31. „ Tübingen.
32. Westpreußischer Geschichtsverein Danzig.

Reise.

- | | |
|-----------------------------|-----------------------------|
| 1. Kreisauschuß Allenstein. | 13. Kreisauschuß Mohrungen. |
| 2. „ Angerburg. | 14. „ Ortelsburg. |
| 3. „ Braunsberg. | 15. „ Osterode, Ostpr. |
| 4. „ Darkehmen. | 16. „ Pr.-Eglnau. |
| 5. „ Fischhausen. | 17. „ Raftenburg, Ostpr. |
| 6. „ Gerdauen. | 18. „ Kößel. |
| 7. „ Goldap. | 19. „ Rosenburg, Westpr. |
| 8. „ Gumbinnen. | 20. „ Sensburg. |
| 9. „ Heiligenbeil. | 21. „ Stallupönen. |
| 10. „ Heilsberg. | 22. „ Stuhm. |
| 11. „ Insterburg. | 23. „ Tilsit-Ragnit. |
| 12. „ Königsberg Land. | 24. „ Wehlau. |

Städte.

- | | |
|--------------------------|-----------------------------------|
| 1. Magistrat Allenstein. | 11. Magistrat Marienburg, Westpr. |
| 2. „ Angerburg. | 12. „ Marienwerder, Westpr. |
| 3. „ Bartenstein. | 13. „ Memel. |
| 4. „ Elbing. | 14. „ Mohrungen. |
| 5. „ Gumbinnen. | 15. „ Neidenburg. |
| 6. „ Insterburg. | 16. „ Pr.-Holland. |
| 7. „ Königsberg Pr. | 17. „ Raftenburg. |
| 8. „ Labiau. | 18. „ Rosenburg, Westpr. |
| 9. „ Löben. | 19. „ Tilsit. |
| 10. „ Lyck. | |

Buchbesprechung.

Ziesemer, Walther, Die Prophetenübersetzung des Claus Cranc. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Sonderreihe. Bd. 1. Halle. Niemeyer 1930. VII u. 416 S. 25 M.

In unermüdllichem Schaffensdrange hat Walther Ziesemer uns in den letzten Jahrzehnen eine lange Reihe von wertvollen Publikationen beschert, welche bedeutsame Quellen der Ordenszeit Preußens der wissenschaftlichen Bearbeitung erschließen. Es sei nur an die zum Teil recht umfangreichen Rechnungsbücher des Deutschen Ordens, wie das Große Amberbuch, das Marienburger Konventsbuch, das Ausgabebuch des Marienburger Hauskomturs und andere mehr erinnert. Hieran schließen sich in den letzten Jahren Stücke der von dem Orden in seiner Blütezeit veranlaßten deutschen Bibelübersetzung. Im Jahre 1929 erschien die „Ostdeutsche Apostelgeschichte des 14. Jahrhunderts“, jetzt liegt uns die Prophetenübersetzung des Claus Cranc aus derselben Zeit vor. Alle diese Veröffentlichungen sollen in erster Linie einem großen Ziele dienen: der wissenschaftlichen Erkenntnis der deutschen Sprache in Preußen von der Zeit der Ankunft des Ordens bis auf den heutigen Tag, und bilden daher sozusagen Vorarbeiten für das große Lebenswerk des Herausgebers, das Preußische Wörterbuch. Man

würde aber weit fehl gehen, wenn man aus diesem Grunde den genannten Publikationen nur ein philologisches Interesse zuschreiben wollte. Allen sprachlichen Denkmälern kommt ja an sich schon geistesgeschichtliche Bedeutung zu. Die Rechnungsbücher des Ordens enthalten überdies eine ungemeine Menge von Einzelnachrichten, die uns in den Stand setzen, die wirtschaftliche und politische Organisation des Ordensstaates ganz anders als bisher bis ins kleinste kennenzulernen, und liefern nicht weniger viel Details zur Siedlungs-, Orts- und Personengeschichte desselben. Weniger einleuchtend ist zunächst die Bedeutung der Bibelübersetzung für geschichtliche Dinge, die über das Philologische hinausgehen. Da ist es denn das besondere Verdienst des Herausgebers, nicht nur in den Einleitungen der beiden Publikationen der Apostelgeschichte und des Propheten, sondern auch schon vorgreifend in seinen „Studien zur mittelalterlichen Bibelübersetzung“ (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Geisteswissenschaftliche Klasse, 5. Jahrg., Heft 5) darauf hingewiesen zu haben, welche große Rolle die Bibelübersetzungen des Ordens in der deutschen Sprachgeschichte und Geistesentwicklung spielen. Allein schon der Nachweis der nahen Verwandtschaft der Sprache der preussischen Bibelübersetzungen mit der Martin Luthers eröffnet geistesgeschichtliche Perspektiven wichtigster Art. Nicht weniger wichtig erscheint die bloße Tatsache, daß der Orden diese Bibelübersetzungen schuf, daß also im 14. Jahrhundert ein Bedürfnis in Preußen vorlag, die Bibel in deutscher Sprache zu lesen. Und es ist reizvoll zu sehen, daß noch in der Mitte dieses Jahrhunderts der Deutsche Ritterorden und der Bettelorden der Minoritenbrüder an einer solchen Aufgabe gemeinsam arbeiteten. (Der Minoritenkustos Claus Cranc aus Thorn übersetzte die Propheten im Auftrage des Obersten Marshalls des D. O. in Königsberg, Siegfried von Dahensfeld.) Auch die Historiker haben also alle Ursache, Ziesemer für die mühevollen und sorgfältigen Publikationen dankbar zu sein. Der Königsberger Gelehrten Gesellschaft gebührt der Dank für die Aufnahme des Werkes in ihre Schriften, das durch die Beigabe der interessanten 12 Abbildungen nach Nicolaus von Lyra (Tetramorph, Tempelbau usw.) noch kostbarer geworden ist.

C. Krollmann.

Plattdeutsche Volksmärchen aus Ostpreußen, aufgezeichnet von Hertha Grudde, mit einem Nachwort von W. Ziesemer und J. Müller-Blattau, hrsg. vom Institut für Heimatsforschung der Universität Königsberg. Königsberg: Gräfe und Unzer (1931). VII. u. 222 S., geh. 5 RM.

Dies Buch, mit dem der Verlag einen neuen Beweis für sein Interesse an ostpreussischer Volkskunde gibt, zeigt in der erfreulichsten Weise, welche Schätze an wertvollem Volkstum bei uns noch zu heben sind. 300 Volksmärchen hat Frau Hertha Grudde von Instfrauen und Landarbeitern in einem einzigen Dorfe (Weisleiden in Natangen) gesammelt, von denen sie 112 uns vorlegt, Geschichten voll prächtigen Humors, von Königen und verwunschenen Prinzessinnen, Räubern und Wanderburschen, Gespenstern und Tieren, vom Teufel und vom — Gerichtsvollzieher, Geschichten, die von Erwachsenen für Erwachsene erzählt werden wie alle Märchen, bevor der Rationalismus sie in die Kinderstuben verbannte. Besonders wertvoll ist die Sammlung dadurch, daß sie nicht weniger als 61 Melodien von Märchenverfen — diese sind als gesunkenes Kulturgut bezeichnenderweise meist hochdeutsch — enthält, die zum ersten Mal mit den Märchen aufgenommen und wiedergegeben sind.

J. Gause.

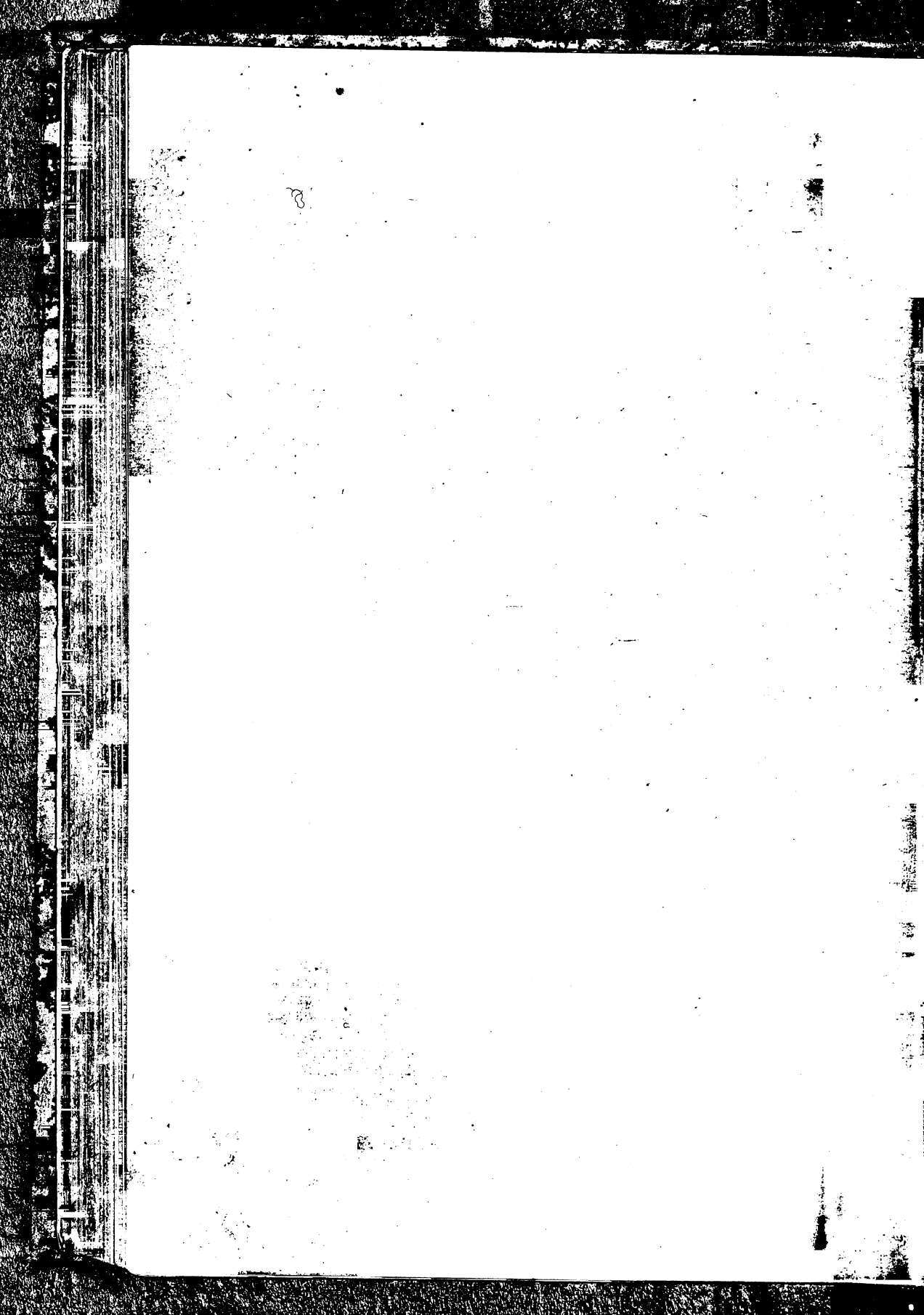
Dem vorliegenden Heft ist ein Verzeichnis für die ersten fünf Jahrgänge beigegeben.



Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Druck: Ostpreussische Druck- und Verlagsanstalt A.-G.

1931



ROTANOX
oczyszczanie
X 2015



CZ.R.24.1
42858

ELBLĄG